<36608041710015

<36608041710015

Bayer. Staatsbibliothek

~~N. 1024.~~
H. Nat. 94. (3,17
Hist. nat. System. 203.
~~N°. 411.~~

Herrn von Buffons

Naturgeschichte

der

vierfüßigen Thiere.

Siebzehnter Band.

Wien,

gedruckt und verlegt bei F. A. Schrämbl.

1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

26.

	Zoll.	Lin.
Länge von dem Ende der Kinnbacken an bis an das Hinterhaupt	4	11
Größte Breite des Kopfes	3	8
Länge des untern Kinnbackens von seinem vordern Ende bis an den hintern Rand des knotigen Fortsatzes	4	1
Dicke des vordern Theiles des Oberkinnbackenknochens	—	3
Breite des obern Kinnbackens an der Stelle der Hundszähne	1	4
Abstand zwischen den Augenhöhlen und der Oeffnung der Nasenlöcher	—	$7\frac{1}{2}$
Länge dieser Oeffnung	1	1
Breite derselben	—	7
Länge der eigentlichen Nasenbeine	—	9
Breite derselben an der breitesten Stelle	—	$2\frac{1}{2}$
Breite der Augenhöhlen	1	1
Höhe derselben	—	$8\frac{1}{2}$
Länge der Hundszähne	1	—
Länge des Loches im ersten Wirbel von oben herab	—	$6\frac{2}{3}$
Breite dieses Loches von einer Seite zur andern	—	7

Höhe

	Zoll.	Lin.
Höhe des stachelichten Fortsatzes des zweiten Wirbels	—	4
Breite dieses Fortsatzes	—	3
Länge der achten Rippe, welche die längste ist	5	2
Länge des Brustbeines	4	4
Länge des sechsten Lendenwirbels, welcher der längste ist . . .	—	9⅓
Länge des obern Theiles des Hüftbeines	—	11
Länge des Hüftbeines von der Mitte der Pfanne bis in die Mitte der obern Seite . .	4	—
Länge der eiförmigen Löcher .	1	2½
Breite derselben		9½
Breite des Beckens	2	—
Höhe desselben	2	9½
Länge des Schulterblattes . .	3	9
Breite desselben in der Mitte .	2	—
Länge des Oberarmknochens . .	5	10
Länge des Elbogenknochens . .	6	3
Länge des Spindelknochens . .	5	9
Länge des Oberschenkelknochens	6	7
Länge der Schienbeinröhre . .	6	4½
Länge des Wadenbeines . . .	5	9
Höhe der Handwurzel	—	9
Länge des Fersenbeines	1	5
Höhe des ersten keilförmigen und		

des

	Zoll.	Lin.
des schiffförmigen Knochens zusammen	—	9
Länge des ersten Knochens in der Mittelhand, welcher der kürzeste ist	1	—
Länge des dritten Knochens in der Mittelhand, welcher der längste ist	1	6
Länge des ersten Knochens im Mittelfuße, welcher der kürzeste ist	1	2
Länge des dritten, welcher der längste ist	2	—
Länge des ersten Gliedknochens im Daumen der Vorderfüße	—	$6\frac{1}{2}$
Länge des zweiten	—	$3\frac{1}{2}$
Länge des ersten Gliedknochens im dritten Finger	1	$\frac{1}{2}$
Länge des zweiten	—	$8\frac{2}{3}$
Länge des dritten	—	5
Länge des ersten Gliedknochens in der großen Fußzehe . . .	—	$8\frac{1}{2}$
Länge des zweiten	—	4
Länge des ersten Gliedknochens in der dritten Fußzehe . . .	1	2
Länge des zweiten	—	9
Länge des dritten	—	5

Anhang.

Der Herr Schreber liefert bei dem Magot eine eigene Beschreibung des Hundskopfes, welche von der buffonschen verschieden und viel bestimmter ist, und deßfalls hier angeführt werden soll.

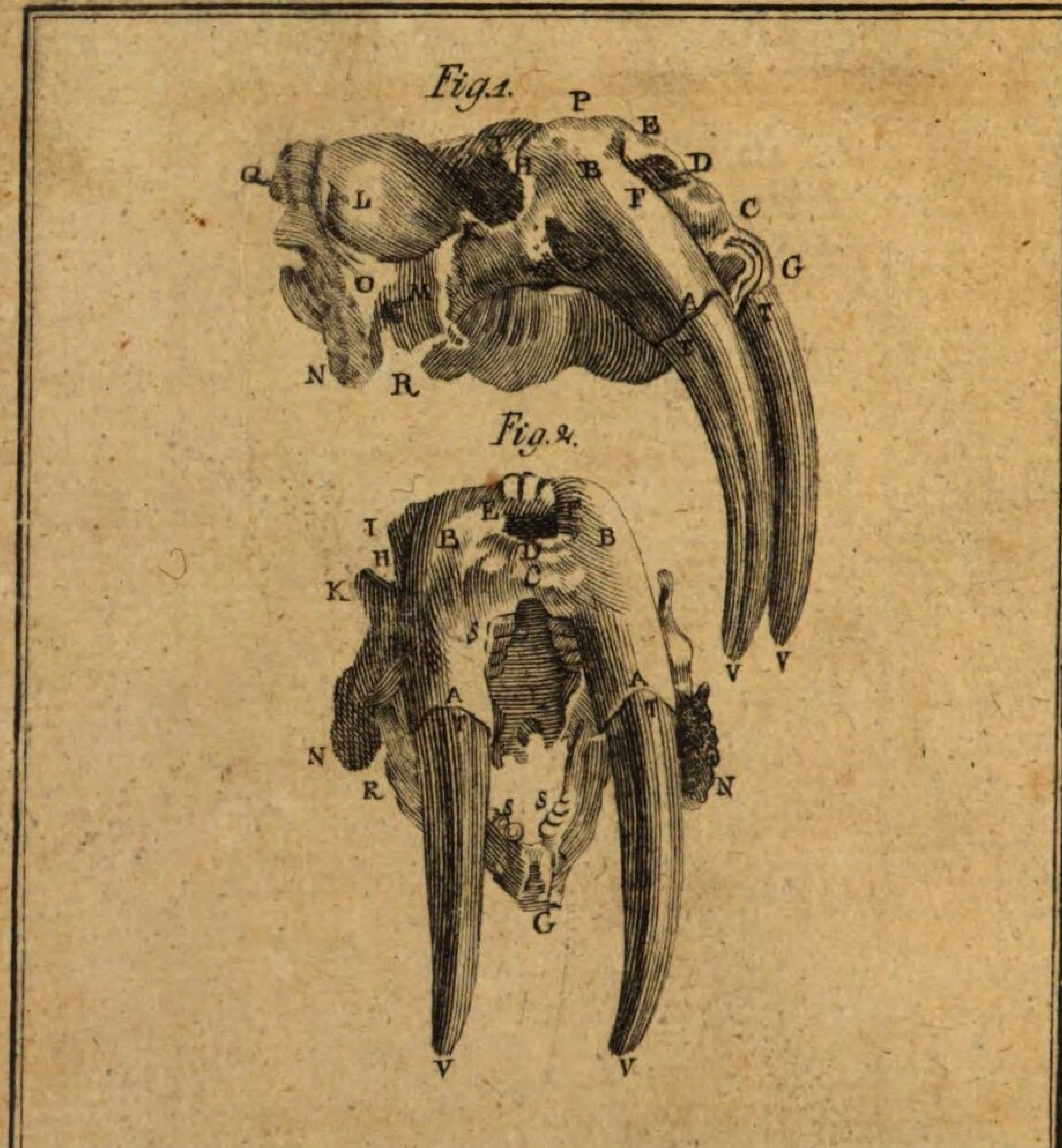
„Der Hundskopf, sagt er, ist dem gemeinen Affen überaus ähnlich. Das längere Gesicht, die hervorstehende Schnauze, die größere Statur und die Verschiedenheit der Sitten zeichnen ihn aber dennoch als eine eigene Art genugsam aus. Das Thier, welches ich gesehen habe, war ein Männchen von vierzehn Monathen und von der Größe eines mittelmäßigen Hundes. Sein Gesicht war ganz weiß, die Hände schwärzlich, die Haut auf der Brust und dem Bauche, so weit man sie sehen konnte, blaulichgrau.

Naturgeschichte

der

vierfüßigen Thiere.

Der Morse oder die Seekuh. T.CCCLXI.



Büff.N.d.Vierf.T.XVII.T.

CL.

Der Morse a) 1).

oder

die Seekuh.

Buff. Allg. Hist. d. Nat. VII. I. Tab. 54. 55.

Der Nahme Seekuh, unter welchem der Morse fast einem jeden bekannt, ist sehr unschicklich b), weil das durch denselben bezeichne=

a) Morse, Mors der Nahme dieses Thiers in der russischen Sprache, den wir beibehalten

zeichnete Thier überall keine Aehnlichkeit mi der Landkuh hat. Der Nahme Meerelephant ist

halten haben. Gemeiniglich heißt er Seekuh, oder das Thier mit den großen Zähnen; Mors im Engländischen; Wallroß oder Wallruß im Deutschen und Holländischen; Rosmarus in Dänemark und Island.

Wallrus Description des Indes occidentales par de Laët, pag. 41. fig. ibid. Diese Figur ist von Wormius nachgestochen worden. Mus. Worm. p. 289.

Rosmarus vetus. Jonston de piscibus pag. 160. Tab. XLIV.

Vache marine. Histoire d'Islande et de Groenlande, tom. II. p. 159. fig. p. 168.

Rosmarus. Phoca dentibus laniariis superioribus exsertis. Linné Syst. nat. Ed. X. pag. 38.

B.

1) Trichecus (Rosmarus) dentibus laniariis superioribus exsertis longioribus. Erxleb. Mammal. p. 593. n. 1.

Rosmarus sive Morsus norwagicus. Ol. Magn. sept. p. 757. (mit schlecht. Abbild.).

Rosmarus. Gesn. aquat. p. 249. cum fig. Ol. Magn. aliaque p. 250. paullo meliore.

Wallrus seu Mors, Jonst. pisc. p. 227.

Ruffor

ist besser ersonnen, indem er sich auf einer Aehnlichkeit, welche sonst bei keinem Thiere gefun-

Ruſſor oder Roſtinger. Geſn. Fiſch. pag. 127.

Rosmarus. Wallroſs oder Seepferd. Ol. Gott. Kunſtk. p. 35. Tab. 23. fig. 3. (von Laët.).

Wallroſs. Mart. Spitzb. p. 78. Tab. P. fig. 6. (Abbild. schlecht.).

Walrus. Charlet. exerc. piſc. p. 49.

Walrus ſeu Mors. Sib. ſcot. an. p. 10.

Equus marinus et Hippopotamus falſo dictus. Rai Syn. quadr. p. 191.

Le Wallroſs, ou Cheval marin. Egede Groenl. p. 61. (schlechte Abbild.).

Phoca dentibus caninis exſertis. Linné Syſt. nat. 2. p. 44.

Vache marine. Charlev. nouv. F. III. p. 147.

Das Walroſs. Anderſs. Island. p. 258.

Phoca dentibus caninis exſertis. Linné Syſt. nat. 6. p. 6. n. 2.

Ein Seepferd. Ellis Hudſ. Tab. 7. (Abbild. schlecht).

Rosmarus Wallroſs. Klein quadr. p. 92.

Morſch. J. G. Gmelin Sibir. III. p. 165.

Phoca dentibus caninis exſertis. The Phoca, with the canine teeth exerted: the Walrus. Hiſt. anim. p. 555.

gefunden wird, und auf einem sehr sichtbaren Charakter gründet. Der Morse hat, wie der

La vache marine: Odobenus. Brisson regn. an. p. 48. n. 1.

Das Wallros. Hall. vierf. p. 483.

Wallrofs. Müll. Samml. III. p. 563.

Rosmare. Diction. anim. III. p. 713.

Vache marine. Dict. anim. IV. p. 438.

Walrus. Dict. anim. IV. p. 570.

Walrus: Rob met de bovenste Hoecktanden buiten den Beck uitsteekende. Houtt. nat. hist. II. p. 7. tab. 11. fig. 1. cranii.

Vache marine ou bête à la grande dent. Bom. Dict. IV. p. 497.

Le Morse ou la vache marine. Buffon hist. nat. XIII. p. 358. 415. tab. 54. das Thier. tab. 55. der Schädel. Allg. Hist. d. Nat. VII. I. p. 197.

Das Wallrofs. Cranz Groenl. p. 165.

Trichechus (Rosmarus) dentibus laniariis superioribus exsertis. Linné Syst. nat. XII. I. p. 49. n. 1. XIII. I. p. 59. n. 1.

The Arctic Wallrus. Penn. Syn. quadr. pag. 335. n. 263.

Vacca marina. Alesf. quadr. IV. tab. 172. (Buff. Abbild.)

Wallrus. Müller Natursyst. I. p. 171. tab. 11.

Wallrofs

der Elephant, zwei große elfenbeinartige Hauzähne, welche aus dem obern Kinnbacken heraus stehen, und hat einen eben so gestalteten oder vielmehr verunstalteten Kopf als der Elephant, welchem er hierin völlig gleichen

Wallrofs. Stell. Kamtfch. p. 106.

Das Wallrofs: Trichecus Rosmarus. Schreb. Säugth. II. p. 262. n. 1. tab. 79. (Buff. Abbild.)

Trichechus (Rofmarus) dentibus laniariis fuperioribus exfertis. Müll. Dan. prodr. p. 1. n. 1.

Le Morfe ou la Vache marine. Buffon quadr. Ed. in 12. Tom. VI. p. 303. t. 27.

Das Wallroß. Zimmermann geograph. Zool. I. p. 299. II. p. 424. n. 385.

Naturgesch. d. nördl. Polarl. II. p. 141. n. 90.

D.

b) Anmerkung. Dieser Nahme so wohl, als des Meerkalbes seiner, kommt vielleicht daher, weil der Morse und Phoke zuweilen ein Geschrei machen, das dem Brüllen einer Kuh oder eines Kalbes ähnlich ist. Ipsis (sagt Plinius, da er von den Phoken redet) in somno mugitus, unde nomen vituli. Lib. IX. cap. XIII.

gleichen würde, wenn er einen Rüssel hätte. Allein der Morse ist nicht nur dieses Gliedmaßes, das der Elephant als Arm und Hand gebraucht, sondern auch des Gebrauchs der wirklichen Arme und Beine beraubt. Diese Gliedmaßen liegen wie bei den Phoken unter seiner Haut, und bloß die beiden Hände und Füße ragen auswärts hervor. Sein Leib ist lang gedehnt, hat ein dick voraussstehendes Vordertheil, ist nach dem Hintertheile dünne, und allenthalben mit einem kurzen Haare bedeckt. Die Zehen an den Füßen und die Finger an den Händen stecken in einer Haut, und haben am Ende kurze spitzige Nägel; dicke Borsten liegen wie ein Knebelbart um das Maul; die Zunge ist ausgekantet; die Ohren haben keine Muscheln. Auf solche Art ist der Morse, wenn man auf die großen Hauzähne an ihm, durch welche der Kopf eine andere Gestalt bekommt, und die Schneidezähne, welche ihm so wohl oben als unten fehlen 2), nicht sieht, in allen übrigen

2) Der Wallroß hat zuverläßig vier Schneidezähne in den Zwischenbeins-Knochen, und im Oberkiefer vier, im Unterkiefer fünf, bisweilen nur vier Backenzähne, welche alle, da sie einander ähnlich sind, meistens

übrigen Theilen des Leibes dem Phoken gleich; nur ist er weit größer, dicker und stärker. Die größesten Phoken sind höchstens nur sieben bis acht Fuß lang, die Morsen gemeiniglich zwölf, und es werden auch welche gefunden, die sechzehn Fuß in der Länge, und acht bis neun im Umfange haben. Die Morsen haben auch noch dieses mit den Phoken gemein, daß sie sich an eben denselben Gegenden aufhalten, und man findet sie beinahe immer beisammen. Sie haben viele Gewohnheiten mit einander gemein; sie halten sich beide bald im Wasser bald auf dem Lande auf; sie steigen beide nach den Eisschollen hinauf; sie säugen, und ziehen ihre Jungen auf einerlei Art auf; sie nehmen einerlei Nahrungsmittel zu sich; sie leben beide in Gesellschaft, und ziehen in großen Schaaren. Allein die Art von den Morsen ist nicht so mannigfaltig als die von den Phoken;

er

meistens aus Mangel an Kenntniß, Backenzähne genannt werden. — Die Hauzähne sind gewiß sehr lang im Wallroße, und sitzen wirklich in den Oberkiefer-Knochen. Campers kleine Schriften, 3. Band. S. 21.

D.

er begibt sich auch dem Anscheine nach nicht so weit weg, ist mehr an sein Klima gebunden, und selten findet man welche anderwärts als in den nördlichen Meeren; daher war den Alten der Phoke und nicht der Morse bekannt.

Die meisten Reisenden, welche die nördlichen Meere von Asien c) Europa und Amerika

c) Man findet in den Gegenden von Nova Zembla und auf allen Inseln bis an den Obi, Morsenzähne; man will sogar behaupten, daß sich auch einige bis in den Gegenden vom Jenisei befinden, und daß man ehedem einige bis nach Piasida gesehen habe; hiernächst werden wieder viele nach der Spitze von Schalaginskoi bei den Tschuktschi, wo sie sehr groß sind, angetroffen. — Glaublich befinden sich diese Thiere von diesem Orte an bis nach dem Anadir-Fluß in großer Menge, indem alle Zähne, die man nach Jakutzk zum Verkaufe bringt, von Anadirskoi kommen; man findet auch einige in der Hudsonsbai auf der Insel Phelipeaux, wo sie eine russische Elle lang und so dick wie ein Arm sind; sie geben eben ein so schönes Elfenbein als die Hauzähne des Elephanten

rika d) besucht, haben dieses Thiers erwähnet. Zorgdrager e) aber scheinet uns in seinen

phanten. (Man sehe les Voyages du Nord tom. VI. Jeremie Relat. de la baie de Hudson. p. 7.)

„Zu Jakutzk habe ich einige solche Morsenzähne gesehen, die fünf Viertel russische Ellen lang sind; und andere von anderthalb Ellen; gemeiniglich sind sie mehr breit als dick, und am untern Theile an die vier Zoll breit. — Ich habe nicht gehört, daß man bei Anadirskoi Ostrog zuweilen auf die Jagd oder den Fang der Morsen, um ihre Zähne zu bekommen, die doch in so großer Menge daher kommen, ausgegangen sey; man hat mich hingegen versichert, daß die Einwohner diese bloßen Zähne an der niedrigen Küste des Meeres fänden, und daß man daher nicht nöthig hätte, vorher die Morsen ums Leben zu bringen. — Verschiedene Leute haben mich gefragt, ob die Morsen von Anadirskoi eine andere Gattung als die wären, welche sich in dem nördlichen Meere und in der westlichen Mündung des Eismeeres befinden, da die Zähne, welche von der östlichen Küste kommen, viel größer als die sind, welche man aus Westen erhält. — Dem Anscheine nach haben die grönlän-

nen Nachrichten von denselben die meisten Kenntnisse an den Tag zu legen, und wir haben

grönländischen Morsen, und die, welche an der Westseite des Eismeeres sind, gar keine Gemeinschaft mit denen, welche sich in Osten vom Kolima an der Spitze von Schalaginskoi und noch weiter bei Anadirskoi befinden. — Gleiche Bewandtniß hat es mit den in der Hudsonsbai, sie scheinen zu denen bei den Tschuktschi nicht kommen zu können. — Indessen kommen alle Leute darin überein, daß die Morsen bei Anadirskoi so wenig in der Größe als in der Gestalt von den grönländischen unterschieden sind u. s. f." Voyage de Gmelin en Siberie, tome III. p. 148. (p. 166.)

Anmerkung. Herr Gmelin beantwortet jene Frage nicht, welche doch meinem Bedünken nach hinlänglich beantwortet werden kann. Da er selbst sagt, daß man diese Thiere weder zu Anadirskoi, noch in der ganzen östlichen Gegend des Eismeers jage, und man folglich von daher bloß Zähne von Morsen bringe, welche eines natürlichen Todes gestorben sind, so darf man sich nicht darüber verwundern, daß diese völlig ausgewachsenen Zähne größer als die von den grönländischen Morsen sind, welche man oft sehr jung tödtet.

ben es für unsere Schuldigkeit gehalten, hier den Abschnitt seiner Abhandlung von diesen Thieren, in einem Auszuge nach der von dem Herrn Marquis von Montmirail mir mitgetheilten Uibersetzung anzuführen.

„Ehedem fand man in der Horizont- und Klock-Bai viele Morsen und Phoken, heut zu Tage aber sind nur noch sehr wenige da. Beiderlei Thiere begeben sich des Sommers, wenn es sehr heiß ist, nach den in der Nachbarschaft

d) Man sieht an den Küsten von Nordamerika auch Seekühe, welche sonst Thiere mit den großen Zähnen heißen, weil sie zwei große und dicke Zähne haben, die so lang wie ein halber Arm sind. — Diese übertreffen das beste Elfenbein an Schönheit. Man findet sie auf der Isle de sable. Description de l'Amerique septentrionale par Denis, tom. II. p. 257.

e) Description de la prise de la baleine et de la pêche du Groenland etc. par Corneille Zorgdrager. Nuremberg, 1750.

Anmerk. Dieses Werk ist anfänglich in holländischer Sprache geschrieben, und dieser Auszug ist bloß nach der deutschen Uibersetzung gemacht worden.

barschaft der Baien liegenden Ebenen, und man sieht sie scharenweise bei achtzigen, hunderten, und wohl zwei hunderten, vorzüglich Morsen, die sich einige Tage nach einander da aufhalten können, bis sie vom Hunger nach der See getrieben werden. Im Aeußerlichen sind diese Thiere den Phoken sehr ähnlich; sie sind aber stärker und größer. An ihren Pfoten sind fünf Zehen, wie an der Phoken ihren, aber die Nägel daran sind kürzer, und ihr Kopf ist dicker, runder und stärker. Die Haut des Morsen, hauptsächlich nach dem Halse zu, ist einen Zoll dick, runzelig, und voller sehr kurzer Haare von ungleichen Farben. Sein oberer Kinnbacken ist mit zwei Zähnen bewaffnet, welche eine halbe oder ganze Elle lang sind. Diese Hanzähne, welche hohl sind, werden größer, je älter das Thier wird. Man sieht zuweilen welche, die nur einen solchen Zahn haben, weil sie den einen im Kampf, oder bloß Alters halber verloren. Dieses Elfenbein ist gewöhnlich theurer, als das vom Elephanten, weil es dichter und härter ist. Das Maul des Morsen gleicht dem Ochsenmaule, und ist so wohl oben als unten mit hohlen und spitzigen Borsten besetzt, welche so dick wie ein Strohhalm sind. Uiber dem Maule sind zwei Nasenlöcher, aus welchen sie, wie der Wallfisch,

sich, das Wasser heraus blasen, wiewohl sie dabei kein großes Geräusch machen. Ihre Augen sind funkelnd, roth, und in der Hitze des Sommers brennend; und da sie dann die Wirkung, die das Wasser auf ihre Augen macht, nicht leiden können, so halten sie sich des Sommers lieber als zu irgend einer andern Zeit auf den Ebenen auf. — Nach Spitzbergen hin sieht man viele Morsen. . Man tödtet sie auf dem Lande mit Lanzen.... Um des Nutzens willen, den man von ihren Zähnen und ihrem Thrane hat, fängt man sie. Der Thran von ihnen wird für eben so gut gehalten, als der vom Wallfische; ihre beiden Zähne sind eben so viel werth als all ihr Fett; das Innere dieser Zähne ist noch theurer als Elfenbein, vornehmlich in den großen Zähnen, welche dichter und härter als die kleinen sind. Wenn man das Pfund Elfenbein von den kleinen Zähnen für einen Gulden verkauft, so gilt das Pfund von den großen drei bis vier und wohl fünf Gulden; ein mittelmäßiger Zahn wiegt drei Pfund—.. und eine Morse gibt gewöhnlich eine halbe Tonne Thran; die Vortheile von dem ganzen Thiere betragen also sechs und dreißig Gulden, nähmlich achtzehn für seine beiden Zähne, das Pfund zu drei Gulden gerechnet, und achtzehn für das Fett.— —

Ehedem

Ehedem fand man große Scharen von diesen Thieren auf dem Lande, allein unsere Schiffe, welche alle Jahre in dieser Gegend auf den Wallfischfang ausgehen, haben sie so weggescheuchet, daß sie sich nach entlegenen Orten begeben haben, und daß diejenigen welche sich noch daselbst befinden, nicht mehr bei Scharen auf das Land gehen, sich nicht mehr im Wasser, sondern hier und da zerstreuet f) auf dem Eise aufhalten. Wenn

f) Anm. Diese Thiere haben entweder in der Anzahl sehr abgenommen, oder sich beinahe alle nach bisher unbekannten Küsten begeben, indem man in den Nachrichten von den nördlichen Reisen findet, daß das Volk auf einem engländischen Schiffe im Jahr 1704 bei der Insel Cherry auf fünf und siebzig Grad und fünf und vierzig Minuten Breite eine ungemein große Menge Morsen alle dicht bei einander liegend gefunden habe; daß die Engländer von den mehr als Tausenden, aus welchen diese Schar bestand, nur fünfzehn ums Leben brachten, aber eine ganze Tonne mit den gefundenen vielen Zähnen anfülleten; — daß sie vor dem 13. Julius noch hundert von diesen Thieren tödteten, und davon nur die Zähne mitnahmen; — daß im

Wenn man einem solchen Thiere nahe genug ist, so wirft man mit einer starken recht dazu gemachten Harpune nach demselben, und oft gleitet diese Harpune an der harten und dicken Haut ab; wenn sie aber durchgedrungen ist, so ziehet man das Thier mit einem Tau nach dem Ruder der Schaluppe, durchbohret es mit einer starken dazu verfertigten Lanze, und tödtet es auf diese Art vollends. Hierauf bringt man es aufs nächste Land, oder auf ein flaches Eisstück; es ist gemeiniglich schwerer als ein Ochs. Dann zieht man zuerst die Haut ab, welche man wegwirft, weil man sie nicht gebrauchen kann g) 3), man hauet mit einem Beile die beiden

im Jahre 1706 andere Engländer sieben bis acht hundert in sechs Stunden erlegten, 1708 über neun hundert in sieben Stunden, 1710 acht hundert in einigen Tagen, und daß endlich eine einzige Person mit einer Lanze vierzig tödtete.

g) Anmerk. Zorgdrager wußte dem Anscheine nach nicht, daß man ein sehr gutes Leder aus dieser Haut verfertiget. Ich habe Hangeriemen an Kutschen, die daraus gemacht und sehr geschmeidig und stark waren, gesehen. — Anderson meldet auf Othere Zeugniß,

beiden Zähne aus dem Kopfe, oder man hauet auch den Kopf ab, damit die Zähne nicht beschädiget werden, und kocht denselben in einem Kessel. Hierauf schneidet man das Fett in langen Stücken, und bringet es nach dem Schiffe. Es kostet eben so viele Mühe, den Morsen mit Rudern nachzusetzen, als den Wallfischen, und man wirft oft vergebens die Harpune nach ihnen, denn ohne darauf zu sehen, daß der Wallfisch leichter zu treffen ist, so gleitet auch die Harpune nicht so leicht oben ab, als am Morsen... Oft stößt man drei Mahl mit einer starken und sehr scharfen Lanze zu, ehe man ihr hartes und dickes Fell durchbohren kann. Man muß deßwegen einen solchen Ort zu treffen suchen, wo die Haut sehr gespannet ist, indem man durch die schlaffen Stellen schwerlich durchkommen würde. Man zielet aus dieser Ursache

Zeugniß, daß man daraus auch Gurten und Schiffstaue mache. Histoire naturelle du Groenland, tom. II. pag. 160.

3) Man bringt die Haut auch nach England, um Leim daraus zu machen. Naturgesch. der nördl. Polarl. p. 146.

sache mit der Lanze nach den Augen des Thiers, welches wegen dieser Bewegung den Kopf umwenden muß, wodurch die Haut in der Gegend der Brust gespannt wird; alsdann bringt man dem Thier an diesem Theil einen Stoß bei, und ziehet die Lanze ganz geschwinde zurück, damit selbiges sie nicht ins Maul nehme, und denjenigen, der es gestossen hat, nicht mit den Spitzen seiner Zähne, oder mit der Lanze selbst verletze, welches bisweilen geschehen ist. Indessen dauert dieser Anfall auf einem kleinen Eisstücke nicht lange, weil der Morse, er mag verwundet seyn oder nicht, sogleich ins Wasser springt, und deßwegen fällt man ihn lieber auf dem Lande an. — — Allein man findet diese Thiere nur an Oertern, wohin wenige Leute kommen, als auf der Insel Mossen hinter Vorland, in den um die Horizont- und Klockbai liegenden Landschaften, und anderwärts auf sehr entlegenen Ebenen und auf Sandbänken, wohin nur selten Schiffe kommen. Selbst diejenigen, welche man da antrifft, sind durch die ausgestandenen Verfolgungen so klug geworden, und sind so behutsam, daß sie sich alle ganz nahe am Wasser aufhalten, damit sie allenfalls geschwinde hinein springen können. Ich habe dieses

dieses selbst auf der großen Sandbank hinter Vorland erfahren, wo ich eine Schar von dreißig bis vierzig solcher Thiere vorfand; einige waren im Wasser ganz nahe am Lande, andere waren nicht weit davon entfernt. Wir blieben da einige Stunden, bevor wir ans Land stiegen, in der Hoffnung, daß sie sich ein wenig weiter auf das ebne Land hin begeben würden, und wir ihnen dann näher kommen könnten. Da uns dieses aber nicht gelang, so fuhren wir von der rechten und linken Seite ans Land. Als wir hier ankamen, so waren sie beinahe alle in eben demselben Augenblick im Wasser. Wir konnten daher keine fangen, sondern verwundeten nur einige, die eben so wie diejenigen, welche nicht getroffen waren, ins Meer sprangen, und wir kriegten keine als die, welche wir aufs neue wieder im Wasser schossen — Vor Alters und ehe die Morsen verfolgt wurden, gingen sie sehr weit ins feste Land hinein, so daß sie bei der Fluth sehr weit vom Wasser waren, und man zur Zeit der Ebbe, da sie sich noch viel weiter entfernt hatten, ihnen leicht beikam.... Man ging ihnen gerade entgegen, damit sie sich nicht nach der See zurück ziehen konnten; alle diese Anstalten sahen sie ohne die mindeste Furcht, und oft tödtete ein jeder davon

von einen, ehe er wieder ins Wasser kommen konnte. Aus ihren todten Körpern machte man eine Schanze, und stellte dahinter einige Leute, die denjenigen, die darüber kriechen und entwischen wollten, den Rest geben, und die übrigen vollends todt machen mußten. — Man tödtete auf diese Art zwei bis dreihunderte. Aus der ungemein großen Anzahl Knochen von diesen Thieren, womit der Erdboden bedeckt ist, siehet man, daß sie ehedem sehr zahlreich gewesen sind. — — Wenn sie verwundet sind, so werden sie wüthend, und beissen mit ihren Zähnen allenthalben herum; sie zerbrechen denen, von welchen sie angegriffen werden, ihre Waffen, oder stoßen sie ihnen aus den Händen, und endlich stecken sie sich mit der äußersten Wuth den Kopf zwischen die Beine oder Schwimmhäute, und wälzen sich so ins Wasser hinein — — Wenn ihrer viele beisammen sind, so werden sie so kühn, daß sie sich einander zu Hülfe kommen, die Schaluppen umringen, und sie mit ihren Zähnen durchbohren, oder durch Schläge gegen den Bord umzustoßen suchen — — — Uibrigens fürchtete dieser Meerelephant, bevor er die Menschen kannte, sich vor keinem einzigen Feinde, indem er die grausamen Bären, die sich in Grönland aufhalten, und als Seeräuber

betrachtet werden können, zu bezwingen gewußt hatte."

Setzet man zu diesen Beobachtungen des Herrn Zorgdragers diejenigen, welche sich in der Sammlung der nördlichen Reisen befinden h), und andere, welche in verschiedenen

h) Das Seepferd (Morse) ist dem Meerkalbe (Phoke) sehr ähnlich; aber viel größer, indem es so groß wie ein Ochs ist. Seine Tatzen sind wie bei dem Meerkalbe, und die vorderen so wohl wie die hinteren haben fünf Zehen oder Klauen, aber die Nägel daran sind kürzer; es hat auch einen dickern, rundern und härtern Kopf als das Meerkalb. Seine Haut ist beinahe einen Zoll dick, vornehmlich um den Hals; einige sind mit einem mausfarbigen Haare bedeckt, andere haben sehr wenige Haare; sie sind gemeiniglich voller Auswüchse und Schrunden, so daß man sagen möchte, man hätte ihnen die Haut abgezogen, vornehmlich um die Gelenke herum, wo die Haut sehr runzelig ist. Sie haben im obern Kinnbacken zwei große und lange Zähne, welche zwei Fuß lang und zuweilen noch länger sind; die Jungen haben die Hauzähne nicht gleich, sondern sie bekommen sie

denen Beschreibungen zerstreut sind, hinzu, so werden wir eine ziemlich vollständige Geschichte

sie erst mit den zunehmenden Jahren. — Diese beiden Zähne sind schätzbarer und theurer als das Elfenbein; inwendig sind sie dicht, aber ihre Wurzel ist hohl. — Diese Thiere haben einen eben so weiten Rachen wie ein Ochs, und über und unter den Lippen haben sie verschiedene Haare, welche inwendig hohl und so dick wie ein Strohhalm sind. Uiber dem obern Barte haben sie zwei Nasenlöcher, welche wie ein Halbzirkel aussehen, wodurch sie wie die Wallfische, aber mit viel wenigerem Geräusche das Wasser heraus spritzen; ihre Augen stehen ziemlich hoch über der Nase. Die Augen sind so roth wie das Blut; wenn das Thier sie gedrehet, oder nicht gedrehet hat, bemerkte ich doch keinen grossen Unterschied. Die Ohren sind von den Augen nicht weit entfernt, und gleichen den Ohren der Meerkälber. Ihre Zunge ist wenigstens eben so groß wie eine Ochsenzunge. — Sie haben einen so dicken Hals, daß es ihnen schwer fällt, den Kopf zu drehen, wodurch sie gemüssiget werden, die Augen über alle Maßen zu drehen. — Ihr Schwanz ist kurz wie bei den Seekälbern. Bei ihnen kann man das Fett nicht

schichte von diesen Thieren haben. Dem Anscheine nach war seine Gattung vor Zeiten viel

nicht so wie bei den Seekälbern abschneiden, weil es mit Fleisch durchgewachsen ist. — Ihr Zeugungsglied ist ein harter Knochen, der ungefähr zwei Fuß lang ist, nach dem Ende zu immer dünner wird, und in der Mitte etwas krumm ist; ganz nahe am Bauche ist dieses Glied platt, aber weiter hin ist es rund und voller Nerven. — Allem Anscheine nach leben diese Thiere von Grase und Fischen; ihr Koth gleicht dem Pferdemiste. — Wenn sie ins Wasser springen und untertauchen, so werfen sie zuerst den Kopf hinein wie die Meerkälber; sie schlafen und schnarchen nicht nur auf dem Eise, sondern auch im Wasser, so, daß sie oft so aussehen, als wenn sie todt wären; sie sind wüthend und zugleich muthig, und vertheidigen einander, so lange sie leben. — Sie wenden alle ihre Kräfte an, diejenigen, welche man gefangen hat, zu befreien; sie fahren in die Wette auf die Schaluppe los, beissen und brüllen erschrecklich, und wenn sie durch ihre große Menge die Menschen zur Ergreifung der Flucht müssigen, so setzen sie ganz geschwinde der Schaluppe so lange nach, als sie sie sehen können.

viel weiter verbreitet, als sie es heutiges Tages ist. Man fand dieselbe in den Meeren der gemäßigten Zonen, in dem Meerbusen von Canada i), auf den Küsten von Akadien,

nen. — Bloß um ihrer Zähne willen fängt man sie; unter Hunderten aber wird man bisweilen nur einen finden, der gute Zähne hat, da einige noch gar zu jung sind, und die andern verdorbene Zähne haben. Recueil des Voyages du Nord, tom. II. p. 117.

i) Auf neun und vierzig Grade vierzig Minuten Breite gibt es drei kleine Inseln in dem Busen des St. Lorenz-Flusses, auf deren einer eine gewisse Art von Phoken, die, wie ich glaube den Alten unbekannt war, und von den Flanderern Walrus, von den Engländern aber, welche den russischen Nahmen angenommen haben, Mors genannt wird. Dieses Thier ist ein Amphibium, und übertrifft zuweilen einen flandrischen Ochsen an Größe; sein Haar ist so beschaffen wie des Phoken seines.— Es hat zwei unten gekrümmte Zähne, die bisweilen eine Elle lang sind, und eben so wie Elfenbein gebraucht werden, und mit demselben gleichen Werth haben. Descri-ption

dien, u. s. w. jetzt aber hält sie sich bloß in den Meeren um den Nordpol auf. In dieser kalten Zone findet man nur Morsen; sogar in den Gegenden wo viele Fahrt ist, und in dem europäischen Eismeere sind nur wenige, und noch weniger in der See von Grönland, in der Davisstraße, und andern nördlichen Gegenden von Amerika, weil man sie bei Gelegenheit des Wallfischfanges seit geraumer Zeit beunruhiget und weggejagt hat. Seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, fuhren die Einwohner von St. Malo nach den Isles ramees auf den Fang der Morsen, welche zu der Zeit sich daselbst in

ption des Indes occidentales par de Laët. p. 41. (p. 38.)

An den Küsten von Nordamerika sieht man Seekühe, welche sonst auch Thiere mit den großen Zähnen heißen, weil sie zwei große dicke und einen halben Arm lange Zähne haben, und ihre übrigen Zähne vier Finger lang sind. Kein Elfenbein ist schöner als was man von diesen Zähnen bekommt. Man findet diese Seekühe auf der Insel Sable. Description de l'Amerique septentrionale par Denis, tom. II. p. 257.

B.

in großer Menge befanden k). Es sind noch nicht hundert Jahre her, da die Bewohner von Portroyal in Kanada nach dem Kap Sable und dem Cap fourchu, Barken auf den Fang dieser Thiere l) ausschickten, welche sich nachhin von diesen Gestaden so wohl als von den Küsten der europäischen Meere entfernt haben. Denn man findet sie nun nicht mehr in großer Menge, außer in dem Eismeere von Asien, von der Mündung des Obi an, bis zu der östlichen Spitze des festen Landes, nach dessen Küsten wenige Menschen hinkommen. Sehr selten sieht man welche in den Meeren der gemäßigten Zonen. Die Gattung aber, welche sich unter dem heißen Himmelsstriche, und in den ostindischen Meeren findet, ist von unsern nordischen Morsen unterschieden. Glaublich scheuen sich diese entweder vor der Hitze, oder der Salzigkeit der südlichen Meere; und wie sie dieselben nie durchstrichen haben, so hat man sie auch nach dem andern Pole zu nicht gefunden, da man doch

k) Description des Indes occidentales, par de Laët, p. 42.

l) Description de l'Amerique septentrionale par Denis, tom. I. p. 66.

doch die großen und kleinen Phoken aus unserm Norden da sieht, und zwar in grösserer Anzahl, als in den Ländern unsers Nordpols.

Der Morse kann indessen wenigstens eine Zeit lang in einer gemäßigten Erdgegend leben. Eduard Worst meldet, daß er in England ein solches Thier, das ein Vierteljahr alt war, lebendig gesehen, daß selbiges alle Tage nur auf eine kurze Zeit ins Wasser gebracht worden, und sonst auf der Erde herum gekrochen sey. Er sagt nicht, daß es von der Hitze der Sonne beschwert worden, sondern zeigt an, daß so bald man es angerühret, es die Miene eines wüthenden und starken Thiers angenommen, und durch die Nasenlöcher heftig geschnaubt hätte. Dieser junge Morse war so groß wie ein Kalb, und einem Phoken sehr ähnlich. Er hatte einen runden Kopf, große Augen, platte und schwarze Nasenlöcher, welche er nach Belieben öffnete und zumachte. Er hatte keine Ohren, sondern nur Gehörgänge. Die Oeffnung des Rachens war ziemlich klein; der Oberkinnbacken war mit einem Knebelbarte von knorpelichten, dicken, und steifen Haaren besetzt; der untere Kinnbacken war dreieckig, die Zunge dick und kurz, und in dem innern

innern Rachen waren auf beiden Seiten platte Zähne. Die Vorder- und Hinterfüße waren breit, und der Hinterleib war vollkommen so wie bei einem Phoken; dieses Hintertheil schleppte mehr nach als es ging. Die Vorderfüße waren nach vorn und die hinteren nach hinten zu gekehret; sie waren alle in fünf Zehen abgetheilet, die mit einer starken Haut bedeckt waren. — — Das Fell war dick, hart, und voller kurzer dünner aschfarbiger Haare. Dieses Thier grunzte wie ein wildes Schwein, und bisweilen noch gröber und stärker. Es hatte die großen Zähne oder Hauer noch nicht, aber man konnte im obern Kinnbacken schon die Hügel sehen, aus welchen sie heraus kommen sollten. Man fütterte es mit gekochtem Haber- und Hirsebrei; es sog davon mehr mit langsamen Zügen, als es fraß; es kam grunzend zu seinem Herrn, mußte sich aber sehr angreifen, um zu ihm zu gelangen, indessen folgte es ihm nach, wenn er ihm zu fressen gab m).

Aus dieser Beobachtung, welche einen ziemlich

m) Description des Indes occidentales, par de Laët, p. 41.

ziemlich richtigen Begriff von dem Morsen gibt, siehet man, daß er in einer gemäßigten Gegend leben kann. Es scheinet aber nicht, daß er eine große Hitze vertragen könne, oder jemahls die südlichen Meere besucht habe, um von einem Pole zum andern überzugehen. Verschiedene Reisende erzählen, daß sie in Indien Seekühe gesehen haben, diese aber sind von einer andern Art. Die Morsenart ist immer leicht an ihren langen Hauzähnen zu kennen, und bloß der Elephant hat ähnliche Zähne. Solche Producte erzeugt die Natur selten, indem unter den Landthieren und Amphibien, der Elephant und der Morse, bei welchen sie sich befinden, einsame Arten, und die einzigen von ihrem Geschlechte sind, auch außer dem keine einzige Thierart, die dieses Kennzeichen hat, gefunden wird.

Man will für gewiß sagen, daß die Morsen sich nicht auf die Art, wie die anderen vierfüßigen Thiere, sondern so, daß das Weibchen auf dem Rücken liegt, begatten. In dem Gliede des Männchens ist, wie bei den Wallfischen, ein dicker großer Knochen. Das Weibchen gebieret im Winter auf dem Lande oder Eise, und wirft gemeiniglich nur ein Junges, welches bei der Geburt schon so groß, wie ein jähriges Schwein ist. Wir

wissen

wissen zwar nicht, wie lange das Thier trächtig gehe, aber nach der Zeit des Wachsthums, und auch nach der Größe desselben zu urtheilen, muß es über neun Monathe dauern. Die Morsen können nicht beständig im Wasser bleiben, sondern müssen dann und wann ans Land gehen, so wohl um ihre Jungen zu säugen, als anderer nothwendiger Verrichtungen willen. Wenn sie sich genöthiget sehen, auf steile Ufer und Eisschollen zu klettern, so klammern sie sich mit ihren Hauern an n), und bringen mit ihren Vordertatzen die schwerfällige Masse ihres Leibes in die Höhe. Man behauptet, daß ihre Nahrung in Muschelwerk bestehet, welches im Grunde des Meeres liegt, und daß sie selbiges mit ihren Hauzähnen losma-

chen

n) Diese Hauzähne sind weder ganz rund noch recht eben, sondern vielmehr platt, und ein wenig eingekerbt; der rechte ist gemeiniglich etwas länger und stärker als der linke. — Ich habe zwei solche Zähne gehabt, von denen jeder zwei Fuß und einen Zoll Pariser Maß lang war, und unten acht Zoll im Umfange hatte. Histoire naturelle du Groenland, par Anderson, t. II. p. 162. et 163.

chen o). Andere aber sagen p), daß sie bloß von einem gewissen Kraute mit breiten Blättern, das im Meere wächst, leben, und daß sie weder Fleisch noch Fische fressen. Allein ich glaube, daß diese Meinungen nicht recht gegründet sind, indem der Morse, dem Anscheine nach gleich den Phoken, vom Raube, und besonders von Häringen und andern kleinen Fischen lebt, denn er frißt nicht, wenn er auf dem Lande ist, und das Bedürfniß der Nahrung nöthiget ihn, sich wieder in die See hinein zu begeben 4).

d'Auben=

o) Histoire naturelle du Groenland, p. 162.

p) Description des Indes occidentales par de Laët, p. 42.

4) Auf dem Eise lag eine erstaunliche Menge Wallrosse, und weil wir bis dahin diese Thiere für Seekühe gehalten hatten, die gut zu essen sind, so schickte ich, da es uns an frischen Lebensmitteln sehr fehlte, die Bothe beider Schiffe aus, um einige davon zu erlegen. Als nun Abends unsere Bothe mit neun Stück vermeinter Seekühe an Bord unsers Schiffs zurück kehrten, und so mancher Matrose, der schon ein Paar Tage lang vorher jedes Thier die=

ser

D'Aubenton sagt: Der Morse (Taf. LIV.) kommt dem Phoken (Taf. XLV.) in der Bil=
dung

ser Art, welches er sah, gleichsam mit den Augen verzehrt hatte, endlich einen leckern Schmaus zu genießen hoffte, traten ein Paar von unsern Leuten, die ehedem diese Thiere in Grönland gesehen hatten, mit der Nachricht hervor, daß es nicht Seekühe, sondern Seepferde (Wallrosse) wären, die man dort niemahls äße. Wie sehr fand sich nicht ein jeder bei dieser Nachricht in seinen Erwartungen betrogen! Doch ließen wir uns durch nichts abhalten, so lange von unsern Meerungeheuern zu zehren, als ein Stück davon übrig blieb; und es gab wenige am Borde, die nicht diese frische Speise unserm Pökelfleische vorgezogen hätten. Das Fett ist Anfangs süß wie Mark, wird aber in wenig Tagen ranzig, wenn es anders nicht eingesalzen wird, wodurch es sich weit länger hält. Das magere Fleisch ist grob, schwarz und von etwas wildem Geschmacke; das Herz hingegen schmeckt beinahe so gut wie das Ochsenherz. Das ausgeschmolzene Fett gibt ein reichliches Oehl, welches in Lampen sehr gut brennt. Die Felle sind überaus dick, und kamen uns bei unserm Tau= und Takelwerke gut zu Statten.

dung des ganzen Leibes sehr nahe, nur allein mit dem Kopfe nicht. Anstatt einer länglichen

Statten. Die Zähne oder Hauer waren jetzt bei allen sehr klein, und sogar bei den ältesten und größten nicht über sechs Zoll lang. Wir schlossen daraus, daß sie ihre alten Zähne kürzlich verloren haben müßten. Diese Thiere liegen in Herden von vielen Hunderten auf dem Eise, und drängen sich über einander wie die Schweine. Ihr Brüllen ist sehr laut, und kündigte uns bei nebeligem Wetter oder des Nachts die Nähe des Eises an, ehe wir es sehen konnten. Nie fanden wir die ganze Herde schlafend, sondern jederzeit hielten einige davon Wache; diese weckten, wenn sich ihnen ein Both nahete, die zunächst bei ihnen schlafenden auf, und durch diese pflanzte sich der Lärm weiter fort, bis in wenigen Augenblicken die ganze Herde aufgewacht war. Sie hatten aber deßwegen noch keine Eile weg zu kommen, sondern warteten, bis man Feuer auf sie gegeben hatte; alsdann stürzten sie sich in der äußersten Unordnung über einander ins Meer. Diejenigen, die nicht auf den ersten Schuß todt niederfielen, gingen meisten Theils für uns verloren, wenn wir sie auch tödtlich verwundet hatten.

Diese

lichen Schnautze, hat der Morse eine Art von Maul oder Angesicht, das sich nach oben zu nicht weiter, als über die Nase erstrecket, wo es mit zwei runden Knollen aufhöret, die von den Nasenlöchern und den Augen beinahe gleich weit entfernt sind. Das Stirnblatt, das heißt derjenige Theil des Kopfes, der

Diese Thiere kamen uns übrigens lange nicht so gefährlich vor, wie sie von einigen beschrieben werden; sie waren es nicht einmahl, wie man sie angriff, und die Gefahr war bei ihnen mehr scheinbar als wirklich. Oft folgten sie unsern Bothen in großen Scharen und kamen dicht daran hervor; allein man brauchte nur etwas Pulver von der Pfanne abbrennen zu lassen, oder auch nur die Flinte gegen sie zu richten, so tauchten sie augenblicklich unter. Das Weibchen vertheidigt ihre Jungen so wohl im Wasser als auf dem Eise bis aufs äußerste, und setzt sogar ihr eigenes Leben dabei hinten an. Das Junge verläßt auch seine Mutter nicht, und bleibt selbst dann noch bei ihr, wenn sie getödtet ist; man hat also, sobald man diese erlegt hat, das erstere sicher. Im Wasser hält die Mutter ihr Junges zwischen den Vorderfloßen. K. Cooks 3. Entdeckungs-Reise, Th. 2. p. 140.

der sich bei den vierfüssigen Thieren von den Augen bis an das Ende der Schnautze erstreckt, macht bei dem Morsen eine Biegung zwischen den Nasenlöchern und den Augen; das Angesicht, dessen gedacht worden ist, findet sich unter dieser Biegung; die Richtung seiner Fläche ist beinahe senkrecht; die Stirne und der Scheitel des Kopfes sind hinter der Biegung des Stirnblatts auf einer horizontalen Fläche. Diese außerordentliche Bildung rühret von zwei Hauern, oder sehr großen Zähnen her, die aus dem Vordertheile des Oberkinnbackens hervor gehen, nach unten und ein wenig auswärts gerichtet, und hinten gekrümmet sind. Die Laden dieser beiden Zähne machen die beiden Seiten des Mauls, und ihr Boden ist unter der Biegung des Stirnblatts; die beiden Erhabenheiten, oder runden Knollen, die über dem Maule in der Gegend dieser Biegung sind, sind gerade über dem Boden von jeder dieser Zahnladen. Indem diese Zähne aus den Fächern oder Laden hervor ragen, sind sie viertehalb Zoll weit von einander entfernt, und lassen das Ende der Unterlefze zwischen sich hervor scheinen; die Oberlefze ist sehr groß, weil sie um die beiden großen Zähne herum geht; sie ist auch in der Mitte, an der Stelle wo sie die Unterlefze

berührt,

berührt, ein wenig ausgehöhlt; die Zähne gehen eilf und einen halben Zoll weit aus dem Rachen des Morsen hervor, der zum Gegenstande dieser Beschreibung gedienet hat; die Nasenlöcher haben ihre Stelle viertehalb Zoll weit über der Lefze; allein diese Maßen können nicht genau seyn, indem man bei dieser Beschreibung nur eine aufgetrocknete Haut vor sich hat; ein großer Theil der Kopfknochen, die Beine und das Zeugungsglied, haften noch an dieser Haut; sie ist mit einem Haare versehen, so ungefähr vier Linien lang, und auf dem Kopfe und an den Beinen weit kürzer ist; dieses Haar ist fein, ziemlich spröde, und an verschiedenen Stellen von olivenbrauner, gelblicher und röthlicher Farbe; es sind nur noch kleine Stückchen von Bartborsten übrig, die aus großen Löchern hervor gehen, welche auf dem ganzen Vordertheile der Oberlefze ganz nahe bei einander sitzen; diese Borsten sind weiß und platt, sie haben zwei Drittel einer Linie in der Breite, und ein Drittel in der Dicke. Die Haut hat vorne von der Schnautze bis an den Anfang des Schwanzes zwölftehalb Schuh in der Länge, acht und einen halben Schuh hinter den Vorderbeinen, und vier und funfzig Zoll vor den Hinterbeinen im Umfange. Das Maul hat acht und einen

halben Zoll in seiner größten Höhe, und seine Breite beträgt unten zehn, und oben sechs und einen halben Zoll. Das Ende des Mauls steht neun und dreißig Zoll von den Vorderfüßen ab, welche von den Hinterfüßen eine Ruthe weit entfernt sind. Die Vorderfüße haben neunzehn Zoll in der Länge, und neun Zoll drei Viertel in der Breite. Die Hinterfüße sind dreizehn Zoll lang, und halten gegen zwanzig Zoll in der Breite. Der Schwanz hat eine dreieckige Gestalt; er ist bei seinem Anfange sechs Zoll breit, und nur vier lang. Das Zeugungsglied ist einen Schuh und acht Zoll lang, die Nägel sind sehr klein, braun und rinnenförmig zusammen gebogen; die größesten haben einen Zoll in der Länge, und sind an dem Untertheile fünf Linien breit. Ich werde mich in keine umständlichere Beschreibung in Absicht auf diese Haut einlassen; die Füße und das Zeugungsglied sind durch das Austrocknen verunstaltet worden, und es wird daher besser seyn, daß wir solche nach einem Fötus, und nach dem Zeugungsglied eines erwachsenen Morsen beschreiben, die sich in dem Kabinette des Königs befinden. Dieser Fötus, und die Haut, von der bereits Meldung geschehen ist, haben bei der Abzeichnung des Morsen (Taf. LIV.) zum Mo-
delle

delle gedienet. Die Form des Leibes, des Schwanzes, der Beine und der Füße, ist von dem Fötus, und der Kopf ist nach demjenigen abgezeichnet worden, der an der aufgetrockneten Haut sitzt, und an welchem das Maul, die Biegung, der Mund und die langen Zähne, noch in völlig gutem Zustande sind. Ich halte diese Figur für so richtig, als sie in der Ermangelung eines lebendigen oder kürzlich gestorbenen Thiers nur immer seyn kann, wenigstens ist sie weit treffender als diejenigen, die uns Martens und Anderson gegeben, und die für die besten gehalten werden, die man bis jetzt gehabt hat.

Der Fötus ist ungemein klein, er ist von dem Scheitel des Kopfes, bis zum Anfange des Schwanzes, noch nicht völlig einen halben Fuß lang; das Stirnblatt macht noch keine Biegung, und folglich findet sich auch kein aufgeworfenes Maul, wie an dem erwachsenen Morsen, weil die Zähne noch nicht gebildet sind. Man sieht bloß eine Spur von der Oeffnung der Ohren, und ich habe dieselbe sogar verschlossen gefunden, wie ich sie mit einem Pferdehaare sondirte. Die Vorderfüße sind dritthalb Zoll weit von den hintern entfernet. Die vier Füße kommen sowohl

wohl inwendig als auswendig mit denen vom Phoken überein; ungeachtet ihre Knochen fast ganz knorpelicht waren, so kamen sie doch, nach meinem Bedünken, mit denen vom Phoken überein; auch die Zahl, Lage und Bildung der Zehen und der Nägel schienen mir bei diesen Thieren einerlei zu seyn. Die Länge des Körpers betrug fünf Zoll, sechs Linien. — Die Seekuh hat mit den beiden langen Vorderzähnen achtzehn Zähne, nähmlich in jedem Kinnbacken an beiden Seiten vier Backenzähne, die nur klein sind. Die Vorderzähne waren einen Schuh und neunthalb Zoll lang, und rageten aus ihrem Fache einen Fuß und zwei bis drei Zoll hervor, ihr Umfang betrug an der Wurzel acht Zoll. — Buffon a. a. O. p. 230.

Anhang

zu dem

Abschnitte von den Morsen oder Seekühen.

Vol. XIII. pag. 358.

Wir setzen zu dem, was wir von den Morsen gesagt haben, noch einige Bemerkungen hinzu, die Herr Kranz auf seiner Reise nach Grönland über dieß Thier gemacht hat.

Einer von diesen Morsen, sagt er, war achtzehn Fuß lang, und in seiner größten Dicke

Dicke beinahe von eben dem Umfange. Seine Haut war nicht glatt, sondern auf dem ganzen Leibe runzelig, und um den Hals noch mehr. Sein Fett war weiß, und fast wie Speck, und ungefähr drei Zoll dick. Die Gestalt des Kopfes war oval, und der Mund so eng, daß man kaum einen Finger hinein stecken konnte. Die untere Lippe ist dreieckig, endigt sich in eine Spitze, und geht zwischen den beiden langen Hauern, die aus dem obern Kinnbacken heraus kommen, etwas fort. Auf den beiden Lippen, und an jeder Seite der Nase sieht man eine schwammichte Haut, aus der ein Knebelbart von dicken und starren Haaren heraus kommt, von sechs bis sieben Zoll lang, die wie ein Strick aus drei Fäden zusammen gesetzt sind, welches diesem Thiere ein fürchterliches Ansehen gibt. Es nährt sich besonders von Wassermuscheln und Seegras. Die Hauer waren sieben und zwanzig Zoll lang, wovon sieben Zoll in der dicken Haut, und in den Zahnhöhlen lagen, die bis an die Hirnschale gehen. Jeder Hauzahn wog vier und ein halbes Pfund, und die ganze Hirnschale vier und zwanzig Pfund q).

Nach

q) Hist. generale des Voy. Tom. XIX. p. 60.

Nach dem Berichte eines Reisenden, des Herrn Krascheninnikow r), gehen die Morsen, die er Seepferde nennt, nicht wie die Robben in das süße Wasser und in die Flüsse hinauf. Man sieht, sagt er, wenige von diesen Thieren in den Gegenden um Kamtschatka, und wenn man sie findet, so ists nur in den nordlichen Meeren; man fängt viele von ihnen bei dem Vorgebirge Tschukotskoi, wo sie weit größer und zahlreicher als an irgend einem andern Orte sind. Der Werth ihrer Zähne hangt von ihrer Größe und Schwere ab; die kostbarsten, die aber sehr selten sind, sind die, die 20 Pfund wiegen; man sieht nur wenige, die 10 bis 12 Pfund wiegen, ihre gewöhnliche Schwere ist nur 5 bis 6 Pfund.

Friedrich Martens hatte schon einige von den natürlichen Gewohnheiten dieser Thiere bemerkt; er versichert, daß sie stark und muthig sind, und einander mit äußerer deutlicher Entschlossenheit vertheidigen. „Wenn ich eines verwundete, sagt er, so versammelten

r) Hist. de Kamtschatka. Lyon 1767. tom. I. p. 283.

melten sich die übrigen um den Kahn, und bissen mit ihren Hauzähnen hinein, andere hoben sich aus dem Wasser heraus, und versuchten alles mögliche, um hinein zu springen: wir tödteten auf der Insel Muff verschiedene hunderte von ihnen.... und gewöhnlich ist man damit zufrieden, daß man ihnen den Kopf nimmt, um ihnen die Hauer zu nehmen s)."

Es gehen diese Thiere, wie man weiß, in großen Haufen, und ehemahls waren sie in einer beinahe unzähligen Menge an verschiedenen Orten der nördlichen Meere. Herr Gmelin erzählt, daß die Engländer im Jahre 1705 und 1706 auf der Insel Gery sieben bis 800 in 6 Stunden getödtet, daß sie im Jahr 1708 in 7 Stunden 900, und 1710 in einem Tage 800 getödtet. Man findet, sagt er, die Zähne dieser Thiere an den niedrigen Ufern des Meeres, und es ist wahrscheinlich, daß sie von denen, die da sterben, herkommen; man findet diese Zähne an der Küste der Tschuktschen in großer Menge, wo diese Völker sie in Haufen zusam=

s) Reise nach Grönland.

zusammen bringen, um sich Werkzeuge daraus zu machen t).

Aus den Berichten aller Reisenden, die die Nordmeere besucht haben, sieht man, daß man unter diesen großen Thieren eine außerordentliche Niederlage angerichtet, und daß die ganze Art in der That weit weniger zahlreich ist, als sie es ehemahls war; sie haben sich nach Norden, und an die von Fischern weniger besuchten Gegenden zurück gezogen, die an den Orten, wo sie ehemahls in so großer Menge waren, gar keine mehr antreffen. Wir werden sehen, daß es sich mit den Robben und allen den Seeamphibien beinahe eben so verhält, deren angeborne Neigung sie nöthiget, sich herdenweise zu vereinigen, und eine Art von Gesellschaft zu machen; der Mensch hat alle diese Gesellschaften zerstöhret, und die meisten Thiere dieser Art leben wirklich in einem zerstreuten Zustande, und können sich nur bei wüsten und unbekannten Gegenden versammeln. Buffon suppl. quadr. Edit. in 12. Tom. XI. p. 124.

t) Gmelins Reise, 2. Band.

CLI.

Der Dugon a) 1).

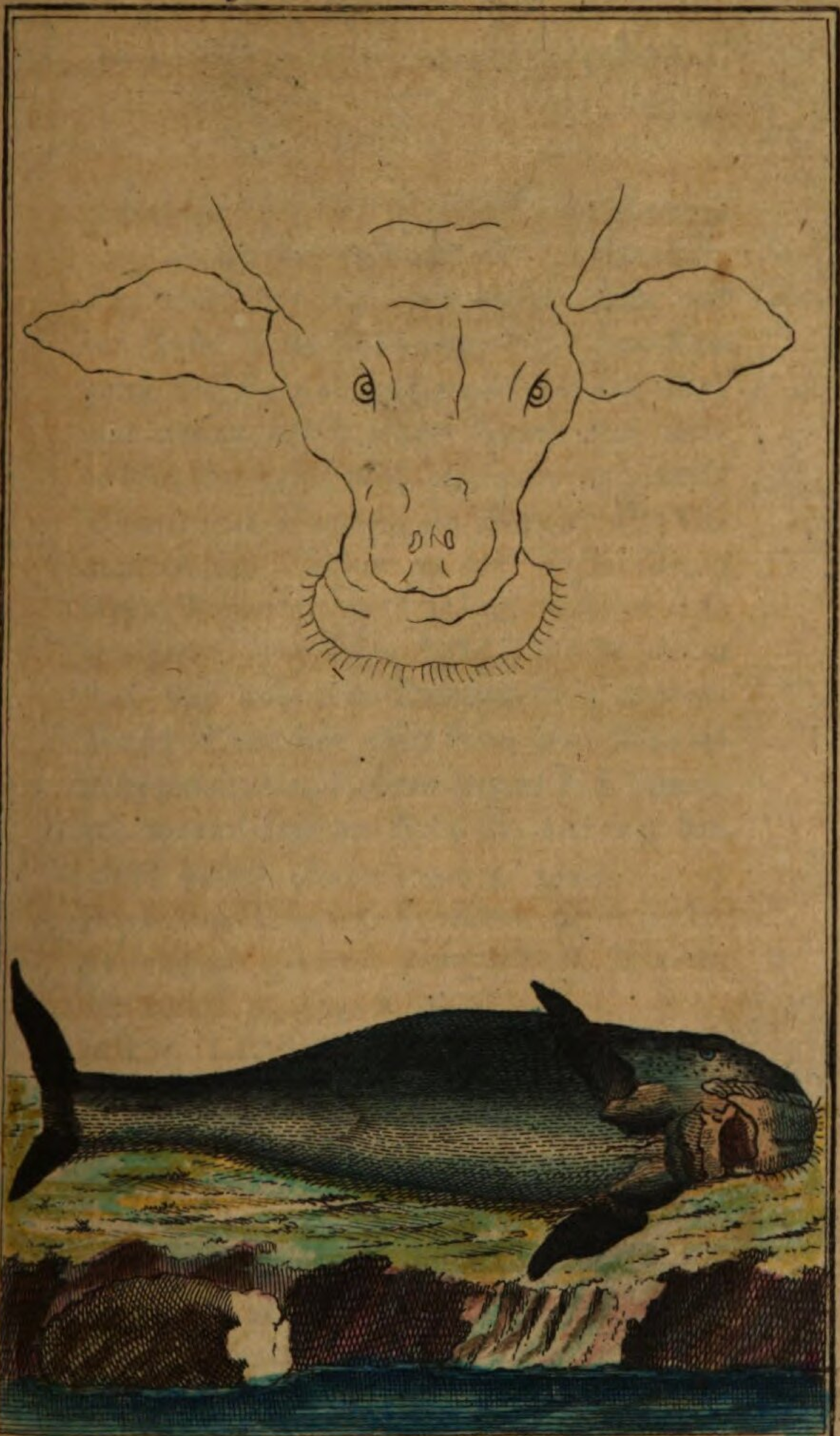
Allg. Hist. der Nat. VII. I. Tab. 56.

Der Dugon ist ein Thier in den Meeren von Afrika und Ostindien, von dem wir nur zwei entfleischte oder abgeschnittene Köpfe haben,

a) Dugon, Dugung, der Nahme dieses Thiers auf der Insel Lethy oder Leyt, einer von den Philippinen, welchen wir beibehalten haben.

Anmerkung. Diesen Nahmen habe ich in Christoph Barchewitz Reisebeschreibung von Ostin-

Der Dugan nach Camper. T.CCCLXII.



Büff. N. d. Vierf. T. XVII. T.

haben, und ist in Absicht dieses Theils keinem andern Thiere so ähnlich als dem Morsen. Sein

Ostindien, die ins Deutsche übersetzt und 1751 zu Erfurt gedruckt ist, angetroffen. Der Verfasser sagt, daß dieses Thier auf der Insel Lethy Dugung oder Ickan-Dugung heiße, und daß man es auch Manate nenne. Diese letzere Benennung würde dem Anscheine nach anzeigen, daß dieser Dugon oder Dugung ein Manati oder Lamantin sey, allein in der Beschreibung dieses Reisenden wird gesagt, daß der Dugon zwey Hauzähne habe, welche einen Zoll dick und eine Spanne lang wären. Dieser Charakter aber kann dem Manati nicht zukommen, sondern kommt dem Thiere zu, wovon hier die Rede ist, und wir den Kopf haben. (Edit. 1730. p. 358.).

1) Trichecus (Dugung) dentibus laniariis superioribus exſertis brevioribus. Erxleb. Mammal. p. 599. n. 3.

The Lamentyn female. Barbot Guin. p. 562. tab. 7?

Le Dugon. Buffon hiſt. nat. XIII. p. 374. tab. 56. (Schädel). Allg. Hiſt. der Nat. VII. I. p. 205.

The Indian Walrus. Pennant ſyn. quad. p. 338. n. 264.

Der Dugung. Schreb. Säugth. II. p. 267. n. 2.

Der

Sein Kopf ist beinahe eben so durch die tiefen Höhlen verunstaltet, aus welchen im Oberkinnbacken zwei Zähne, die einen halben Fuß lang sind, heraus wachsen. Allein diese Zähne sind mehr Schneide- als Hauzähne; sie kommen nicht gerade aus dem Rachen, wie des Morsen seine; sie sind viel kürzer und dünner, und überdieß sitzen dieselben gerade vorn in der Kinnlade, und zwar dicht bei einander, wie Schneidezähne; die Hauzähne des Morsen aber haben einen großen Raum zwischen sich, und befinden sich nicht an der Spitze, sondern zur Seite des Oberkinnbackens. Die Backenzähne des Dugons sind gleichfalls so wohl in Betracht der Zahl, als in Hinsicht der Lage und Form, von den Zähnen des Morsen unterschieden. Wir zweifeln daher nicht, daß dieses

Der Dugon: Trichechus Dugon. Müll. Naturf. Suppl. p. 21.

Le Dugon. Buffon quadr. ed. in 12. tom. VI. p. 329.

Der Dugung. Zimmermann geogr. Zool. II. p. 425. n. 386.

Trichecus (Dugung) dentibus laniariis superioribus exsertis approximatis. Linn. Syst. Nat. a Gmel. ed. XIII. I. p. 60. n. 3.

Dugon. Campers kleine Schr. B. 3. S. 26.

ses Thier von einer andern Gattung ist. Einige Reisebeschreiber, welche desselben erwähnet, haben es mit dem Seelöwen verwechselt. Innigo de Biervillas berichtet, es wäre am Vorgebirge der guten Hoffnung ein Seelöwe getödtet worden, welcher zehn Fuß lang und vier dick gewesen wäre, und einen Kopf wie ein jähriges Kalb, abscheulich große Augen, kurze Ohren, einen Bart mit in die Höhe stehenden Haaren, sehr breite Füße, und so kurze Beine gehabt, daß der Bauch die Erde berühret hätte. Er setzt am Ende noch hinzu, daß man die beiden Hauzähne, welche einen halben Fuß lang aus dem Rachen hervor gestanden, heraus genommen b). Dieser letzte Charakter ist dem Meerlöwen nicht anpassend, indem dieser keine Hauer, sondern Zähne wie der Phoke hat. Hieraus habe ich den Schluß gezogen, daß dieß kein Meerlöwe, sondern dasjenige Thier sey, dem wir dem Nahmen Dugon gegeben haben. Andere Reisebeschreiber haben es meinem Bedünken nach, unter der Benennung eines Meerbären angezeiget. Spielberg

b) Voyage d'Innigo de Biervillas, partie I. p. 37 et 38. (Biervillas allerneueste Reisen, Berl. 1736. p. 31.).

berg und Mandelsloh melden, daß auf der Insel St. Elisabeth, und auf den afrikanischen Küsten, Thiere gefunden werden, welche man eher Seebären als Seewölfe nennen sollte, weil sie in ihren Haaren, ihrer Farbe und ihrem Kopfe, den Bären sehr gleich kämen, und bloß eine spitzigere Schnautze hätten; den Bären glichen sie auch in Absicht ihrer Bewegungen, und der Art, wie sie sie machten, die Bewegung der Hinterbeine ausgenommen, welche sie bloß nachschleppten. Uibrigens sähen diese Amphibien abscheulich aus, flöhen nicht, wenn sie eines Menschen ansichtig werden, und bissen so gewaltig, daß der Schaft einer Partisane davon gleich zerbräche; und daß, ob sie zwar an den Hinterbeinen lahm wären, sie doch so schnell gingen, daß ein Mensch, wenn er auch liefe, sie kaum einhohlen könnte c). Herr le Guat meldet, daß er am Vorgebirge der guten Hoffnung eine Seekuh von rothbrauner Farbe gesehen; sie habe einen runden und dicken Leib, große Augen, lange Zähne oder Hauer, und ein etwas aufgeworfe-

c) Premier Voyage de Spilberg, tome II. p. 437. — Voyage de Mandelslo, tome II. p. 551.

worfenes Maul gehabt. Er setzt hinzu, ein Matrose habe ihn versichert, daß dieses Thier, von dem er nur das Vordertheil des Leibes hatte sehen können, weil es im Wasser gewesen wäre, auch Füße hätte d). Diese Seekuh des le Guat, der Meerbär des Spielbergs, und der Meerlöwe des Biervillas, sind meinem Bedünken nach, alle drei einerlei Thiere mit dem Dugon, dessen Kopf uns aus der Insel France geschickt worden, und der sich also in den südlichen Meeren vom Vorgebirge der guten Hoffnung an, bis zu den philippinischen Inseln befindet e). Uibrigens

d) Voyage de le Guat, tome I. p. 36.

e) Ich konnte aus meinem Hause, das auf der Insel Lethy auf einem Felsen lag, die Schildkröten einige Klaftern tief im Wasser sehen. Ein Mahl sah ich zwei große Dugungs oder Seekühe, welche nahe an den Felsen und an mein Haus kamen. Ich ließ sogleich hiervon meinem Fischer Nachricht geben, und zeigte ihm diese beiden Thiere, welche herum gingen und ein grünes Moos fraßen, das am Ufer wächst. Er lief gleich hin und hohlte seine Kameraden, welche hierauf zwei Bothe nahmen, und

gens können wir nicht mit Gewißheit sagen, ob dieses Thier, welches vermittelst des Kopfes

und damit ans Ufer fuhren. Binnen dieser Zeit kam das Männchen und suchte sein Weibchen, und wurde auch, weil es sich nicht wegbegeben wollte, mit demselben getödtet. Diese beiden ungemein großen Fische waren jeder über sechs Ellen lang, und das Männchen war etwas größer als das Weibchen; ihre Köpfe waren den Ochsenköpfen ähnlich; sie hatten zwei große Zähne, welche eine Spanne lang und einen Zoll dick waren, welche wie bei den wilden Schweinen über den Kinnbacken hervor ragten. Diese Zähne waren weißer als das schönste Elfenbein. Das Weibchen hatte zwei Brüste wie eine Frau; die Zeugungsglieder des Männchens gleichen eines Mannes seinen; die Eingeweide waren denen bei einem Kalbe ähnlich, und das Fleich schmeckte wie Kalbfleisch. Christoph Barchewitz Reisebeschreibung, S. 381.

Dieser Auszug ist von dem Hrn. Marquis von Montmirail übersetzt worden.

Anmerkung. Diese ganze Beschreibung paßt auf den Manati, die Zähne ausgenommen, ziemlich gut. Der Manati hat weder Hau- noch Schneidezähne, und bloß dieserwegen vermuthe ich, daß dieser Dugung

pfes und der Hauzähne, einige Aehnlichkeiten mit dem Morsen hat, auch wie dieser, vier Füße habe. Wegen der Analogie, und den Nachrichten der von uns angeführten Reisebeschreiber, vermuthen wir solches. Allein die Analogie ist nicht so groß, und die Nachrichten der Reisebeschreiber sind nicht so genau, daß man einen Ausspruch thun könnte, weßhalb wir unser Urtheil hierüber so lange zurück halten, bis wir bessere Nachrichten haben.

Von dem Kopfe eines Dugons, in dem königl. Pariser Kabinette, sagt Herr d'Aubenton: „Dieser Kopf ist entfleischt (Pl. LVI. fig. 1. 2.); der Knochen des Hinterkopfes und die Scheitelknochen mangeln an denselben ganz und gar. Die Stücke, die noch übrig sind, haben eine sehr außerordentliche Bildung, die sehr weit von der Bildung der Stücke abgeht, die eben dieselbe Stelle bei jedem andern Thiere, und sogar auch bei dem Morsen einnehmen, obgleich sonst der Kopf des Dugons mehr mit dem Morsenkopfe,

gung kein Manati, sondern das Thier sey, von welchem wir die Köpfe besitzen, und die wir haben abzeichnen lassen.

V.

kopfe, als mit dem Kopfe irgend eines andern Thiers überein kommt. Um die Bildung und Lage von den verschiedenen Stücken des Kopfes, der jetzt unser Gegenstand ist, desto kenntlicher zu machen, ist es dienlich, daß wir damit anfangen, die vornehmsten dieser Stücke, nach den Figuren der 56. Kupfertafel zu bezeichnen. Man sieht daselbst deutlich das Vordertheil, (A. Fig. 1. die den Kopf von der Seite vorstellet) des Stirnknochens; die Oeffnung der Nasenlöcher; (B C) einen Winkel, (D), den der Oberkinnbacken vor der Oeffnung der Nasenlöcher macht; die große Strecke (D. C), die dieser Kinnbacken von der Oeffnung der Nasenlöcher (D) an, bis zu dem Rande der Zahnhöhlen (E) einnimmt; den jochförmigen Fortsatz (F. G) des Schlafbeines; den Apfelknochen (H. I. K); die Augenhöhle (L); den kopfförmigen Fortsatz (M) des Unterkinnbackens; sein vorderes Ende (N. Fig. 1. und Fig. 2. die den Kopf von vorne, und mit offenem Maule vorstellet); den Umriß (O) seiner Aeste; einen tiefen Rüft (P) an seinem untern Rande; einen hervor springenden Winkel (Q) an seinem obern Rande, der dem Winkel des Oberkinnbackens gegen über ist. Nachdem ich diesen Kopf mit dem Morsenkopfe verglichen habe, so vermuthe

ich,

ich, daß er von einem Thiere komme, das mehr Aehnlichkeiten mit den Morsen, als mit irgend sonst einem Thiere unter allen denen hat, die ich kenne, und die großen Verschiedenheiten, die sich zwischen diesen beiden Köpfen, in Ansehung ihrer Bildungen finden, haben mich nicht verhindert, an denselben einen Umstand zu merken, worauf eine entschiedene Aehnlichkeit beruhet. Der Dugon hat Hauzähne (R. R.) wie der Morse, und die Laden dieser Hauzähne sind ungemein tief, und verlängern den Kinnbacken so sehr, daß er sich weit über das Vorder- und Untertheil des Gaumens hinaus streckt, so daß die Verlängerung des Kinnbackens mit dem Gaumen inwendig im Rachen einen einspringenden Winkel, und auswendig mit dem Obertheile des Kopfes, einen ausspringenden Winkel macht; diese Winkel stehen an den Köpfen dieser beiden Thiere, sehr hervor, und tragen mehr als die Bildung des übrigen Kopfes, zu der außerordentlichen Gestalt desselben bei. Es ist sehr gewiß, daß diese seltsame Gestalt, gegen andere Thiere verglichen, bloß von den langen Zahnladen kommt. Denn wenn man annimmt, daß bei allen Thieren die Vorderzähne des Oberkinnbackens sehr groß wären, und ungemein lange Laden hätten, die die Kinnladen verlänger-

längerten, so würde die Verlängerung ebenfalls mit dem Gaume einen einspringenden, und mit dem Stirnblatte einen ausspringenden Winkel machen, und auf solche Weise würde die Bildung ihres Kopfes, der von dem Kopfe des Morsen und des Dugons sehr nahe kommen. Zwischen den Hauzähnen dieses letzteren ist nur wenig Raum; sie vertreten die Stelle der Schneidezähne; ihre Fächer sind durch eine Zwischenwand, von geringer Dicke geschieden, und lassen gar keinen leeren Raum zwischen sich; das Stück des Oberkinnbackens, wo sie alle beide sind, findet sich vor dem Unterkinnbacken; die Enden der beiden Kinnbacken berühren sich, vermittelst einer breiten und platten Fläche; auf dem Unterkinnbacken ist diese Fläche (S. Pl. LVI. Fig. 2) niederwärts abgesenkt, und bildet mit dem Rande der Zahnhöhlen (T) dieses Kinnbackens einen hervorspringenden Winkel (e. Q.), und an den unteren Rändern eben dieses Kinnbackens einen Ausschnitt, der jenem Winkel entgegen stehet. Da die Fächer der Hauzähne, bei dem Morsen sehr weit von einander entfernt sind, und zwischen ihren Untertheilen einen großen leeren Zwischenraum lassen, so nimmt der Unterkinnbacken diesen Zwischenraum mit seinem Ende ein, welches von ge-

ringer

ringer Breite ist, und den Oberkinnbacken nicht berühret. Das Ende des Unterkinnbackens schließt sich nicht mit einer platten und schiefgesenkten Fläche, die, wie bei dem Dugon, mit den Rändern der Zahnfächer dieses Kinnbackens einen hervorspringenden Winkel und an den Unterrändern Ausschnitte oder Rüfte macht. Die Oeffnung der Nasenlöcher ist bei dem Dugon weit größer, als bei dem Morsen; sie liegt über den ausspringenden Winkel des Oberkinnbackens; diese Oeffnung geht durch das Vordertheil des Gaumens in den Mund hinein. Die Augenhöhlen liegen an den Seiten des Kopfes, unter der Oeffnung der Nasenlöcher. Der jochförmige Fortsatz des Schlafbeines ist weit länger als bei den Morsen; der Apfelknochen hat den Augenhöhlenfortsatz nicht; der beinerne Rand der Augenhöhlen ist ungefähr auf ein Viertel ihres Umfanges unterbrochen; die Aeste des Unterkinnbackens sind höher und krümmer als bei dem Morsen.

Die Backenzähne des Dugons sitzen ganz hinten im Rachen, und sind weit von den Hauzähnen entfernt. Es sind ihrer vier (V. Pl. LVI. Fig. 2) an jeder Seite des Oberkinnbackens, und nur drei (T) an jeder Seite des untern, welches zusammen, wenn

man

man auch die Hauer mitrechnet, in allem nicht mehr als sechzehn Zähne ausmacht. Die Backenzähne kommen mehr mit den Hauern, als mit den Backenzähnen des Morsen, oder als mit den Backenzähnen anderer Thiere überein; ihre Krone wird durch eine konkave Fläche gebildet; ihre Wurzel ist hohl, wie bei den Hauzähnen; die letzten sind die dicksten, und haben an den Seiten eine breite längere Rinne. Alle diese Zähne haben eine Elfenbeinsubstanz, und dabei eine dünne Rinne von gleicher Art, ohne alle Einfassung von Glasur. Die Hauzähne sind ungefähr einen halben Schuh lang, und haben zwei Zoll im Umfange; die Höhlung ihrer Wurzel ist über drei Zoll tief, sie sind ein wenig krumm, und ragen nur einen Zoll weit aus ihrem Fache hervor; dieser Theil ist wie das Ende einer Orgelpfeife abgeschnitten, und ringsumher, ausgenommen an der äußeren Seite, mit Glasur überzogen, die Substanz dieser Hauer ist elfenbeinartig, wie die Substanz von den Backenzähnen; ihr Ende ist abgenutzt vermittelst des Reibens, wodurch sie die Gestalt von Orgelpfeifen bekommen, deren schräge Fläche auf der äußeren Seite des Hauzahnes befindlich ist. Diese Fläche hat durch keinen andern Gegenzahn beschützt werden können;

nen; ich vermuthe, daß das Thier seine Hauzähne an der äußern Seite gegen fremde Körper reibt; es schleift dieselben an dieser Seite bis an das Zahnfleisch ab. Der unter gegenwärtiger Nummer angeführte Kopf ist von dem Herrn Bernhard von Jussieu ins Kabinett geschenkt worden. Buff. Allg. Hist. d. Nat. VII. 2. p. 245.

Anhang

zum Dugon.

Campers kleine Schriften, B. III. Th. I. Tab. III.

Der Herr Camper hat im dritten Bande seiner kleinen Schriften so viele Aufklärung in der Geschichte dieses Thiers gegeben, daß ich nicht umhin kann, seine Bemerkungen hier beizufügen, um so mehr, da sie sich ganz auf die vorhergehende buffonsche Beschreibung beziehen.

Er sagt: „Schon längst hatte das 56. Kupfer des Grafen von Buffon einen besondern Eindruck auf mich gemacht, und mich in Zweifel gesetzt, ob die Gleichförmigkeit, welche dieser große Naturforscher nicht allein,

allein, sondern auch Herr d'Aubenton, zwischen dem Dugon und der ersten Art des Wallrosses a), die Linne anführt, Statt zu haben annehmen, wohl gegründet sey?

Das Wallroß kannte ich sehr genau, weil ich seit vielen Jahren, zwei Köpfe desselben besaß, und eine Menge anderer, selbst ein lebendiges, in Amsterdam gesehen hatte. Das Wallroß ist wirklich vierfüßig, und gehört, was den Körperbau betrifft, zu dem Phoken oder Seerobben. Warum aber Linne b) diese Thiere getrennt habe, kann ich nicht ergründen. Der Wallroß hat vier Schneidezähne c), lange Hauzähne im Oberkieferknochen. Aber die zwei Zähne, welche einige Gleichheit in der Gestalt haben, werden bei dem Dugon in den Zwischenkieferknochen gefunden. Uibrigens hat der Dugon weder unten noch oben Schneidezähne und an jeder Seite der beiden Kiefern nur drei oder vier Backenzähne.

Die sonderbare Gestalt des Kopfes, die Lage der großen Zähne und der Unterkiefer

a) Trichecus Rosmarus. Lin. Syst. N. XII. p. 49.
b) Ebend. p. 55.
c) Die Abhandlung over den Ourangoutang. H. 7. §. 2. S. 75.

ser beim von Buffon d) scheinen mir so wunderbar und so verschieden vom Wallrosse e), daß ich mir gar nicht vorstellen konnte, wie diese Köpfe zu demselben Geschlechte gehören könnten. Der berühmte englische Naturforscher Pennant f) gab mir kein mehreres Licht, da er alles wörtlich aus dem Buffon entlehnet hat g).

Artedi verwechselt das Wallroß mit dem Manatus. Vielleicht ist es die Siren h); im fünften Theile hat er sie wieder unter einander gemengt i). Was Brisson davon erzählet k) bedeutet auch nicht viel.

Er schrieb andere, vornehmlich den Steller, welchen wir hier anführen werden, aus. T. Klein hat sich auch in dieser Verwirrung, wie aus seiner Abhandlung erhellet l), nicht

helfen

d) Kupfer 56. Fig. 2. p. p. N.

e) Ebend Kupf. 55. Fig. 1. u. 2.

f) Seite 517.

g) Im dritten Theile der genera piscium, S. 79. Gen. 71.

h) S. 81.

i) S. 109.

k) Regn. animal. S. 164.

l) De lapide manati, §. 43. S. 33.

helfen können. Auch der berühmte Zimmermann m) gab eben so wenig Erläuterungen, weil er alles aus andern, die selbst keine Kenntniß davon hatten, entlehnen mußte.

Vor wenigen Tagen erhielt ich sehr unerwartet von meinem vor dem sehr fleißigen und immer dankbaren Zuhörer, dem geschickten Herrn J. van der Steege, nicht allein den Kopf, sondern die ganze Zeichnung eines Fisches, der ihm und allen andern in Batavia unbekannt schien, und den ich gleich für den Dugon ansah. Da ich die vom Grafen von Buffon gegebene Zeichnung des Kopfes mit diesem verglich, fand ich dieselbe sehr genau und vortrefflich gemacht. Ich durchblätterte das sonst ungereimte Buch des Herrn Renard, das im Nahmen der vorigen Gouverneurs von Indien, van Oudshorn, van Hoorn, van Riebeek und van Zwol, im Jahre 1754 bey Ottens heraus gegeben worden ist, und fand n) die Abbildung des nähmlichen Fisches, obschon im Kleinen, doch mit allen vornehmsten Kennzeichen, unter den Nahmen Dujoung und Seekuh. Vielleicht ist es

m) Spec. Zool. geogr. S. 265. §. 41.
n) S. 34. Kupf. Nr. 180.

es von einiger Richtigkeit, daß unsere Landsleute die Abbildungen des Herrn van der Steege und Renard sehen. Ich gebe sie deßwegen beide unter Fig. 1. 2. und 3.

Aus denselben siehet man sehr deutlich, daß es ein athmender Fisch ist, mit einer glatten Haut, das ist, ohne Haar, ohne Hinterfüße, daß er nur zwei Brustfloßfedern oder Arme hat, und einen platten Schwanz. Die Brüste mit einzelnen Warzen an der Brust, und nicht am Bauche, wie bei allen Seehunden und Wallrossen. Das Maul endlich ist rund herum mit vielen haarigen Fasern besetzt.

Gesner, wenn er von den Sirenen o) handelt, sagt, einige trügen ihre Jungen in den Armen, und nährten sie mit ihren Brüsten, die sie sehr groß an der Brust haben. Im Dictionn. raisonn. des Animaux führt der Verfasser aus dem Merolla einen Fisch unter der Benennung des Serenico an, der dem Frauenzimmer in Rücksicht der Brüste, Arme und Hände ähnlich seyn sollte — daß sich aber der Körper in einen Schwanz, der seitwärts in einen Punkt

o) De aquatilibus B. IV. S. 879.

Punkt auslief, und platt wäre, endigte. Er hätte ein weites und sehr häßliches Maul — runde und große Augen — die Portugiesen nennen ihn Pieȩe Molhar p) — und aus Rhedi, daß die Spanier ihm den Nahmen Pesce Donna geben u. s. w. Wie sehr man auch viele Erdichtungen dabei angeführet hat, so liegt doch eine wahre Ursache zum Grunde.

In den allgemeinen, in die holländische Sprache übersetzten Reisebeschreibungen des Abts Prevot q) wird der Fisch, bei der Beschreibung der philippinischen Inseln, unter der Benennung Dougon, Pesce Muger angeführet und gesagt, er habe Zeugungstheile, und Brüste mit Warzen wie die Frauen. Im vierten Theile r) wird von dem Manati gehandelt, als welcher Brüste an den Floßfedern hätte, unter der Benennung der Seekuh und Lamantin. Es ist sonderbar, daß man im 21. Theile s) die Zeichnung aus Renards Kupfern ganz herüber genommen, und unter dem Nahmen des

blauen

p) Band IV. S. 215.

q) Theil 18. S. 56.

r) S. 347.

s) S. 256. Fig. Nr. 463.

blauen Bartmännchens t) angeführet hat. Wie dem auch sey, so erhellet doch aus allen diesen Beschreibungen, daß schon lange ein gewisser athmender Fisch, mit Brüsten vorn an der Brust, das ist, bei den Armen oder Floßfedern, mit einem Barte u. s. w. unter dem Nahmen Doujong, welcher mit diesem Dugon u. s. w. vollkommen übereinstimmt, bekannt gewesen sey — daß dieser Fisch aber, da er sehr selten ist, desto mehr gekannt zu werden verdient, und zwar vornehmlich, weil man in Rücksicht seiner Eigenschaften durch die größten Naturbeschreiber dieses Jahrhunderts, einen Artedi, Klein, Linne, von Buffon, Pennant, Brisson und andere so sehr in Ungewißheit gebracht wird.

Aus demjenigen, was der Graf von Buffon von den Lamantins u) schreibt, und mit dem Ansehen sehr vieler Meerbesegler und anderer Personen bestättigt, erhellet, daß dieser Fisch, oder dieses schwimmende, mit Brüsten versehene, Thier, um den neuern Nomenklatoren keinen Anstoß zu geben, eben wie der Dugon Brüste an der Brust oder den

t) Blaauw Baandmannetje.

u) S. 377. Ebend.

den Armen habe; aus der Vergleichung der Schedel aber, welche ich hier nach demjenigen, was ich gesehen habe, aufgebe, erhellet ganz deutlich, daß es sehr verschiedene Thiere sind, die nicht die geringste Uibereinstimmung mit den Seerobben (phoca) so wie Clusius meinte, noch mit dem Wallrosse haben.

Herr van der Steege, durch die große Anzahl der Kranken auf Batavia zu sehr beschäftigt, hat mir nur diese wenigen Umstände, und den von der Seite des Rückens x) und des Bauches y) vorgestellten Fisch zugeschickt, welche beide aber, ob sie schon sehr rauhe Umrisse sind, die Beschaffenheit des Thiers zu erkennen geben: „A, sagt er, ist die mit Fasern besetzte Oberlippe, B ein hartes viereckiges außer dem Maule herausstehendes Stück Fleisch, welches nicht aufbewahret werden konnte, und da, wo es abgerottet ist, die zwei Zahnspitzen (Buffon Eb. R. R.) zeigen. C. sind schöne blaue Augen, wie die eines Menschen, mit einem runden, doch großen Augapfel, welche durch Augenlieder geschlossen wurden.

x) Fig. 1.
y) Fig. 2.

wurden. D. D. sind die großen Brüste und Warzen, die vorn unter jeder Floßfeder liegen.

Die Ohren oder Oeffnungen derselben, die beinahe wie der Hintere eines kleinen Kindes zusammen gezogen waren, sind durch die Vernachlässigung des Zeichners nicht angezeigt.

Die Nasenlöcher in der ersten Figur sind zu groß, und zu weit von einander gezeichnet. Der Zeichner hat eine Art von Kälberkopf davon machen wollen. So bald das Thier die Luft heraus gelassen hatte, schlossen sie sich, wie mit Klappen."

Wenn wir nun die dritte Figur, welche ich aus dem angeführten Kupfer des Renard genau nachgemacht habe, damit vergleichen, so wird man leicht einsehen, daß a. b. c. und d. mit den Buchstaben in Figur 2. überein stimmen, und daß das Ohr e. gewiß zu weit nach hinten gebracht ist; denn es wird kaum mehr als die Hälfte von c. g. hinterwärts in f. gestanden haben.

Unterdessen schmerzet es mich, daß weder von den Zeugungstheilen, noch von dem

Hintern,

Hintern, noch von der wahren Länge des Thiers etwas bemerkt worden ist.

Wir haben schon gesagt, daß dieser Kopf (im 13ten Theile tab. 56.) vom Grafen von Buffon vortrefflich gezeichnet sey, wir setzen hinzu, daß beide die Beschreibung des d'Aubenton so wohl als die Zeichnung, so vollkommen angeführet sind, daß es überflüssig seyn würde, hier eine beizufügen, besonders da das Buch jetzt in Jedermanns Händen ist.

Die Ausmessung allein fehlt, welche ich vom Kopfe der in meiner Sammlung ist, mit den Buchstaben des angeführten Kupfers angeben werde. Fig. 1. FE — ME 14 Zoll, FK 8 Zoll, AD — DE — 7 Zoll, MP — 8 Zoll, QN. 5. ON. 6. PQ. 4 Zoll, alles nach rheinländischem Maßstabe. Der mangelnde Theil des Hinterhaupts beim Buffon ist anderthalb Zoll, also ist die völlige Länge funfzehn und einen halben Zoll, die ganze Höhe AO acht Zoll.

Siehe auch die zweite Figur. Die Breite von dem einen Rande der Augenhöhle bis zum andern ist acht Zoll, O. O. sie-

ben, P. P. drei, Q. Q. zwei und ein Viertel, N. ein und ein viertel Zoll.

Oben sind an beiden Seiten drei Backenzähne, welche nach hinten breiter werden. Der hinterste war sieben Achtel Zoll, der Vordere einen halben Zoll, der Mittlere zwischen beiden. Im Unterkiefer sitzen auch drei, eben so groß wie die obern T. T., zwei und drei Achtel Zoll. Die Kehle und Zunge können also nur sehr eng und schmal seyn, vornehmlich da die innere Distanz der Backenzähne nur einen und ein achtel Zoll beträgt. Eben so ist das Zungenbein, welches ein ziemlich großes hohes Mittelschild (basis), kleine Hörner von einem Zoll, keine Weitzenkörner, sondern breite, starke, und 3½ Zoll lange Griffelfortsätze hat. Die Gehörbeinchen sind sehr groß und schwer, die Steinbeine sehr klein, so daß sie wahrscheinlich keine halbrunden Röhren haben werden.

Unterdessen siehet man, daß der unter dem Nahmen lapis manati und tiburonis bekannte Knochen wirklich die Schnecke des Gehörs ist, wie wir sie beschrieben und gezeichnet haben z), und wie auch Herr Sloane

z) Haarl. Verhandl. Th. 17. 2. St. S. 179. Kupf. 1. Fig. 7. S. die kleine Schrift.

Sloane gedacht hat. T. Klein a) hält es mit Unrecht für das wahre Steinbein. Wenigstens in dem Dugon, und in den Köpfen des Manati, die ich gesehen habe, werden sie nicht gefunden.

Die äußern Ränder der Gelenkköpfe am Hinterhaupte, sind vierthalbe Zoll, inwendig anderthalbe Zoll. Die Oeffnung des Hinterhaupts ist also eben so breit, aber zwei und ein Viertel Zoll hoch.

Die Gaumenbeine und die Haken des Keilbeins, wo sich die musculi circumflexi palati herum winden, stehen einen und drei Achtel Zoll von einander — zum Beweise, daß der Schlund dieses Thiers auch enge seyn müsse.

Wenn nun der Kopf ein Fünftheil der Länge ausmachte, so wäre der Fisch = funfzehn und einen halben, oder sechzehn † 5 = sechs Fuß und acht Zoll, vielleicht sieben Fuß lang gewesen.

Wie mangelhaft diese Beschreibung auch sey, so lehret sie uns doch, daß der Dugon gar nichts mit dem Wallrosse gemein habe,

a) De Lap. manati. S. 36. §. 46.

be, sondern ein Fisch sey, der mit dem Manati oder Lamantine nur ein Geschlecht würde ausmachen können, wenn auch dieser ihre Köpfe mehrere Uibereinkunft mit dem der Wallrosse hätten." In der Sammlung des Prinzen im Haag ist ein Schedel und der Unterkiefer eines Lamantins, dessen übereinstimmende vier Schneidezähne (oben und unten zwei) wie auch die vier Eckzähne, die ich in dem Museum zu London an einem ausgestopften, vernachlässigten Felle gesehen habe. Auch sah ich in eben diesem Museum den Schedel eines gleichartigen Thieres, wovon ich eine sehr ausführliche Zeichnung gemacht habe.

In allen diesen Thieren so wie im Trichecus, in der Phoka, im Manatus, und dergleichen Seethieren sind gar keine Thränengänge.

Die von G. W. Steller b) gegebene sehr ausführliche, und von allen, die nach ihm geschrieben haben, angeführte Beschreibung des Manati, welches Thier die Holländer Seekuh nennen, stimmet mit vielen Eigenschaften

b) Th. II. der Nov. Comment. Acad. Scient. Petropolit. 1749. S. 289.

schaften dieses Fisches sehr gut überein. Doch da er 24 Fuß lang ist, so darf ich ihn nicht den nähmlichen nennen; auch kommen die Zähne nicht überein. Steller spricht demselben die Zähne ab, und gibt ihm nur allein zwei schwere weiße Knochen, einen im Ober- und einen im Unterkiefer, welche auf dem vierzehnten Kupfer abgebildet sind, und denen in unsern Dugon gar nicht entsprechen.

Doch hat der Manatus zwei Brüste von anderthalb Fuß im Durchmesser mit einer Zitze, die bei den Säugenden vier Zoll lang ist, und in denjenigen, die nie geworfen haben, so klein wie eine Warze gefunden wird c).

Der Kopf war 27 Zoll lang, und dreizehn und einen halben breit, indem das ganze Thier die Länge von 296 Zoll hatte, und also sehr verschieden, nähmlich ein Zehntheil der Länge, vom Dugon war; nach welchem Verhältnisse der Dugon nicht sieben, sondern 14 Fuß lang seyn würde.

Steller, dessen ausführliche Beschreibung viele Aufmerksamkeit verdient, gibt diesem

•) S. 307.

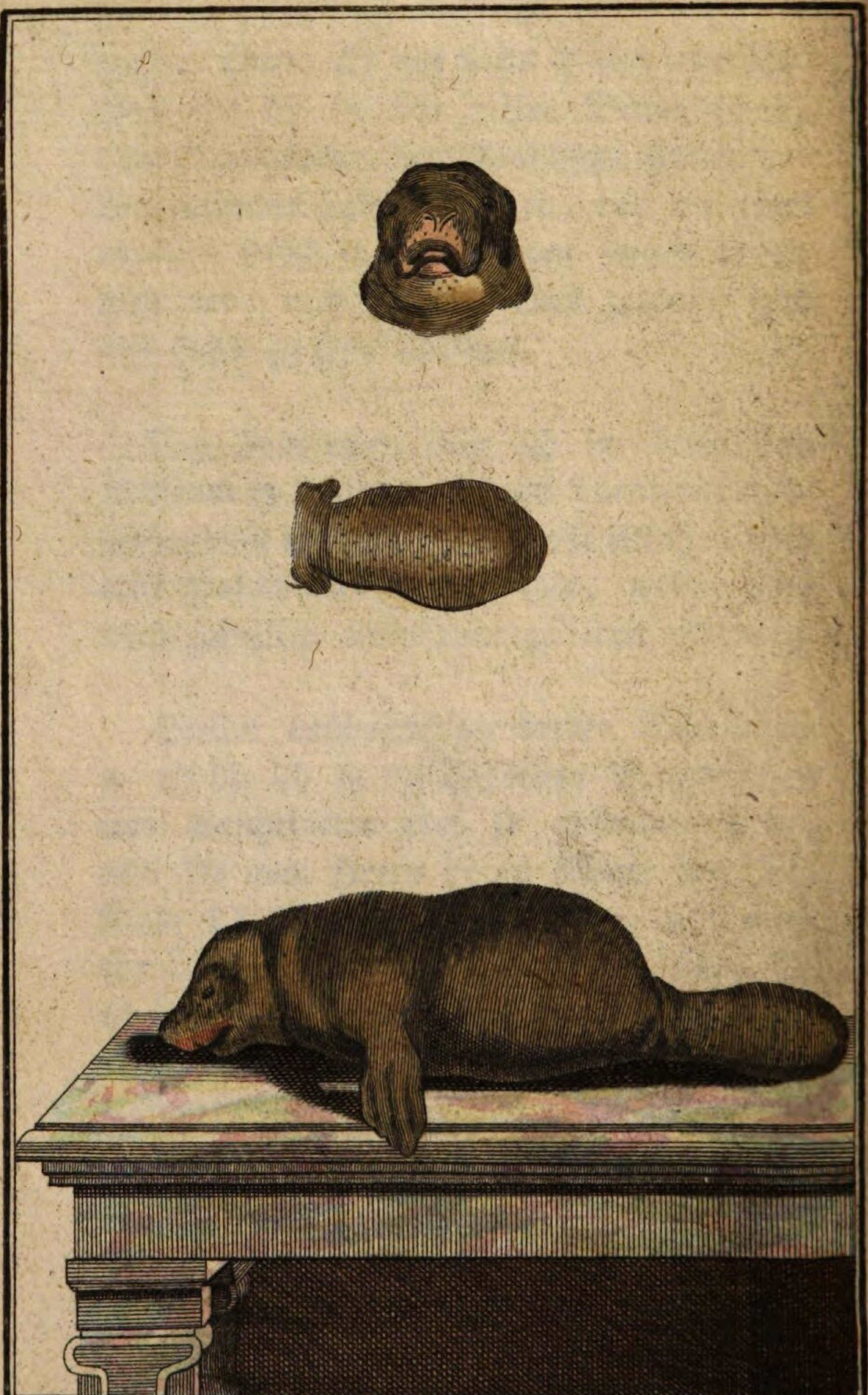
diesem Thiere d) nur sechs Halswirbelknochen, da ich in sehr vielen Braunfischen, dem Sprützfische, dem Wallfische immer sieben gefunden habe, doch so, daß die zwei obersten selbst in den Jungen immer vereinigt sind, und sich wie eins zeigen, und also sechs zu seyn scheinen.

Bey dem allen habe ich im brittischen Museum in London, und im Theatrum Ashmoleanum in Oxford sehr große Atlasse, oder erste Halswirbel, angetroffen, welche uns noch gänzlich unbekannt zu seyn scheinen.

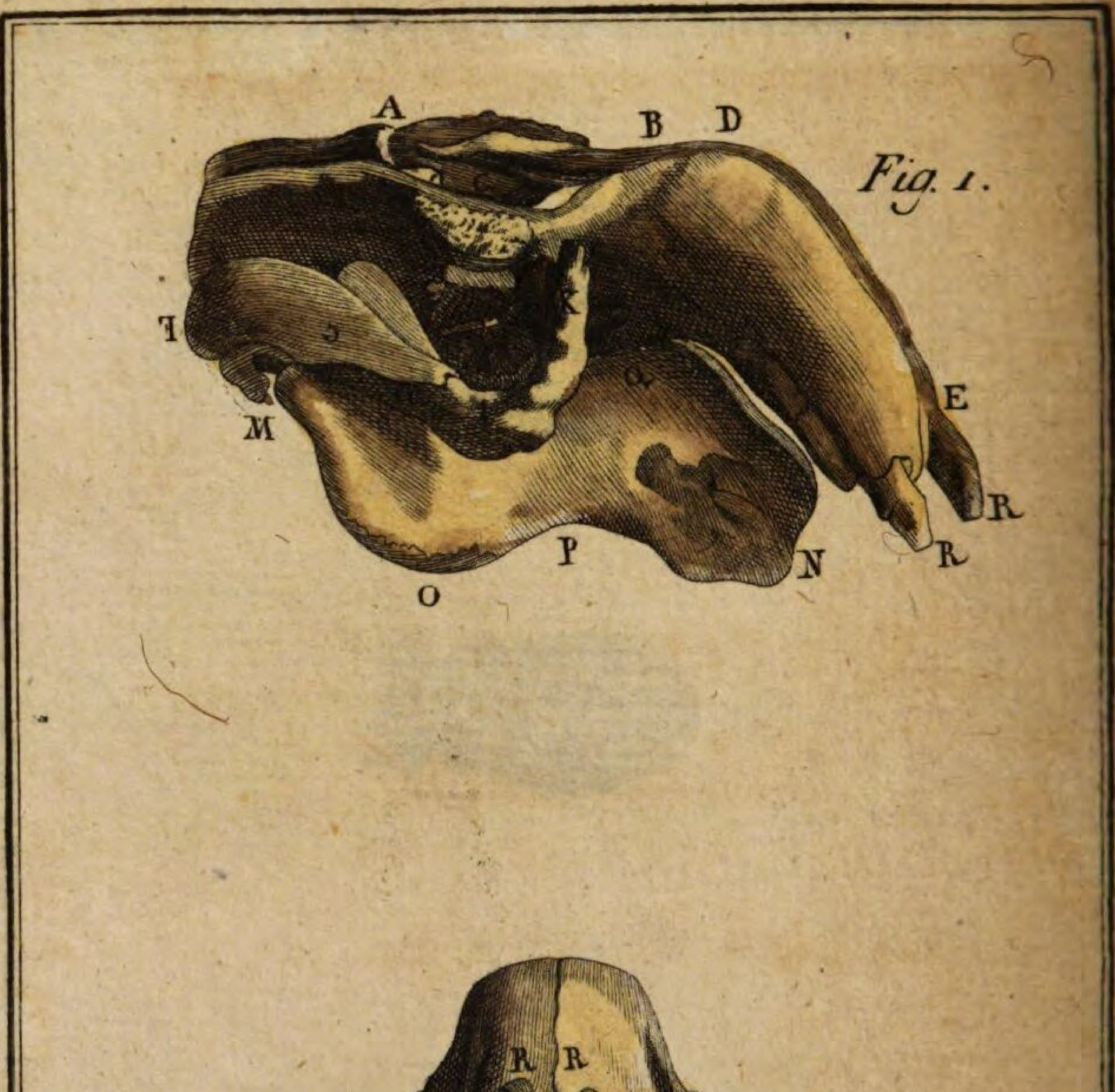
Steller beschreibt die beiden Schambeine e) die ich in verschiedenen Braunfischen und Kaschelotten eben so gefunden habe, und die vom Herrn de la Motte bey Th. Klein f) sehr wohl beschrieben, und auch für ossa pubis gehalten worden sind. Es ist wirklich Schade, daß uns Steller nicht eine Abbildung des Gerippes gegeben hat. Campers kleine Schriften 3. p. 20.

d) S. 39.
e) S. 320.
f) Th. Klein Anatom. Phocaenae, S. 26. §. 22.

Der Lamandin. T. CCCLXIII.



Büff. N. d. Vierf. T. XVIII.



Büff. N. d. Vierf. T. XVII. T.

CLII.

Der Lamantin a) 1).

Lamantinembryo.

Allg. Hist. d. Nat. VII. I. Tab. 57.

Hier endigen sich im Thierreiche die Landbewohner, und hier nehmen die Einwohner des Meers ihren Anfang. Der Lamantin, der

a) Lamantin. Man hat behauptet, daß dieser Nahme daher käme, daß das Thier klägliche Geschreie machte; allein dieß ist eine Fabel. Dieses Wort ist unrichtig aus dem Nahmen gemacht worden, den dieses

der kein vierfüßiges Thier mehr ist, ist keine völlige Wallfischart. Er hat von den ersteren

ses Thier in der Sprache der Galibis, der Einwohner von Guyana, und in der Sprache der Cariben, der Bewohner der Antillen, hatte. Dieses sind fast einerlei Völker, und sie reden auch beinahe einerlei Sprache Sie nennen den Lamantin Manati, woraus die Negern auf den französischen Inseln in Amerika, welche alle Wörter verstümmeln, Lamanati gemacht, und den Artikel vorgesetzt haben, als wenn sie das Thier Manati sagen wollten. Aus Lamanati haben sie Lamannti gemacht, das dritte a weggelassen, und dem n einen Ton durch die Nase gegeben. Für Lamannti hat man nachher Lamenti gesagt, welches man nach der vermeintlichen Analogie von Lamentari mit einem e geschrieben hat. Dieses hat Gelegenheit zu den cris lamentables, kläglichem Geschrei, gegeben, welches man dem Weibchen zuschrieb, wenn man ihm die Jungen raubte. Lettre de M. de la Condamine à M. de Buffon, du 28. Mai, 1764.

Ich führe diese Art von Wortforschung an, von welcher der Herr de la Condamine, der zehn Jahre in Westindien gewesen ist, sehr gut unterrichtet seyn muß. Indessen muß ich die Anmerkung machen, daß

ſteren zwei Füße, oder vielmehr zwei Hände; allein die Hinterbeine, welche bei den Phoken

daß das Wort Manati nach der Meinung verschiedener anderen Schriftſteller ein ſpaniſches Wort iſt, und ein Thier bedeutet, welches Hände hat, und daß glaublich die Guyaneſer und Caraiben, die ziemlich weit von einander entfernt ſind, gleicher Maßen dieſen Nahmen von den Spaniern entlehnt haben.

Manati, Phocae genus. Cluſii exotic. p. 132. fig. ibid. p. 133.

Manati Hernand. Hiſt. Mex. pag. 323. fig. ibid.

Manatus. Le Lamantin. Briſſon regn. anim. p. 49. n. 2.

1) Trichecus (Manatus) dentibus laniariis incluſis. Erxleb. Mammal. p. 596. n. 2.

Manatus. Rondel. piſc. 490.

Manatus Geſn. aquat. p. 253.

Manati. Laët Amer. p. 6. c. (Cluſii Abbild.)

Manati Indorum. Aldrov. Piſc. p. 718. fig. p. 729. (Cluſii Abbild.)

Manati Indorum. Jonſt. Piſc. p. 223.

Manati Charlet. exerc. Piſc. p. 49.

Manati ſeu Vacca marina. Rai Synopſ. quadr. p. 193.

Manates ou Vaches marines. Dampier Voy. I. p. 46.

The

Phoken und Morsen, beinahe ganz im Leibe stecken, und so sehr als möglich ist, verkürzet

The Lamentyn female. Barbot. Guin. p. 562. tab. 7.

Manati. Sloane Jam. II. p. 329.

Trichechus. Art. gen. pag. 79. Synon. p. 100.

Trichechus Manatus. Linné Syst. nat. 2. pag. 59.

Manatus. Klein miss. pisc. II. p. 32.

Baca Marina. Gum. Orin. I. p. 319.

Lamentin ou Poisson Boeuf. Condam. Voy. p. 154.

Trichechus Manatus. Linné Syst. nat. 6. p. 39. n. 1.

Manati seu Vacca marina. Steller Nov. Comm. Petrop. II. p. 294.

Manatus. Seekuh. Seeochs. Klein quadr. pag. 94.

Das Manati oder die so genannte Seekuh. Steller Hamb. Mag. XI. p. 132.

Trichechus mammis pectoralibus binis: the Manatee. Brow. Jam. p. 459.

Lamantin. Adans. Seneg. p. 143.

Trichechus (Manatus) Linné Syst. nat. X. I. p. 34. n. 1.

Die Seekuh. Müll. Samml. III. p. 251.

Lamentin. Dict. anim. II. p. 585.

De Zee-Koe genamd Manati of Lamentin. Houtt. nat. hist. I. p. 462.

Le

kürzet sind, befinden sich bey dem Lamantin überall nicht. An Statt der beiden kurzen Beine, und eines noch kürzern dünnen Schwanzes, welchen die Morsen in einer hori=

Le Lamantin. De la Caille voy. p. 229.

Lamentin Bom. dictionn. II. p. 635.

Le Lamantin. Buffon hist. nat. XIII. pag. 377. 425. tab. 57. (Abbildung v. Ungebornen.).

Allg. Histor. d. Nat. VII. I. p. 207.

Trichechus (Manatus) dentibus laniariis inclusis. Linné Syst. nat. XII. I. p. 49. n. 2.

The Manati. Penn. Syn. quadr. p. 352. n. 273.

Seekuh. Müll. Naturf. I. p. 176. tab. 29. fig. 3. (Clusii Abbild.).

Die Seekuh. Stell. Kamtsch. p. 97.

Der Manati. Trichechus Manatus. Schreber Säugth. II. p. 269. n. 3. tab. 80. (Abbild. aus Buff.).

Trichechus (Manatus) dentibus laniariis inclusis. Müll. Dan. prodr. p. 1. n. 2.

Le Lamantin. Buff. quadr. Ed. in 12. Tom. VI. p. 334.

Der Manati. Zimmermanns geograph. Zool. II. p. 425.

Trichecus (Manatus) dentibus laniariis nullis. Linné Sist. Nat. a Gmel. ed. XIII. lib. p. 60. n. 2.

horizontalen Richtung an ihrem Hintern haben, sind die Lamantinen bloß mit einem großen Schwanze versehen, der sich in eben derselben Richtung wie ein Fächer ausbreitet, so daß man beim ersten Anblicke glauben sollte, als wenn die ersteren einen in drei Theile abgetheilten Schwanz hätten, und bei den letztern diese drei Theile zusammen gewachsen wären, und nur einen einzigen Schwanz ausmachten. Allein wenn man denselben genauer betrachtet, und vornehmlich zergliedert, so siehet man, daß solches Zusammenwachsen nicht geschehen, daß keine Spur von Schenkeln und Beinknochen ist, und daß die, welche den Schwanz der Lamantinen ausmachen, bloße einzelne Wirbel sind, die denen von Wallfischarten, welche keine Füße haben, gleichen. Auf diese Art sind diese Thiere in Ansehung dieser Hintertheile ihres Leibes Wallfisch, und haben von den vierfüßigen Thieren nichts weiter als die beiden Füße oder Hände an sich, die vorne neben ihrer Brust liegen. Oviedo ist nach meinem Bedünken der erste Schriftsteller, welcher eine Art von Geschichte und Beschreibung von dem Lamantin gegeben hat. „Man findet ihn, sagt er, an den Küsten von St. Domingo sehr häufig. Es ist ein sehr großes Thier von einer ungestalteten Bil-

dung,

dung, und hat einen dickern Kopf als ein Ochs, kleine Augen, und zwei Füße oder Hände dicht am Kopfe, welche es zum Schwimmen gebraucht. Es hat keine Schuppen, sondern ist mit einer Haut oder vielmehr einem dicken Leder bedeckt. Es ist sehr sanftmüthig; es geh in die Flüsse hinauf, und frißt das (ıf dem Ufer stehende Gras, das es nur erreichen kann, ohne aus dem Wasser zu gehen. Wenn man es fangen will, so sucht man auf einem Kahne oder einem Floße an ihn zu kommen, und ihn mit einem Pfeile, der an ein sehr langes Seil gebunden ist, zu treffen. So bald es sich getroffen fühlt, fliehet es mit dem Pfeil und dem Seile weg, an deren Ende man mit Fleiß ein dickes Stück Kork oder leichtes Holz befestiget hat, das zum Wahrzeichen dienen muß. Wenn das Thier durch diese Wunde sein Blut und seine Kräfte verloren hat, so begibt es sich aufs Land. Alsdann ergreift man das Ende des Seiles wieder, wälzet es so lange, bis man nur noch einige Klafter von ihm entfernet ist, und mit Hülfe der Wellen zieht man allmählig das Thier an Bord, oder auch man macht es im Wasser mit Lanzenstößen vollends todt. Es ist so schwer, daß man ein Fuhrwerk mit zwei Ochsen haben muß, wenn man es fortbringen

gen will. Sein Fleisch schmeckt vortrefflich, und wenn es frisch ist, sollte man es eher für Rindfleisch als für Fisch essen. Wenn man es klein hauet, und dörret oder mariniret, so bekommt es mit der Zeit den Geschmack des Thunfisches, und schmeckt sogar noch besser. Einige von diesen Thieren sind über funfzehn Fuß lang und sechs dick. Das Hintertheil des Leibes ist viel dünner, und wird es noch immer mehr bis zum Schwanze, welcher sich am Ende ausbreitet. Gleichwie die Spanier, setzt Oviedo hinzu, die Vorderfüße aller vierfüßigen Thiere Hände nennen, und gleichwie dieses Thier nur Vorderfüße hat, so haben sie demselben auch den Nahmen eines Thiers mit Händen, Manati, gegeben. Es hat keine äußerliche Ohren, sondern bloß zwei Löcher, durch welche es höret. Auf seiner Haut liegen nur einige ziemlich dünne Haare; sie ist aschgrau und einen Zoll dick; man macht aus derselben Schuhsohlen, Degengehenke u. s. w. Das Weibchen hat zwei Zitzen an der Brust, wirft gemeiniglich zwei Junge und säuget sie" g).

Alle

g) Ferdin. Oviedo. Hist. Ind. occid. lib. XIII. cap. X.

Alle diese von Oviedo erzählten Umstände sind wahr, und es ist sonderbar, daß Lieça h) und verschiedene Andere nach ihm versichert haben, daß der Lamantin sehr oft aus dem Wasser komme und auf dem Lande weide. Sie haben ihm solches fälschlich als eine natürliche Gewohnheit zugeeignet, und sind im diesen Irrthume durch die Analogie des Morsen und der Phoken verfallen, welche in der That sich aus dem Wasser weg begeben, und auf dem Lande sich aufhalten. Allein es ist ausgemacht, daß der Lamantin nimmer das Wasser verläßt, und lieber in süßem als salzigem Wasser ist.

Clusius berichtet, daß er die Haut von einem solchen Thiere gesehen, und sie sechzehn und einen halben Fuß lang und achthalb Fuß breit befunden habe. Die beiden Füße oder Hände wären sehr breit und mit kurzen Nägeln versehen gewesen. Gomara i) versichert, daß sich bisweilen welche fänden, die zwanzig Fuß lang wären, und er setzt hinzu, daß sich diese so wohl in Flüssen als im Meer aufhielten. Er erzählet, man

h) Chron. Peruv. cap. XXXI.

i) Fr. Lopes de Gomara. Hist. gén. cap. XXXI.

man habe davon ein Junges in einem See auf St. Domingo aufgezogen und sechs und zwanzig Jahre lang erhalten. Es wäre so sanftmüthig und zahm gewesen, daß es das Futter, welches man ihm gegeben, ganz stille zu sich genommen; es hätte seinen Nahmen verstanden, und wäre, wenn man es gerufen hätte, aus dem Wasser heraus gekommen, und bis an das Haus hin gekrochen, um sein Futter zu bekommen; es hätte dem Anscheine nach gern die Menschenstimme und das Singen der Kinder gehöret; es hätte sich vor ihnen gar nicht gescheuet, sondern sie sich auf seinen Rücken setzen lassen, und von einem Ufer des Sees zu dem andern hinüber getragen, ohne sich im Wasser unterzutauchen und ohne ihnen das Mindeste zu Leide zu thun. Unmöglich ist diese Geschichte nach allen ihren Umständen wahr, sie ist hingegen dem Anscheine nach nur so wie die Fabel der Alten vom Delphin eingekleidet; denn der Lamantin kann ganz und gar nicht auf der Erde kriechen.

Herrera sagt von diesem Thiere nicht viel mehr. Er berichtet bloß, daß, so groß es auch sey, es doch so leicht schwimme, daß es gar kein Geräusch im Wasser mache, und daß es un-

tertauche, sobald es etwas von ferne höret. k)

Hernandes, welcher von dem Lamantine zwei Figuren, eine von der Seite und die andere von dem vordern Theile gegeben hat, setzt fast nichts zu demjenigen hinzu, was die andern spanischen Schriftsteller davon vor ihm geschrieben haben. Er sagt bloß, daß in den beiden Oceanen, nähmlich dem atlantischen und stillen Meere so wohl als in den Seen, sich ein ungestaltetes Thier mit Nahmen Manati aufhalte. Von demselben gibt er eine Beschreibung, welche fast ganz aus dem Oviedo genommen worden. Alles was mehr in derselben enthalten ist, bestehet darin, daß an den Händen dieses Thiers fünf solche Nägel wie an des Menschen seinen sind; daß es einen breiten Nabel und After, einen Wurf wie ein Weib, eine Ruthe wie ein Hengst, solches Fleisch und Fett, wie ein fettes Schwein, und endlich Rippen und Eingeweide wie ein Stier habe, daß es sich auf dem Lande gleich den Menschen begatte, indem das Weibchen auf dem Rücken liege, und nur ein Junges werfe, welches bei

k) Description des Indes occidentales par Herrera, p. 57.

bei der Geburt ungeheuer groß ist l). Die Begattung dieser Thiere kann nicht auf dem Lande geschehen, wie Heruandes sagt, sondern sie geschieht im Wasser auf einem seichten Grunde.

Binet meldet m), der Lamantin sey so groß wie ein Ochs, und so rund als eine Tonne; er habe einen kleinen Kopf und fast gar keinen Schwanz; seine Haut sey hart und dick, wie des Elephanten seine; es würden so große Lamantine gefunden, daß man von denselben über hundert Pfund sehr gut schmeckendes Fleisch bekomme; sein Fett sey so süß wie Butter; dieses Thier halte sich gern in Flüssen nahe an ihrem Auslauf ins Meer auf; und es gebe zehn bis zwölf Meilen von Cayenne gewisse Gegenden, wo man eine so große Menge von diesen Thieren finde, daß man damit eine lange Barke in einem Tage anfüllen könne, wenn man nur Leute habe, die sich mit der Harpune recht behelfen könnten.

Der Pater du Tertre, welcher die Jagd oder den Fang des Lamantins weitläuftig beschrie-

l) Hernand. Hist. Mex. p. 323. et 329.

m) Voyage à l'isle de Cayenne par Antoine Binet, p. 346.

beschrieben hat, kommt beinahe in allen Stücken mit den von uns angeführten Schriftstellern überein; doch meldet er dabei, daß dieses Thier an jeder Hand nur vier Zehen und eben so viele Nägel habe, und setzt hinzu, daß es sich von einem kleinen Kraute, das im Meere wachse, nähre, daß es selbiges abfresse, wie ein Ochs auf den Wiesen. Wenn es sich darin satt gefressen habe, so suche es die Flüsse und süßen Wasser, wo es zwei Mahl auf den Tag saufe; und wenn es tüchtig gefressen und gesoffen hätte, so schlafe es ein und halte im Schlafe das Maul halb aus dem Wasser heraus, wodurch man es von fern bemerken könnte. Das Weibchen würfe zwei Jungen, die ihr allenthalben nachfolgten, und wenn man die Mutter finge, so bekäme man auch die Jungen gewiß, indem diese sie nicht verließen, auch wenn sie schon todt wäre, und um die Barke, in welcher die Mutter weggebracht würde, immer herum liefen n). Dieser letzte Umstand kommt mir verdächtig vor, und wird sogar von andern Reisebeschreibern widersprochen, welche versichern, daß der Lamantin nur ein Junges werfe.

n) Histoire générale des Antilles par le P. du Tertre.

werfe. Alle großen vierfüßigen Thiere oder Wallfischarten zeugen gemeiniglich nur ein Junges, und wegen der bloßen Aehnlichkeit kann man es nicht glauben, daß der Lamantin immer zwei Junge werfe, wie der Pater du Tertre versichert.

Dezmelin macht die Anmerkung, daß bei dem Lamantine der Schwanz eben so wie bei den Wallfischen und nicht wie bei den Schuppenfischen sitze. Bei letzteren befindet er sich in einer senkrechten Richtung vom Rücken nach dem Bauche hin, da hingegen bei dem Wallfische und den übrigen seines Geschlechts der Schwanz in die Quere, nähmlich von der einen Seite des Leibes bis zur andern gerichtet ist. Er berichtet ferner, daß der Lamantin keine Vorderzähne, sondern statt derselben einen Knollen, der so hart als ein Knochen sey, habe, womit er das Kraut abreisse; er habe aber zwei und dreißig Backenzähne; er könne nicht gut sehen, weil seine Augen nur klein sind, sehr wenig Feuchtigkeit und gar keine Iris haben; er habe nur wenig Gehirn, aber für die mangelnden guten Augen habe er ein vortreffliches Gehör; an einer Zunge fehle es ihm gänzlich; seine Zeugungsglieder wären denen bei einem Manne und einer Frau ähnlicher als denen

bei

bei irgend einem Thiere. Die Milch von den Weibchen, welche er gekostet zu haben versichert, schmecke sehr gut; sie brächten nur ein Junges zur Welt, welches sie mit ihrer Hand umfaßten und trügen; sie säugten es ein Jahr lang, hierauf wäre es im Stande, sich selbst zu versorgen und Kraut zu fressen. Endlich habe dieses Thier vom Halse an bis zum Schwanze hinaus zwei und funfzig Wirbelbeine; es nähre sich eben so wie die Schildkröte, könnte aber auf dem Lande weder gehen noch kriechen. o) Alle diese Umstände sind ziemlich richtig, und sogar der mit den zwei und funfzig Wirbelbeinen. Denn der Herr d'Aubenton hat bei der ungebornen Frucht, welche er zergliedert hat, acht und zwanzig Wirbelbeine im Schwanze, sechzehn im Rücken und sechs oder vielmehr sieben im Halse gefunden. Nur irret dieser Reisebeschreiber in Ansehung der Zunge, welche dem Lamantine nicht fehlet, ob sie zwar wirklich unten und fast bis an die Spitze an dem untern Kinnbacken festsitzet. Man findet in der Geschichte einer Reise durch die Inseln in Amerika, welche im Jahr 1732 in Paris im Druck erschienen ist,

o) Hist. des Avanturiers par Oexmelin, tom. XII. p. 134.

ist, eine ziemlich gute Beschreibung von dem Lamantine, und von der Art und Weise, wie man ihn mit dem Wurfpfeile schießt. Der Verfasser stimmt in Ansehung aller Hauptumstände mit den von uns angeführten überein, macht aber dabei die Anmerkung, daß diese Thiere auf den antillischen Inseln, seitdem die Küsten des Meeres bewohnet werden, sehr selten geworden sind. Dasjenige, welches er gesehen und gemessen hatte, war vierzehn Fuß und neun Zoll lang, vom Ende des Maules an bis zum Anfange des Schwanzes, und bis hierher ganz rund gewesen. Es hatte einen großen Kopf, ein breites Maul und große, oben mit einigen langen und steifen Haaren besetzte Lefzen, nach dem Verhältnisse seines Kopfes sehr kleine Augen, und Ohren von denen man weiter nichts als zwei kleine Löcher gesehen hat. Der Hals war sehr dick und kurz gewesen, so, daß der Kopf unmöglich von den übrigen Theilen des Leibes hätte unterschieden werden können, wenn der Hals sich nicht vermittelst einer kleinen Bewegung ein wenig gebogen hätte. Er setzt hinzu, daß einige Schriftsteller behaupten, dieses Thier bediene sich seiner beiden Hände oder Floßen, um auf dem Lande zu kriechen. Nach diesem Umstande habe ich

mich

mich sorgfältig erkundiget; aber niemand hat dieses Thier auf dem Lande gesehen; es ist ihm auch nicht möglich, auf dem Lande zu gehen oder zu kriechen, indem es seine Vorderfüße oder Hände bloß dazu gebraucht, daß es seine Jungen so lange hält, als es sie säugen läßt. Das Weibchen hat zwei runde Zitzen; ich habe sie gemessen, sagt der Verfasser, und befunden, daß eine jede von denselben sieben Zoll im Durchschnitte, und ungefähr vier in der Höhe betrugen. Die Warze war so dick wie ein Daum, und lag einen guten Finger lang heraus. Der Leib hatte acht Fuß und zwei Zoll im Umfange; der Schwanz sah wie eine breite Schaufel aus, die neunzehn Zoll lang, funfzehn in ihrer größten Breite, am Ende ungefähr drei Zoll dick ist. Die Haut auf dem Leibe war beinahe so dick, wie eine doppelte Ochsenhaut, aber unter dem Bauche war sie viel dünner; sie ist schiefersteinbraun von Farbe, hat große und harte Narben, und Haare von eben derselben Farbe, welche dünn gesäet, dick und ziemlich lang sind. Dieser Lamantin wog ungefähr acht hundert Pfund; man hatte das Junge mit der Mutter gefangen; es war beinahe drei Fuß lang. Man ließ die eine Seite vom Schwanze am Spieße braten, und fand dieses

Fleisch

Fleisch so gut und zart als Kalbfleisch. Das Kraut, wovon diese Thiere sich nähren, ist acht bis zehn Zoll lang, schmal, spitzig, zart und ziemlich schön grün von Farbe. Man siehet Stellen an den Küsten, und in den Untiefen des Meers, wo dieses Kraut so überflüssig wächst, daß der Grund einer Wiese ähnlich sieht; die Schildkröten fressen dasselbe auch p) u. s. w."

Der Pater Magnin von Freyburg berichtet, daß der Lamantin das Gras fresse, was er erreichen könne, ohne aus dem Wasser heraus zu kommen. ——— Er habe kleine Augen, von der Größe wie eine Haselnuß, so verschlossene Ohren, daß kaum eine Nadel hinein gehen kann; in den Ohren befänden sich inwendig zwei kleine durchlöcherte Knochen, und die Indianer pflegten diese kleinen Knochen am Halse zu hängen, und wie eine Galanterie zu tragen —— sein Geschrei sey einem nicht starken Gebrülle ähnlich. q)

Der

p) Nouveau Voyage aux Isles de l'Amérique, tome II. page 200.

q) Auszug aus einem Manuskripte des Magnin von Freiburg, Missionarius in Borja und Korrespondenten der Akad. der Wissenschaf-

Der Pater Gumilla meldet, daß in den großen Seen von Orenoko eine unzählige Menge von Lamantinen gefunden werde. „Diese Thiere wiegen jedes, sagt er, fünf hundert bis sieben hundert und funfzig Pfund; diese Thiere nähren sich von Kräutern; sie haben sehr kleine Augen, und noch kleinere Ohrlöcher; sie gehen nach dem Ufer hin und weiden daselbst, wenn der Fluß niedrig ist. Das Weibchen wirft immer zwei Junge; sie legt sie mit ihren Armen an ihre Zitzen, und hält sie so fest, daß sie nie davon abfallen, sie mag eine Bewegung machen, welche sie wolle. Wenn die Jungen geboren werden, so wiegt jedes schon dreißig Pfund; die Milch, welche sie saugen, ist sehr dick. Unter der Haut, die viel dicker als eine Ochsenhaut ist, findet man viererlei Umschläge oder Schichten, von welchen zwei aus Fett, und die andern beiden aus einem sehr zarten und wohlschmeckenden Fleische bestehen, welches, wenn es gebraten ist, wie Schweinfleisch riecht, und wie Kalbfleisch schmeckt. Diese Thiere springen, wenn es regnen will, aus dem Wasser ziemlich hoch

senschaften, nach der vom Hrn. de la Condamine mitgetheilten Uibersetzung aus dem Spanischen.

hoch in die Höhe" r). Es scheinet, daß der Pater Gumilla sich gleich dem P. du Tertre irre, wenn er sagt, daß das Weibchen zwei Junge zur Welt bringe. Es ist, wie wir bereits gesagt haben, beinahe ausgemacht, daß sie nur eines wirft.

Endlich beschreibt der Herr de la Condamine, welcher die Güte gehabt hat, uns eine von ihm selbst gemachte Zeichnung von dem Lamantin im Amazonen=Flusse zu geben, besser und genauer als andere Schriftsteller die natürlichen Gewohnheiten dieses Thiers. Sein Fleisch, sagt er, und sein Fett sind dem am Kalbe ziemlich ähnlich. Der Pater d'Acunna macht die Aehnlichkeit des Thiers mit dem Rinde noch vollständiger, indem er ihm Hörner beilegt, mit welchen die Natur ihn nicht versehen hat. Eigentlich zu reden, ist es kein Amphibium, weil es aus dem Wasser nie ganz heraus kommt, und auch nicht heraus kommen kann, indem es ziemlich nahe am Kopfe bloß zwei Floßfedern hat, welche platt und flügelförmig, funfzehn bis sechzehn Zoll lang sind, und ihm statt der Arme und Hände dienen; es streckt bloß seinen Kopf aus dem

r) Histoire de l'Orenoque par le P. Gumilla.

dem Wasser heraus, um an das am Ufer stehende Kraut zu kommen. Dasjenige, das ich abgezeichnet, setzt Herr de la Condamine hinzu, war ein Weibchen; es war nach dem königlichen Maße achthalb Fuß lang, und seine größte Breite betrug zwei Fuß. Nachhin habe ich noch größere gesehen. Die Augen haben gar kein Verhältniß mit der Größe seines Leibes; sie sind rund, und haben nur drei Linien im Durchmesser; die Oeffnung seiner Ohren ist noch kleiner, und scheinet nichts anders als ein Nadelstich zu seyn. Der Manati hält sich nicht bloß im Amazonen-Flusse auf, sondern er ist eben so häufig im Orenoko, er befindet sich auch, wie wohl in geringer Anzahl, im Oyapock und verschiedenen andern Flüssen in der Gegend von Cayenne und auf den Küsten von Guiana, und wahrscheinlich auch an andern Orten. Es ist eben das Thier, welches man ehedem Manati nannte, und heut zu Tage in Cayenne und auf den französischen Inseln in Amerika Lamantin nennet. Allein ich glaube, daß ihre Gattung von beiden etwas verschieden sey. In der hohen See trifft man es nicht an, und selten findet man es in den Mündungen der Flüsse; es wird aber über tausend Meilen vom Meere in den meisten großen Flüssen gefunden, die

sich

sich in den Amazonen-Fluß ergießen, als z. B. in dem Guallaga, Pastaca u. d. m. bloß der Pongo oder Wasserfall von Borja, hält es, da es in den Amazonen-Fluß steigt, zurück, indem man es über denselben weg nicht mehr findet s).

Dieß ist etwa der kurze Inhalt von alle dem, was man von dem Lamantine weiß. Zu wünschen wäre es, daß unsere Einwohner in Cayenne, unter welchen sich jetzt gelehrte Leute und Liebhaber der Naturgeschichte befinden, dieses Thier beobachten, und von seinen innerlichen Theilen, vornehmlich aber von den Werkzeugen des Athemhohlens, der Verdauung und Zeugung, Versuche machten möchten.

Es scheint, ohne etwas davon mit Gewißheit sagen zu können, als wenn es einen großen Knochen in der Ruthe, das ovale Loch des Herzens offen, besonders eingerichtete Lungen und einen in verschiedene Abtheilungen getheilten Magen habe, welche vielleicht

s) Voyage sur la riviere des Amazones par M. de la Condamine, in 8vo, page 151. et suiv. Mémoires de l'Acad. des Sciences 1745, pages 464. et 465.

vielleicht mehrere unterschiedene Magen, wie bei den wiederkauenden Thieren sind.

Uibrigens hält sich die Art des Lamantins nicht bloß in den Meeren und Flüssen der neuen Welt, sondern auch dem Anscheine nach auf den Küsten und in den afrikanischen Flüssen auf. Der Herr Adanson hat Lamantine in Senegal gesehen; er hat daher einen Kopf davon mitgebracht, welchen er uns gegeben, und hat zugleich die Güte gehabt, uns die Beschreibung mitzutheilen, welche er von diesem Thiere auf der Stelle selbst gemacht, und welche ich glaube hier ganz anführen zu müssen. „Ich habe, sagt Herr Adanson, viele von diesen Thieren gesehen. Die größten waren nur acht Fuß lang, und wogen ungefähr acht hundert Pfund. Ein Weibchen, das nur fünf Fuß und drei Zoll lang war, wog nicht mehr als hundert und neunzig Pfund. Sie sind schwärzlich aschgrau von Farbe; die Haare sind über den ganzen Leib sehr dünn, sehen aus wie Borsten, und sind neun Linien lang. Der Kopf ist kegelförmig, und in Rücksicht auf den Umfang des Leibes von mittelmäßiger Größe. Die Augen sind rund und sehr klein; die Iris ist dunkelblau, und der Augapfel schwarz. Das Maul ist beinahe

he cylinderförmig; die beiden Kinnbacken sind beinahe gleich breit, die Lippen sind fleischig und sehr dick. So wohl im obern als untern Kinnbacken sind nur Backenzähne. Die Zunge ist oval gebildet, und fast bis an ihr Ende am Unterkinnbacken fest. Sonderbar ist es, fährt Herr Adanson fort, daß beinahe alle Schriftsteller oder Reisebeschreiber diesem Thiere Ohren beigelegt haben; ich habe bei keinem Thiere welche finden können, nicht einmahl ein kleines Loch, in welches man einen kleinen Dolch hätte hinein stechen können t). Es hat zwei Arme oder Floßfedern, welche da sitzen, wo der Kopf seinen Anfang nimmt, der durch gar keinen Hals oder Schultern vom Rumpfe abgesondert ist. Die Arme sind beinahe

t) Anmerkung. Nichts desto weniger scheinet es gewiß zu seyn, daß dieses Thier äußerliche Gehörlöcher habe. Der Herr de la Condamine hat mich versichert, daß er sie gesehen und gemessen habe, und daß diese Löcher nicht mehr als eine halbe Linie im Durchmesser betragen; und da der Lamantin das Vermögen hat, sie zusammen zu ziehen und zu verschließen, so kann es leicht seyn, daß sie den Augen des Hrn. Adanson entgangen sind, zumahl da diese Löcher

nahe cylinderförmig, und bestehen aus drei Hauptgelenken, von denen das vorderste eine Art von platter Hand ausmacht, woran die Finger sich bloß durch vier Nägel von einer braunen und glänzenden rothen Farbe unterscheiden. Der Schwanz ist wagerecht, wie bei den Wallfischen, und hat die Form einer Ofenschaufel. Die Weibchen haben zwei Zitzen, welche mehr elliptisch als rund sind, und dicht bei den Achseln der Arme sitzen. Die Haut ist ein Leder, welches unter dem Bauche sechs Linien, auf dem Rücken neun und auf dem Kopfe anderthalb Zoll dick ist. Das Fett ist weiß und zwei bis drei Zoll dick; das Fleisch sieht blaßroth aus, und ist blasser und zarter als Kalbfleisch. Die Ualoser und Jaloferuegern nennen dieses Thier Lereu. Es lebt von Kräutern, und befindet sich in der Mündung des Senegal.

Aus dieser Beschreibung siehet man, daß der Lamantin im Senegal, so zu sagen, sich durch nichts von dem in Cayenne unterscheidet, und Herr d'Daubenton, nachdem er den

Löcher sehr klein sind, wenn auch das Thier sie öffnet.

den Kopf dieses Lamantins im Senegal mit dem von dem Fötus eines Lamantins u) in Cayenne verglichen hat, vermuthet auch, daß beide von einerlei Gattung sind.

Das Zeugniß der Reisebeschreiber x) kommt mit unserer Meinung überein, vornehmlich

u) Anmerkung. Der Herr Ritter Turgot, gegenwärtiger Gouverneur von Guyana, der schon vorhin an das Kabinett des Königes den erwähnten Fötus vom Lamantine geschenkt hat, hat nun recht Gelegenheit, seinen Geschmack an der Naturgeschichte zu befriedigen, und uns nicht allein mit seinen Geschenken, sondern auch mit seinen Kenntnissen zu bereichern.

x) Dexmelin erzählet, daß es an den Küsten von Afrika Lamantine gebe, und daß sie an dem Ufer des Senegal häufiger als in dem Flusse Gambia sind. Hist. des Avanturiers, tome II. page 115.

Le Guat versichert, viele in den Meeren bei der Insel Rodrige gesehen zu haben. Der Kopf des Lamantins auf dieser Insel ist, wie dieser Reisebeschreiber sagt, dem Schweinskopfe sehr ähnlich, ausgenommen, daß sein Rüssel nicht so spitzig ist. Die größten Lamantine sind ungefähr zwanzig

nehmlich ist des Dampier seine zuverlässig, und seine über dieses Thier gemachten Anmerkun=

zwanzig Fuß lang. —— Dieses Thier hat warmes Blut, eine schwärzliche, sehr scharfe und harte Haut, worauf einige so dünn gesäete Haare sind, daß man sie kaum wahrnehmen kann; es hat kleine Augen und zwei Löcher, welche es verschließt und öffnet, und die man mit Recht seine Ohren nennen kann. Da es seine Zunge, welche nicht recht groß ist, ziemlich oft zurück zieht, so haben Verschiedene gesagt, daß es gar keine hätte. Es hat Backenzähne, aber keine Vorderzähne; seine Kiefern sind so hart, daß es das Gras abreissen und abnagen kann. — Niemahls habe ich mehr als ein Junges bei der Mutter gesehen, und ich habe Lust zu glauben, daß das Weibchen auf ein Mahl nur ein Junges zur Welt bringe. — Wir fanden bisweilen drei bis vier hundert solche Thiere beisammen, die das Gras auf dem Grunde des Wassers abfraßen; sie waren so wenig wild, daß wir sie oft befühleten, um uns das setteste auszusuchen. Wir machten ein Seil an ihren Schwanz, um sie aus dem Wasser zu ziehen, und nahmen nicht die größten, weil diese uns gar viel Mühe verursacht haben würden, und über dieß ihr Fleisch nicht so niedlich als der kleinen ihres ist. —

merkungen verdienen hier einen Platz einzunehmen. „Nicht allein in dem Blewfield-Flusse, welcher zwischen den Flüssen Nicaragua und Veragua entspringt, habe ich Manaten (Lamantine) gesehen, sondern ich habe auch welche in der Campeche-Bai, an den Küsten von Bocca del Drago und Bocca del Loro, in dem Flusse von Darien und auf den kleinen südlichen Inseln von Cuba wahrgenommen. Ich habe gehöret, daß von diesen Thieren einige wenige an dem nördlichen Gestade von Jamaika, sehr viele aber in dem Flusse von Surinam, das ein sehr niedriges Land ist, gefunden worden. Ich habe auch welche in Mindanao, einer von den philippinischen Inseln, und an der Küste von Neuholland gesehen. — Dieß Thier hält viel von dem Wasser, das einen Salzgeschmack hat; daher hält es sich gemeiniglich in Flüssen auf, die nicht weit vom Meere entfernt sind. Vielleicht ist dieß die Ursache, warum man keine in den südlichen Meeren sieht, wo alle Küsten hoch, tiefe, dicht am Lande befindliche Wasser und große Wellen

Wir haben nicht bemerkt, daß dieses Thier aufs Land komme; ich zweifele, daß es darauf kriechen könne, und glaube nicht, daß es ein Amphibium sey. Voyage de le Guat, tome I. page 93.

len sind, die Bai von Panama ausgenommen, worin sich doch keine befinden. Allein Westindien ist, so zu sagen, eine große Bai, besteht aus verschiedenen kleinen, und ist fast überall ein niedriges Land, und die dortigen Gewässer, welche nicht recht tief sind, geben den Lamantinen ein gutes Futter. Zuweilen trifft man sie in salzigem, zuweilen auch in süßem Wasser, nie aber sehr weit im Meere an. Diejenigen welche im Meere und an solchen Oertern sind, wo es weder Flüsse noch Meerbusen gibt, in welche sie sich begeben können, kommen doch binnen vier und zwanzig Stunden ein bis zwei Mahl in die Mündung des nächsten Flusses, der süßes Wasser hat. — Sie kommen nie aufs Land, auch nicht in ein so niedriges Wasser, worin sie nicht schwimmen können. Ihr Fleisch ist gesund, und sehr gut von Geschmack. Ihre Haut wird auch sehr gebraucht. Die Lamantine und die Schildkröten befinden sich gemeiniglich an einerlei Orten, und nähren sich von einerlei Gewächsen, welche auf den Untiefen des Meers, einige Fuß tief unter dem Wasser, und an niedrigen Ufern, welche die Fluth bedeckt, wachsen" y).

D'Auben-

y) Voyage de Dampier, tome I. page 46.

D'Aubenton beschreibt einen Kopf des senegalschen Lamantins und sagt: „Dieser Kopf ist von dem Herrn Adanson aus Senegal mitgebracht worden; es sitzen nur noch die Knochen daran, welche, wie mir däucht, insgesammt völlig ganz sind; sie kommen von einem ungemein jungen Thiere, denn die drei letzteren Backenzähne an jeder Seite der Kinnbacken sind aus ihren Fächern noch nicht durchgebrochen. So viel ich von der Aehnlichkeit eines Individuums mit dem andern aus der Bildung des Kopfes und des Mauls, und aus der Lage der Nasenlöcher und der Augen habe urtheilen können, als ich den ganzen Kopf von einem Fötus mit dem entfleischten Kopfe eines jungen Thieres zusammen hielt, so halte ich dafür, daß derjenige Kopf, wovon ich jetzt handle, sich von einem Thiere herschreibe, das mit dem von mir beschriebenen amerikanischen Lamantin-Fötus beinahe von gleicher Art ist, und daß folglich der senegalsche und amerikanische Lamantin in der Art wenig oder vielleicht gar nicht von einander verschieden sind. Ich bin in dieser Meinung um so viel mehr bestärkt worden, weil auch Herr Adanson, da ich ihm den Lamantin-Fötus aus Guyana wies, wenig Verschiedenes zwischen diesem Fötus und den Lamantinen bemerkt hat, die er

in

in Senegal gesehen. Die obere Lefze des Fötus ging, nach seinem Bedünken, nicht weit über die untere hervor, der Schwanz war an seinem Ende nicht so gerundet, der Kopf nicht so lang, das Maul dicker, und der Arm nicht so breit, als bei den senegalschen Lamantinen. Allein diese Verschiedenheiten können sich auch bei einem Fötus und einem erwachsenen Thiere gleicher Art finden.

Der entfleischte Kopf des senegalschen Lamantins kommt dem Kopfe des Morsen und des Dugons nicht so nahe, als dem Kopfe der meisten andern vierfüßigen Thiere, die einen breiten Kopf und eine kurze Schnauze haben.

Der obere Kinnbacken ist länger als der untere; so wohl der eine als der andere sind am Ende von geringer Breite; die Oeffnung der Nasenlöcher ist sehr ausgedehnt, vornehmlich der Länge nach von vorn nach hinten; sie nimmt einen großen Ausschnitt ein, der in dem Vordertheile des Stirnknochens ist, und geht vor dem Gaumen in den Mund durch; eigentliche Nasenbeine habe ich nicht gesehen; die Augenhöhlen haben ihre Stelle an den Seiten des Kopfes, der Mitte von der Oeffnung der Nasenlöcher gerade

rade gegen über; das Vordertheil der Augenränder geht weit hervor, sie haben übrigens nur einen kleinen Durchschnitt, und der Augenhöhlenfortsatz des Stirnknochens ist groß; die beinernen Ränder der Augenhöhlen sind auch nur in einem kleinen Raume unterbrochen, der ungefähr nur den zwanzigsten Theil von dem Umfange der Augenhöhle beträgt; der jochförmige Bogen ist größer, als bei irgend einem andern Thiere, indem der Fortsatz des Schlafbeins ungemein dicker ist; die Hirnschale hat einen geringen Umfang; auf dem Hinterhaupte gibt es starke querlaufende Kanten, der Rand von den Aesten des Unterkinnbackens ist sehr hervorgeworfen und dick, der kronenförmige Fortsatz ist sehr breit und nicht wenig vorwärts übergebogen.

Der senegalische Lamantin hat weder Schneide- noch Hundszähne; er hatte, wie mich dünkte, neun Backenzähne an beiden Seiten eines jeden Kinnbackens, welches in allem sechs und dreißig Zähne ausmacht, wenn man die drei letzten mitzählet, die noch in ihren Fächern verschlossen waren. Alle diese Zähne sind beinahe viereckig und mit Glasur überzogen; ihre Krone wird durch zwei bis drei Querkanten gebildet. Allg. Hist. d. Nat. VII. 2. p. 240.

Anhang

Anhang

zu den Lamantinen a).

Wir haben schon gesagt, daß die Natur die Manatis gebildet zu haben scheint, um zwischen den vierfüßigen beidlebigen und den wallfisch=

a) Von der Etymologie des Nahmens Lamantin sehe man das nach, was ich schon im XIII. Bande am gehörigen Orte gesagt habe.

Manati bei den Holländern; Sea-cow bei den Engländern; Morskaja Korowa bei den Russen; Manatée, Manatte bei den Franzosen; Pezze-molhar und Piexe-molhar

wallfischartigen Thieren einen Uibergang zu machen; diese Mittelwesen, die an den Grenzen jeder Klasse stehen, scheinen uns unvollkommen, ob sie gleich nur außer der Ordnung stehen und abweichen; denn wenn man sie mit Aufmerksamkeit betrachtet, so merkt man bald, daß sie alles besitzen, was für sie nothwendig wäre, um die Stelle zu behaupten, die sie in der Kette der Wesen einnehmen sollten.

Obgleich die Manatis äußerlich ungestaltet sind, so haben sie doch sehr gute innerliche Werkzeuge,

molhar oder Poisson-femme bei den Portugiesen; Ambira-gulo, Pesien goni bei den Negern von Congo; Ugulla' umasa oder la Truie d'eau bei andern Negern, und Lereou bei denen am Senegal. Man hat dem Manati auch den Nahmen Seekuh gegeben, weil man geglaubt hat, in der äußern Gestalt seines Kopfes einige Aehnlichkeit mit einem Ochsenkopfe zu finden, und weil er sich sonst auch von Kräutern ernährt. Verschiedene Reisende haben ihn sogar die Sirene genannt, und vielleicht mag er auch in der That die wahre Sirene der Alten seyn, die zu so vielen Mährchen und fabelhaften Erzählungen Gelegenheit gegeben hat.

zeuge, und wenn man aus der Empfindung auf die vollkommene Organisazion einen Schluß machen kann, so werden diese Thiere inwendig vielleicht vollkommener als die übrigen seyn. Denn ihr Naturell und ihre Sitten scheinen etwas von Einsicht und geselligen Eigenschaften an sich zu haben; sie fürchten den Anblick eines Menschen nicht, sie suchen sogar sich ihm zu nähern, und ihm mit Zutrauen und Sicherheit zu folgen; und zur Gesellschaft ihres gleichen zeigt sich dieser Geselligkeitstrieb in dem höchsten Grade; sie halten sich fast immer truppweise und an einander geschlossen mit ihren Jungen zwischen sich, als wenn sie sie für jeden Zufall sichern wollten. Alle leisten sich in der Gefahr gegenseitige Hülfe, und man hat gesehen, daß sie Versuche gemacht, den Wurfpfeil aus dem Körper ihrer verwundeten Gefährten zu reissen b), so wie man die Jungen oft in der Nähe dem Leichname ihrer Mütter bis ans Ufer nachgehen sieht, wohin sie die Fischer bringen, indem sie sie mit Stricken fortziehen c). Sie zeigen eben so viele Treue in

b) Man sehe nachher den Artikel vom kamtschatkischen Manati.

c) Siehe du Tertre Histoire des Antilles.

in ihrer Liebe als Anhänglichkeit an ihre Gesellschaft. Das Männchen hat gewöhnlich nur ein Weibchen, das es beständig vor und nach der Begattung begleitet. Sie paaren sich im Wasser, so daß das Weibchen auf dem Rücken liegt, denn sie kommen niemahls an das Land, und können sich sogar nicht einmahl nach den Morästen hin schleppen. Sie haben ein eirundes Loch in ihrem offenen Herzen, und folglich kann das Weibchen während der Begattung im Wasser aushalten.

Man findet diese Thiere nicht in der hohen See in einer großen Entfernung vom Lande, sie wohnen nahe an den Küsten und Inseln, und besonders an den Seeküsten, wo Meergras (Fucus) und andere Seekräuter wachsen, die ihnen zur Nahrung dienen. Ihr Fleisch und ihr Fett sind gleich gut zu essen, und dieß ist die Ursache, warum man einen blutigen Krieg gegen sie führet, und ihre Art an den meisten Küsten, wo Menschen sich zahlreich nieder gelassen haben, vermindert ist.

Wir kennen vier oder fünf Arten von Manatis, sie haben alle einen sehr kleinen Kopf einen ganz kurzen Hals, bis an den Ort wo

der Schwanz anfängt, einen dichten und sehr dicken Körper der immer allmählich dünner wird, bis zum Anfange der Floße oder des Schwimmfußes, worin sich dieser Schwanz als ein horizontal ausgebreiteter Fächer endiget. Die Augen sind sehr klein, und liegen gewöhnlich in einer gleichen Entfernung zwischen den Gehörlöchern und der Spitze der Schnautze, diese Löcher, die ihnen statt Ohren dienen, zeigen sich durch zwei kleine Oeffnungen, die man nur bei einem aufmerksamen Anschauen gewahr wird. Die Haut des Körpers ist höckerig, sehr dick und bei einigen Arten mit dünnen Haaren hie und da besetzt. Die Zunge ist schmal, hat eine mittlere Länge und ist nach Verhältniß der Größe des Körpers ziemlich dünn. Die männliche Ruthe liegt in einer Scheide, die an der Haut des Bauches, welche sich bis zum Nabel erstreckt, fest hangt. Die Weibchen haben eine ziemlich große Vulve mit einem sichtbaren Kitzler; dieser Theil liegt nicht wie bei den übrigen Thieren unter, sondern über dem After. Ihre Brüste liegen auf der Brust, und wenn sie tragen oder ihre Jungen säugen, stehen sie sehr hervor, zu jeder andern Zeit aber zeigen sie sich nur durch ihre Warzen.

Dieß sind die allgemeinen und allen Manatis eigenen Kennzeichen, aber es gibt noch besondere, woran man die Arten unterscheiden kann; so fehlen z. B. dem großen kamtschatkischen Manati die Zehen und Nägel an den beiden Händen oder Schwimmfüßen gänzlich; die Zähne fehlen ihm auch, und er hat in jeder Kinnlade nur einen starken und festen Knochen, den er zum Zerreiben der Nahrungsmittel braucht. Die amerikanischen und afrikanischen Manatis dagegen haben Zehen und Nägel, und hinten im Maule Mahlzähne.

CLIII.

Der große kamtschatkische Manati.

Diese Art findet sich in den östlichen Meeren um Kamtschatka herum in einer ziemlich großen Menge, besonders bei den Gegenden der Berings-Insel, wo Herr Steller sie auch beschrieben und einige von ihnen anatomirt hat a). Dieser große Manati scheint die morastigen Gegenden der Seeküsten zu lieben, er hält sich auch gern bei den Mündungen der Flüsse auf, aber er geht nicht in diesel-

a) Der, wovon hier die Rede ist, ist von diesem Reisenden in den Novis Commentariis Academiae Petropolitanae, tom. II. 1751 beschrieben, und auf der Berings-Insel den 12. Jul. 1742 getödtet worden.

dieselben hinauf, um sich von dem Kraute zu nähren, welches an den Ufern wächst, denn er hält sich beständig in salzigem oder süßsalzigem Wasser auf; in dieser Rücksicht ist er also von dem kleinen guyanischen und senegalischen Manati verschieden, so wie er sich auch durch die Größe des Körpers von ihnen unterscheidet; seine Hände oder Arme kann er nicht zum Gehen auf der Erde brauchen, und sie dienen ihm nur zum Schwimmen. „Ich habe, sagt Herr Steller, bei dem Zurücktreten der Fluth, eines von diesen Thieren auf dem Trockenen gesehen; es war ihm unmöglich sich zu bewegen, um wieder an das Ufer zu kommen, und man tödtete es an dem Ufer mit Axt- und Stangenschlägen.

Diese große Manatis, die man haufenweise um die Berings-Insel herum sieht, sind so wenig wild, daß sie sich nahe kommen und mit Hand berühren lassen; sie wachen so wenig für ihre Sicherheit, daß sie keine Gefahr in Bewegung bringt, und sie, wenn man sie bedroht oder schlägt, kaum den Kopf aus dem Wasser heraus halten b); beson-

b) Kracheninnikow Histoire de Kamtschatka, Lyon 1767, tome I. page 317.

besonders muß man sie sehr hart schlagen, wenn sie zu der Zeit, da sie ihre Nahrung zu sich nehmen, die Flucht ergreifen sollen; aber einen Augenblick nachher sieht man sie wieder nach eben dem Orte hin kommen, und sie scheinen die üble Behandlung, die sie so eben erfahren, vergessen zu haben. Wenn die meisten Reisenden von den übrigen Arten der Manatis nicht beinahe das Nähmliche erzählten, so sollte man glauben, daß diese um die Berings-Insel herum nur deßwegen so zutraulich und gar nicht wild sind, weil die Erfahrung sie noch nicht gelehrt hat, wie es allen gehe, die sich mit dem Menschen bekannt machen c).

Jedes Männchen scheint sich nur zu einem einzelnen Weibchen zu halten, und beide haben

c) „Die Seeottern (Saricoviennes), Robben und Isatis auf der Berings-Insel, sagt Herr Steller, fürchten sich gar nicht vor dem Menschen, weil sie ihn nicht kennen; aber auf den kamtschatkischen Küsten sind diese Thiere im Gegentheile sehr wild, weil sie die Macht des Menschen erfahren, so, daß sie auch bloß der Geruch desselben in die Flucht bringt." N. Comment. Acad. Petrop. tom. II. 1751.

ben gewöhnlich ein Junges von dem letzten Wurfe, und ein anderes größeres von dem vorhergehenden unter oder hinter sich. Diese Art gebiert also nur ein Junges, und da die Zeit des Tragens ungefähr ein Jahr dauert d), so kann man daraus schließen, daß die Jungen ihre beiderseitigen Alten nicht eher verlassen, als bis sie schon stark genug sind sich selbst zu führen, und vielleicht bis sie so alt sind, daß sie nun wieder die Anführer einer neuen Familie werden.

Diese Thiere paaren sich im Frühjahre, und öfters wenn der Tag sich neiget, als zu

d) Wenn man nach dem, was Herr Krascheninnikow (Histoire de Kamtschatka, tom. I. p. 316.) sagt, urtheilt, so möchte es scheinen, daß die Zeit ihres Tragens nur acht bis neun Monathe dauern müßte; denn er versichert, daß die Weibchen im Herbste werfen, und sich im Frühlinge paaren; da aber Hr. Steller diese Thiere auf der Berings-Insel lange Zeit beobachtet und sehr gut beschrieben hat, so glauben wir, sein Zeugniß annehmen zu müssen, und nach seiner Erzählung den Ausspruch zu thun, daß bei dieser Art der Manatis die Zeit des Tragens wirklich ungefähr ein Jahr dauert.

zu jeder andern Zeit; indessen nutzen sie die Augenblicke wo das Meer am ruhigsten ist, und machen durch Zeichen und Bewegungen, die ihre Begierden anzeigen, von ihrer Begattung ein Vorspiel. Das Weibchen schwimmt eben, indem es verschiedene Schwenkungen macht, als wenn es das Männchen einladen wollte, dieses nähert sich ihr alsbald, folgt ihr sehr nahe am Leibe, und erwartet voll Ungeduld, daß sie sich zu seinem Empfange auf den Rücken wirft. In diesem Augenblicke bespringt es sie mit außerordentlich lebhaften Bewegungen. Sie sind nicht allein den Empfindungen einer treuen und wechselseitigen Liebe fähig, sondern tragen auch eine starke Zuneigung zu ihrer Familie, die sich sogar auf ihre ganze Art erstreckt; sie kommen einander, wenn sie verwundet sind, zu Hülfe, folgen noch den Todten und denen, die die Fischer an das Ufer ziehen, nach. „Ich habe, sagt Herr Steller, die gegenseitige Zuneigung dieser Thiere zu einander, besonders des Männchens gegen das Weibchen gesehen, denn da diese mit Harpunen erlegt war, folgte ihr das Männchen so wie man sie an das Ufer zog, und alle Stiche die man ihm gab, konnten ihn nicht zurück halten, selbst nach seinem Tode verließ er sie nicht, sondern die Matrosen, wie sie am andern Morgen, das früh erlegte Weibchen

in Stücke schneiden wollten, fanden am Ufer des Meeres das Männchen, daß sie nicht verlassen hatte" e).

„Man erlegt die Manatis mit der Harpune um so viel leichter, als sie fast niemahls ganz unter das Wasser tauchen, aber man wird weit eher der Erwachsenen als der Jungen habhaft, weil diese letzteren viel geschwinder schwimmen, und oft der mit ihrem Blute gefärbten Harpune, an der bisweilen sogar ihr Fleisch hangt, entwischen. Die Harpune, die eine eiserne Spitze hat, ist an einem langen Seile befestiget. Von vier oder fünf Menschen, die in das Both steigen, hält und wirft der erstere, der voran stehet, die Harpune, fünf und zwanzig bis dreißig Menschen aber, welche auf dem Ufer das Ende des Seils angefaßt haben, suchen, so bald der Manati getroffen und durchbohrt ist, ihn an das Land zu ziehen, auch die in dem Bothe befindlichen haben ein an dem erstern angeknüpftes Seil in den Händen, woran sie ohne Aufhören so lange ziehen, bis das Thier ganz über dem Wasser ist."

„Der

e) Novi Commentarii Academiae Petropolitanae, tom. II. 1751.

„Der Manati vergießt viel Blut aus seinen Wunden, und ich habe bemerkt, sagt Herr Steller, daß das Blut wie eine Springquelle hervor springt, und nur dann aufhört, wenn das Thier den Kopf unter das Wasser taucht. So oft wie es denselben zum Luftschöpfen empor hebt, springt es aufs neue in die Höhe, woraus ich schließe, daß das Blut eine doppelte Art des Umlaufs bei diesen Thieren so wie bei den Robben hat, nähmlich unter dem Wasser durch die eirunde Oeffnung des Herzens, und in der freien Luft durch die Lunge" f).

„Die Meergräser (Fucus) und andere Seekräuter sind die einzige Nahrung dieser Thiere; sie beissen mit ihren Lippen, die von sehr harter Substanz sind, die Stengel der Kräuter ab; um sie zu erhaschen, stecken sie den Kopf unter das Wasser, und ziehen ihn nur heraus, um die Luft aus und wieder einzuathmen, dem zu Folge haben sie, während daß sie essen, stets den Vorderleib in dem Wasser, die Hälfte der Seiten aber und das Hintertheil über dem Wasser. Wenn sie satt sind, legen sie sich auf den Rücken, ohne vom

f) Ibidem.

vom Wasser zu gehen, und schlafen in dieser Lage sehr fest g) *). Ihre Haut, ungeachtet sie stets gewaschen wird, ist nicht sehr reinlich, sie erzeuget und nähret eine große Menge Würmer, zu deren Fraß sich die Meven und einige andere Vögel auf ihren Rücken herab lassen. Uibrigens sind diese Manatis, bei ihrem vielen Fette im Frühjahre und Sommer, doch im Winter so mager, daß man ohne Mühe unter der Haut den Umriß ihrer Gelenke und Rippen sieht, und zu dieser Jahreszeit findet man auch einige von ihnen die unter dem schwimmenden Eise umgekommen sind.

Ein

g) Kracheninnikow Histoire de Kamtschatka, tome I. page 318.

*) Krascheninnikow hat eigentlich nur einen Auszug aus der stellerschen Beschreibung, und nicht einmahl immer den getreuesten; er sagt: „Außer denen bereits beschriebenen gibt es noch andere Seethiere hier, unter denen der Manati oder die Seekuh das merkwürdigste ist. Dieses Thier kommt fast niemahls ans Ufer, sondern lebt immer im Wasser. Seine Haut ist schwarz und dick wie die Rinde einer alten Eiche, und so hart, daß man sie kaum mit einer Axt entzwei hauen kann; der Kopf ist im Verhältnis-

„Ein mehrere Zoll dickes Fett umgibt den ganzen Leib dieses Thieres, das an der Sonne

hältnisse mit dem Körper klein, und nimmt vom Halse bis zur Schnautze immer ab, welche so sehr gekrümmt ist, daß das Maul tief darunter zu liegen scheint; gegen das Ende zu ist die Schnautze weißlich und rauch, mit weißen neun Zoll langen Borsten besetzt. Es hat keine Zähne, sondern nur zwei glatte weiße Hauer (nicht Hauer, sondern zwei ganze Knochen anstatt der Backenzähne, sagt Steller, aus welchem Krascheninnikow diese Stelle genommen hat), einen oben, den andern unten. Die Nasenlöcher liegen ganz nahe am Ende der Schnautze, und haben in der Länge und Breite ungefähr anderthalb Zoll; sie sind doppelt und innen rauch und haarig. Die Augen sind schwarz, fast in der Mitte und beinahe in einer Linie mit den Nasenlöchern, auch nicht größer als Schafsaugen, welches an einem so ungeheuern Thiere etwas seltsames ist. Es hat weder Augenbraunen noch Augenlieder, und die Ohren bestehen nur aus zwei kleinen Oeffnungen. Man kann den Hals kaum bemerken, so nahe sind Kopf und Leib mit einander vereinigt; gleichwohl hat es einige Wirbel, um den Kopf zu beugen und zu wenden, welches es auch thut, besonders wenn

es

Sonne die gelbe Farbe der Butter annimmt; es ist vom guten Geschmacke und sogar Geruche;

es frißt, da es den Kopf hänget wie eine Kuh. Sein Körper ist rund wie der Körper eines Seehundes, um den Nabel am dicksten, wird aber nach vorn und hinten zu immer dünner. Der Schwanz ist dick und gegen das Ende zu ein wenig gebogen; er gleichet in etwas dem Barte des Wallfisches und den Fischfinnen auch in etwas. Die Vorderpfoten, mit denen diese Thiere so wohl schwimmen als gehen, sind ungefähr 21 Zoll lang; mit denselben klemmen sie sich an die Felsen, und dieses so fest, daß, wenn sie mit Haken weggerissen werden, die Haut daran kleben bleibt. Man hat beobachtet, daß diese Pfoten bisweilen gespalten sind wie die Klauen der Kuh; aber dieses scheint nicht allgemein, sondern nur zufällig zu seyn. Die Weibchen haben zwei Zitzen an der Brust. Die Länge eines Manati beträgt ungefähr 28 Fuß, und sein Gewicht wohl 200 Pud. Diese Thiere kommen in ganzen Haufen bei schönem Wetter in die Mündungen der Flüsse; und obgleich die Mütter ihre Jungen nöthigen, vor ihnen zu schwimmen, so werden sie doch von den übrigen auf beiden Seiten eingeschlossen, und halten die Mitte im Zuge. Zur Zeit der Fluth

kommen

Geruche; man ziehet es dem Fette aller vier-
füßigen Thiere vor, und die Eigenschaft die
es

kommen sie so nahe ans Ufer, daß man sie mit einer Lanze, ja sogar mit einer Keule, erreichen kann, und der Verfasser erzählt, daß er sie auch am Rücken mit der bloßen Hand betasten konnte. Wenn man sie beunruhiget, so gehen sie zurück in das Meer, kommen aber bald wieder. Sie machen Familien aus, deren eine nahe bei der andern lebt. Eine Familie bestehet aus dem Manne, der Frau, einem halb gewachsenen und einem kleinen Kalbe, woraus erhellet, daß ein Mann nur ein Weib habe. Sie bringen ihre Jungen nur eines auf ein Mahl im Herbste zur Welt.

Sie scheinen abscheulich gefräßig zu seyn, und fressen unaufhörlich, ohne an ihre Sicherheit zu denken, daß sie kaum einmahl den Kopf aus dem Wasser erheben, und jedermann mit Bothen unter sie fährt und sich den aussucht, den er für sich haben will. Die Hälfte ihres Körpers, das ist der Rücken und die Seiten, ragen allezeit aus dem Wasser hervor, auf welche sich die Krähen (soll Meven heißen) setzen, und die Läuse aus der Haut heraus hacken. Sie fressen nicht jedes Kraut, sondern vornehmlich von dem Meerlattich, der Blätter hat wie der

Savo-

es außer dem hat, daß es lange aufgehoben werden kann, auch selbst bei der Sommerhitze,

Savoyer Kohl; ferner von einem andern Meergrase, das einer Keule gleichet; drittens von einem, das einer alten römischen Geißel ähnlich ist; und viertens von einer wellenförmigen Art Seegrase, (alle sind Arten vom Fucus). An dem Orte, wo sie auch nur einen Tag gewesen sind, findet man ganze Haufen Wurzeln und Stiele am Ufer. Wenn sie sich nun recht satt gefressen haben, so legen sie sich auf den Rücken um zu schlafen. Sobald die Ebbe anfängt, eilen sie in das Meer zurück, aus Furcht am Ufer trocken liegen zu bleiben. Zu Winterszeit werden sie gar oft von dem Eise an den Felsen zerschmettert, und ans Ufer geworfen. Dieses geschieht gemeiniglich in einem Sturme, der gegen die Küste zu wehet. In dieser Jahreszeit werden sie so mager, daß man ihnen alle Rippen und Gelenke im Leibe zählen kann. Man fängt sie mit großen eisernen Haken, die etwas ähnliches mit der Armspitze eines kleinen Ankers haben. Diesen Haken führt ein starker Mann in einem Bothe, mit drei oder vier Ruderern, den er, wenn er unter den Haufen kommt, einem in den Leib stößt. Dreißig andere Männer, die auf

dem

hitze, gibt ihm einen noch höheren Werth. Man kann es eben so wie die Butter ge-

brauchen,

dem Ufer sind und einen Strick halten, der an dem Haken befestigt ist, ziehen darauf den Manati ans Land, und diejenigen, die im Bothe fahren, schlagen und verletzen ihn so lange bis er stirbt. Ich sah ein Mahl einige dieser Fischer einem solchen Thiere das Fleisch vom Leibe schneiden, da es noch lebte, das aus Schmerzen mit seinen Pfoten so gewaltig ins Wasser schlug, daß die Haut davon ging, bis es endlich starb. Es ist leichter die Alten zu fangen als die Jungen, denn diese sind weit lebhafter, und da ihre Haut weit weicher ist, so verliert der Haken gar oft seinen Halt. Wenn eines von diesen Thieren verwundet ist, und sich bearbeitet, den Haken los zu werden, so kommen ihm die nächsten zu Hülfe. Einige gehen unter dem Bothe durch, und suchen es umzuwerfen, andere hängen sich an den Strick, als wenn sie ihn zerreissen könnten, und noch andere trachten mit ihren Schwänzen die Haken heraus zu schlagen, welches zuweilen gelingt. Die Liebe zwischen Mann und Frau ist erstaunlich, denn, wenn der Mann alles angewendet hat, sein Weib zu befreien, und es vergeblich ist, so folgt er ihr, auch wenn sie schon

todt

brauchen, und auf dieselbe Art essen; vorzüglich ist das Fett des Schwanzes sehr kostbar,

todt ist, bis ans Ufer nach, und man hat beobachtet, daß er manchmahl zwei bis drei Tage bei ihrem Körper zubringt. Man kann nicht sagen, daß dieses Thier brülle, sondern es macht ein lautes Geschrei wie ein Esel, welches man insonderheit bemerkt, wenn es verwundet ist. Man kann nicht eigentlich sagen, wie scharf ihr Gesicht und Gehör sey, diese beiden Sinne scheinen aber sehr schwach zu seyn, vielleicht weil sie die Köpfe beständig unter dem Wasser halten.

Auf der Beerings-Insel ist die Menge der Manatis so groß, daß sie hinreichte das ganze Volk aus Kamtschatka zu ernähren. Ihr Fleisch, ob es gleich lange Zeit brauchet gar zu kochen, schmeckt ganz gut, und hat eine Aehnlichkeit mit dem Rindfleische. Das Fett der Jungen gleichet dem Schweinefette, und das Magere dem Kalbfleische. Es ist leicht zu kochen, und läuft dabei so sehr auf, daß es den Raum, den es roh hatte, gekocht doppelt einnimmt. Es ist unmöglich das Fett am Kopfe und Schwanze gar zu kochen, aber die Rippen und der Rücken sind Leckerbissen. Einige geben vor, daß sich dieses Fleisch nicht einsalzen lasse, allein wir fanden das Gegentheil, und es

kam

bar, welches sehr gut ohne starken Geruch oder beschwerlichen Rauch brennt. Das Fleisch schmeckt wie Rindfleisch, außer daß es nicht voll so zart ist, und länger gekocht seyn will, insbesondere ist dieß bei den Alten, um sie genießbar zu machen, nothwendig."

„Die Haut ist eine Art von einem zolldicken Leder, dessen Aeußeres mehr der groben Rinde eines Baumes, als der Haut eines Thiers gleich kommt. Sie sieht schwärzlich aus, und hat keine Haare; es sind nur bloß einige grobe und lange Borsten um die Schwimmfüße, das Maul und inwendig in den Nasenlöchern, woraus man muthmaßen muß, daß der Manati diese nicht so oft und auf so lange Zeit als die Robben zuschließet, deren Nasenlöcher inwendig nackt von Haaren sind. Diese Haut des Manatis, besonders wenn sie getrocknet ist, ist so hart, daß man kaum mit der Axt einhauen kann. Die Tschuktschen machen sich Nachen daraus, wie andere nordische Völker aus der Haut der großen Robben."

Der

kam uns wenig schlechter vor, als gepökeltes Rindfleisch. Krascheninnikow Kamtschatka, p. 162.

Der von dem Herrn Steller beschriebene Manati wog 200 russische Pud, das ist ungefähr 8000 Pfund. Seine Länge betrug drei und zwanzig Fuß, sein in Verhältniß gegen den Leib sehr kleiner Kopf ist länglich-rund, ganz oben platt, und spitzt sich immer mehr gegen das Aeußerste der Schnautze zu, welche zurückgebogen ist, so daß das Maul ganz unten sitzt h). Die Oeffnung desselben ist klein, und von zwei Lefzen oben und unten umgeben; die oberen und unteren Lefzen sind äußerlich schwammicht, dick, und sehr aufgeblasen; man erblickt auf ihrer Oberfläche eine große Anzahl von Warzen, aus denen weiße Borsten oder ein Knebelbart von vier bis fünf Zoll Länge kommt. Diese Lippen bewegen sich auf eben die Art wie bei dem Pferde wenn das Thier ißt. Die Nasenlöcher, die gegen das äußerste Ende der Schnautze liegen, sind anderthalb Zoll lang,

h) Clusius und Hernandes, welche den Manati der Antillen beschrieben haben, scheinen nicht genaue Beobachter gewesen zu seyn; denn sein Kopf ist nicht so wie sie ihn abbilden, sondern dem kamtschatkischen Manati ziemlich gleich.

lang, und wenn sie geöffnet sind, beinahe eben so breit i).

Die untere Kinnlade ist kürzer als die obere, aber keine von beiden ist mit Zähnen versehen; nur sind zwei harte und weiße Knochen, wovon der eine im obern Gaumen, der andere in der untern Kinnlade befestiget ist; diese Knochen sind mit verschiedenen kleinen Löchern durchbohrt, ihre äußere Oberfläche ist dennoch fest, und so gekerbt, daß die Nahrungsmittel ziemlich bald zwischen den Zähnen zermalmt werden.

Die Augen sind sehr klein, und liegen gerade in den Mittelpunkten zwischen der Spitze der Schnauze und den kleinen Löchern, die statt der Ohren dienen; Augenbraunen sind gar nicht da, aber in dem großen Winkel eines jeden Auges findet sich ein knorpelichtes Häutchen in der Gestalt eines Kammes, womit das Thier wie die Seeotter (Saricovienne) nach Gefallen den Augapfel ganz bedecken kann.

Aeußere

i) Kracheninnikow Histoire de Kamtschatka, tome I. p. 314.

Aeußere Ohren hat er nicht, sondern nur zwei runde Löcher, die so klein sind, daß man kaum eine Schreibfeder hinein stecken kann; und da diese Gehörgänge dem Auge der meisten Reisenden entgangen sind, so haben sie geglaubt, daß die Manatis taub wären, um desto mehr da sie stumm zu seyn scheinen, denn Herr Steller versichert, daß die kamtschatkischen niemahls einen andern Ton als ein starkes Athemhohlen hören lassen; indessen sagt Herr Krascheninnikow, daß er brüllt k), und der Pater Magnin aus Freiburg l) vergleicht das Geschrei eines amerikanischen Manati mit einem kleinen Gebrülle.

Bei dem kamtschatkischen Manati ist der Hals beinahe nicht vom Körper verschieden, nur bei dem Kopfe ist er ein wenig dünner als in seiner übrigen Länge. Ein besonderes Kennzeichen aber, wodurch dieß Thier von allen Land- oder Seethieren verschieden ist, ist, daß die Arme, die am Halse aus den Schultern

k) Histoire de Kamtschatka, tome I. p. 321.

l) Extrait du Manuscript traduit de l'Espagnol, par Mr. de la Condamine.

tern heraus kommen, und länger als zwei Fuß sind, eben die Gestalt und Gelenke wie der Arm und Vorderarm bei dem Menschen haben. Dieser Vorderarm des Manati endigt sich in der flachen Hand und Handwurzel ohne eine Spur von Zehen oder Nägeln, Kennzeichen die dieß Thier noch von der Klasse der vierfüßigen Thiere trennen. Die Handwurzel und die flache Hand sind mit Fett und sehnigem Fleische umgeben, das von einer harten und hornichten Haut bedeckt wird.

Man hat bei diesem Manati sechzig Wirbelbeine gezählt, und der Schwanz fängt bei dem sechs und zwanzigsten an, und gehet in den fünf und dreißig andern fort, so daß der Rumpf des Körpers nur fünf und zwanzig hat. Der antillische Manati hatte zwei und funfzig von dem Halse bis zum Ende des Schwanzes. In dem Fötus eines guyanischen Manati waren im Schwanze acht und zwanzig, im Rücken sechzehn, und im Halse sechs, und zusammen funfzig m). Wenn man also annimmt, daß in dem Halse des antil=

m) Man sehe den Artikel Lamantin Vol. XIII. p. 385. (deutsch VII. I. p. 239.).

antillischen Manatk sieben Wirbelbeine sind, so würden in allen neun und funfzig seyn. Sein Schwanz nimmt immer allmählich in der Dicke ab, und seine äußere Gestalt ist eher viereckig als platt; in dem kamtschatkischen endigt er sich in einer dicken und sehr harten Floße, die sich horizontal ausbreitet, und dessen Substanz beinahe dem Barte des Wallfisches ähnlich ist *).

Das

*) Herr Pennant sagt nach dem Steller u. a. „Des Wallfischschwanzes Kopf ist klein, länglich viereckig, niederhangend, der Mund klein, die Lippen doppelt, so daß eine auswendige und inwendige gebildet wird. Bei der Zusammenfügung der Kinnladen ist ein Haufen weicher röhrenförmiger Borsten, welche so dick als die Federposen von den Tauben sind, und gleichsam dem Thiere als ein Sieb, wodurch das Wasser abläuft und die Speise zurück bleibt, dienen; die Lippen sind mit starken Borsten besetzt, welche das Thier statt der Schneidezähne gebraucht, und die harten Wurzeln der Seepflanzen damit abrupft; keine Zähne, aber in jeder Kinnlade einen platten, weißen, langen, auf der Oberfläche wellenförmig unebenen Knochen. Er ersetzt, da er oben und unten ist, den Mangel der Backenzähne, und dient zum

Zermal-

Das Zeugungsglied des Männchens, welches dem des Pferdes sehr ähnlich ist, dessen

Zermalmen der Speise. Die Nasenlöcher stehen ganz vorn, und sind umher mit Borsten besetzt; keine Ohren, statt ihrer aber eine kleine Oeffnung. Die Augen sind sehr klein, nicht größer als die eines Schafes, und durch die kleinen Oeffnungen in der Haut kaum sichtbar. Der Stern ist schwarz, die Pupille blau, die Zunge zugespitzt und klein. Das ganze Thier ist sehr unförmlich gebaut, der Hals dick, und seine Verbindung mit dem Kopfe kaum zu unterscheiden; die zwei Arme oder vielmehr Floßen sitzen bei den Schultern, sind nur sechs und zwanzig Zoll lang, ohne Zehen und Nägeln in eine Art Huf geendigt, ausgehöhlt, mit Borsten eingefaßt und zum Graben im Sande eingerichtet. Die Außenseite des Felles ist schwarz, runzelig, knorrig, gleicht der Borke einer alten Eiche, ohne Haare, einen Zoll dick und so hart, daß es kaum mit einem Beile durchgehauen werden kann; wenn die Haut abgezogen ist, so gleicht sie auf der innern Seite dem Ebenholze. Sie ist vom Nacken bis zum Schwanze mit zirkelförmigen Runzeln, welche sich in Knoten erheben, und an den Seiten scharfe Spitzen haben, bezeichnet. Mit dieser Haut ist der ganze Körper wie

dessen Eichel aber noch größer ist, ist zwei und einen halben Fuß lang; es liegt in ei-
ner

mit einer Borke umgeben. Sie ist dem Thiere von einem hervorstechenden Nutzen im Winter, schützt es gegen das Eis, unter welchem es oft frißt, und gegen die scharfen Felsen, an welche es oft von den Winterstürmen geschleudert wird. So ist sie auch eine Schutzwehr gegen die Hitze im Sommer, denn das Thier lebt nicht, wie die meisten übrigen Seegeschöpfe, auf dem Grunde des Meers, sondern setzt einige Theile seines Körpers so wohl den Sonnenstrahlen als der heftigen Kälte des Frostes aus. Kurz, diese Bedeckung ist zu seiner Erhaltung so wesentlich, daß Steller, welcher verschiedene todt am Ufer fand, glaubt, sie wären durch den zufälligen Mangel derselben getödtet. Die Farbe dieser Haut ist, wenn sie naß ist, dunkelbraun, getrocknet aber ganz schwarz. Der horizontale Schwanz ist platt und endigt sich in eine steife Floße, welche wie das Fischbein aus Blättern zusammengesetzt ist, und zuletzt in ungefähr neun Zoll lange Fibern auslauft. Er ist beinahe gabelförmig, beide Enden aber gleich lang wie beim Wallfische. An der Brust sitzen zwei Säugwarzen. Die Milch ist dick, süß und der Schafmilch nicht unähnlich. Sie begatten sich wie der

Mensch,

ner Haut, die an der Haut des Bauches festsitzt, und erstreckt sich bis an den Nabel; bei

Mensch, und schäkern die Brunstzeit hindurch in der See mit einander. Das Weibchen stellt sich nähmlich, als ob es die Umarmungen des Mannes fliehe, und dieser verfolgt es durch alle die Krümmungen und Wendungen, welche es macht. Von den Schultern bis zum Nabel ist der Körper sehr dick, von hier nimmt er aber nach dem Schwanze zu ab, und wird schlanker. Der Bauch ist sehr groß, und durch die vielen Eingeweide sehr aufgeschwollen. Diese Thiere erreichen eine Länge von acht und zwanzig Fuß. Das Maß von einem etwas kleinern, welches uns Steller mitgetheilet hat, ist folgendes: Die Länge von der Nase bis zum Schwanzende vier und zwanzig und einen halben Fuß; von der Nase bis zu den Schultern oder Ansatze der Flossen, vier Fuß vier Zoll; der Umfang des Kopfs oberhalb den Nasenlöchern zwei Fuß sieben Zoll; über den Ohren vier Fuß; am Nacken beinahe sieben Fuß; an den Schultern zwölf; um den Bauch aber zwanzig; bei dem Schwanze nur vier Fuß acht Zoll; der Schwanz steht von Spitze zu Spitze sechs und einen halben Fuß auseinander. Das Gewicht eines großen beträgt acht tausend Pfund. Es bewohnt die

Küsten

bei dem Weibchen liegt die Vulve acht Zoll weit oberhalb des Afters; die weibliche Ruthe

Küsten von den Beerings- und andern Inseln, welche zwischen den beiden Welttheilen liegen. Sie erscheinen niemahls bei Kamtschatka, wenn sie nicht durch Stürme verschlagen werden, wie dieses denn bisweilen um die Bai Awatscha geschiehet. Die Eingebornen nennen sie Kapustnik oder Kohlfresser, wegen ihres Futters. Dieß Thier ist in keinem andern Theile der nördlichen Halbkugel entdeckt worden. Dasjenige, welches die Ostseite von Südamerika und einige Theile von Afrika bewohnt, ist eine andere Art, welches ich, da ich eines vom Senegal gesehen habe, bezeugen kann. Der Körper war ganz glatt, der Schwanz in der Mitte aufgeschwollen und gegen das zugerundete Ende zu geplattet. Zur Unterstützung meiner Meinung kann ich den glaubwürdigen Dampier, welcher den Körper des Thiers vollkommen nacket beschreibt, anführen. Wenn es jene auffallende Decke gehabt hätte, so würde diese ihm nicht entwischt seyn. Auch war die Länge des Thiers, welches dieser geschickte Seemann beschreibt, nicht über zehn oder zwölf Fuß, noch das Gewicht von einem der größten über zwölf hundert Pfund. Ich muthmaße, daß diese Art sich bis Mindanao erstreckt; denn

Ruthe ist sichtbar, sie ist beinahe knorpelicht, und sechs Linien lang. Die beiden Zitzen liegen

denn eine Art wird dort gewiß gefunden. Man trifft sie auch noch weiter gegen Süden an, denn ich finde in Hrn. Joseph Banks Sammlung die Skizze von einem solchen Thiere, welches bei Diego Rodriguez, oder wie diese, Mauritius gegen Osten gelegene, Insel gemeiniglich genannt wird, bei Diego Rais gefangen wurde, und es mag auch wohl seinen Weg durch einige nördliche Einschnitte in die Seen von Grönland gefunden haben; denn einst entdeckte Herr Fabricius in diesem Lande einen halb verzehrten Kopf, in welchem die Zähne genau so waren, wie bei dieser Art. Diese Thiere halten sich häufig an den seichten, sandigen Theilen der Küsten und an den Mündungen kleiner Flüsse der Beerings-Insel auf, und scheinen das süße Wasser zu lieben. Sie ziehen in Herden; die Alten halten sich hinten und treiben ihre Jungen vor sich hin; auch decken einige die Flanke. Bei der Fluth nähern sie sich dem Ufer, und sind so zahm, daß sie sich streicheln lassen. Wenn man ihnen hart begegnet, so schwimmen sie der See zu, vergessen aber die Beleidigung bald und kommen wieder. Sie leben in Familien neben einander. Jede besteht aus einem

gen auf der Brust; sie sind so lange sie tra-
gen und die Mutter ihr Junges säuget, un-
gefähr

nem Manne, Weibe, halb erwachsenen und kleinen Jungen. Die Familien vereinigen sich oft und machen dann ungeheure Triften. Sie leben in der Monogamie und gebären nur ein einziges Junges; die Zeit des Werfens ist nicht bestimmt, doch geschieht es, wie Steller glaubt, vorzüglich im Herbste. Es sind gutmüthige, unschädliche Thiere, welche sich einander außerordentlich lieben. Wenn eins von ihnen gehaket wird, so ist die ganze Herde um seine Rettung bemühet. Einige stämmen sich unter das Both und suchen es umzuwerfen; andere legen sich auf das an dem Haken befestigte Seil, und drücken es, um es zu zerreissen, nieder; andere strengen alle ihre Kräfte an, ihren verwundeten Freund von dem tödtlichen Eisen zu befreien. Ihre eheliche Liebe kann zum Muster aufgestellt werden. Der Mann wendet sein ganzes Vermögen an, seine gefangene Hälfte zu befreien, folgt ihr so weit es ihm möglich ist, bis dicht ans Ufer, und selbst Schläge können ihn nicht zurück treiben. So lange sein unglückliches Weib im Wasser ist, bleibt er immer neben ihr, und man hat ihn noch drei Tage lang, nach dem sie ans Ufer gezogen, zerstückt

gefähr sechs Zoll im Durchmesser, zu jeder andern Zeit aber sehen sie nur wie eine dicke Warze

stückt und schon fortgeschafft war, daselbst ihre Rückkunft erwarten gesehen. Sie sind gefräßige Geschöpfe, und verzehren ihr Futter mit dem Kopfe unter dem Wasser; dabei bekümmern sie sich so wenig um die Bothe, noch um das, was sonst um sie herum geht. Sie schwimmen niedlich hinter einander, und viele haben dabei den Rücken über dem Wasser. Eine Art Meven sitzt auf ihnen, wie die Krähen auf den Schweinen und Schafen, und hackt aus ihrem rauhen Felle eine Art Läuse, welche darin wohnet. Dann und wann stecken sie die Nase aus dem Wasser, um Athem zu hohlen, und machen dabei ein Getöse, welches dem Schnaufen der Pferde gleicht. Bei der Ebbe schwimmen sie mit ihr zurück, zuweilen aber lassen sie die Jungen am Ufer bis zur Rückkehr des Wassers. Sonst verlassen sie dieses Element niemahls, nähern sich also so wohl nach ihrer Natur, als nach ihrer Form den wallfischähnlichen Thieren, und verbinden die Seehunde mit diesen. Auf der Beerings-Insel fängt man sie durch einen an ein langes Seil befestigten Haken, welchen vier oder fünf Menschen in ein Both nehmen, und dann unter die Herde

Warze oder ein bloßer Knopf aus; die Milch ist fett, und ihr Geschmack beinahe wie Schafmilch:
Ausmes-

de steuern. Der stärkste Mann nimmt das Instrument, schlägt es in das nächste Thier, und nach diesem ziehen es dreißig Menschen mit großer Schwierigkeit durch Seile an das Ufer. Das arme Geschöpf widersteht aus allen Kräften und wird durch seine treuen Gefährten kräftig unterstützt. Es klammert sich mit seinen Füßen so fest an die Klippen, daß es die Haut zurück läßt, oft verliert es auch große Stücke der knorrigen Decke, ehe es ans Land gezogen werden kann. Das Thier hat sehr viel Blut, so daß es in ungeheurer Menge aus der Wunde hervor sprudelt. Die Stimme fehlt ihm ganz, außer daß es, wenn es verwundet wird, einen tiefen Seufzer ausstößt. Den Sinn des Gehörs und Gesichts besitzt es sehr unvollkommen, oder vernachläßigt zum wenigsten den Gebrauch davon. Sie wandern nicht, denn Steller sah keins um die Beerings-Insel die ganzen traurigen zehn Monathe hindurch, welche er daselbst nach seinem Schiffbruche zubrachte. Im Sommer waren sie sehr fett, im Winter hingegen so mager, daß man ihnen die Rippen im Leibe zählen konnte. Das Fell wird von den Einwohnern des Vorgebir-
ges

Ausmessungen des auf der Beerings-Insel den 12. Julius 1742 getödteten Manati nach königl. französischem Fuße.

	F.	Z.	L.
Länge des ganzen Körpers von der Oberlippe bis zur Spitze des Schwanzes.	23	1	8
Länge von der Spitze der Oberlippe bis zu den Nasenlöchern. . . .	—	7	6
Von der Mitte der Nase bis zum Augenwinkel.	1	—	7
Breite des Auges zwischen seinen beiden Winkeln.	—	—	7½

Entfer-

ges Tschuktschi zur Bedeckung ihrer Bothe gebraucht. Der Speck, welcher den ganzen Körper wie eine dicke Wulst oder Uiberzug bedeckt, wurde so gut und wohlschmeckend wie Maibutter gehalten, und der von den Jungen glich dem Schweinspecke. Das Fleisch der Alten ist, wenn es gut gekocht wird, dem Rindfleische, und das der Jungen dem Kalbfleische ähnlich; auch kann man es recht gut einsalzen. Das Schiffsvolk pökelte verschiedene Fässer voll ein, welches ihnen bei ihrer Erlösung aus der schrecklichen Gefangenschaft vortreffliche Dienste that. Naturg. d. nördlich. Polarl. II. p. 171.

	F.	Z.	L.
Entfernung zwischen den Augen.	1	4	3
Weite und Höhe der Nasenlöcher.	—	2	3
Von der Spitze der Oberlippe bis zum Winkel des Mauls. . . .	1	2	—
Von der Spitze der Oberlippe zur Schulter.	4	—	9
Von der Spitze der Oberlippe bis zur Oeffnung der Gebärmutter.	15	2	—
Von der Unterlippe bis zum Brustbeine.	4	2	8
Durchmesser des Mauls an den Winkeln der Oeffnung desselben	1	6	9
Umfang des Kopfes in der Gegend der Nasenlöcher.	2	5	1
Umfang des Kopfes bei den Augen.	3	9	—
Höhe der Schnautze an der Spitze.	—	7	9½
Weite des Körpers bei den Schultern.	11	3	—
Weite des Halses bei dem Genicke.	6	4	—
Weite des Körpers am Unterleibe.	19	—	9
Umfang des Schwanzes. . . .	4	4	6
Entfernung zwischen dem After und der Gebärmutter. . . .	—	7	6
Länge der Gebärmutter.	—	9	6½
Entfernung zwischeu den beiden Enden der beiden Schwanzhörner.	6	1	2
Länge des Kopfes von den Na-			

senlö-

	F.	Z.	L.
senlöchern an dem Hintertheile des Kopfes nach dem Skelett gemessen.	2	1	3
Länge des Kopfes am Hinterkopfe	—	9	9
Länge des Schulterknochens. . .	1	1	6
Länge des Armknochens. . . .	—	11	5
Breite oder vielmehr Länge des Magens.	3	6	3
Die ganze Länge der Gedärme von der Kehle bis zum After vier hundert sechs und sechzig Fuß drei Zoll, das ist zwanzig Mahl so lang als der ganze Körper des Thiers.	466	3	—
Höhe des Herzens.	1	8	6
Breite des Herzens.	1	11	6
Länge der Nieren.	2	6	—
Breite der Nieren.	1	4	11
Länge der Zunge.	—	11	3
Breite der Zunge.	—	2	3 *)

*) Obige Auszüge sind sehr ausführlich; bei einem so merkwürdigen, selten beschriebenen Thiere verdient aber doch noch die ganze Beschreibung des Stellers nachgelesen zu werden. Da sie aber zwei Mahl ins Deutsche übersetzt ist, so darf ich nur darauf verweisen.

Der

Der große antillische Manati 1).

Wir nennen diese Art den großen antillischen Manati, weil er sich noch jetzt bei diesen Inseln herum zu finden scheint, ob er gleichwohl, seit dem sie stark bevölkert sind, selten geworden ist. Dieser Manati unterscheidet sich von dem kamtschatkischen durch folgende Kennzeichen: die grobe und dicke Haut ist nicht ganz kahl, aber mit einigen Haaren hier und da besetzt, die so wie die Haut eine Schieferfarbe haben a); er hat an den Hän-
den

1) Le grand Lamantin des Antilles. Buffon Supplément Quadr. ed. in 12. Tom. XI. p. 276.

a) Die Haut des antillischen Manati ist dick, an einigen Orten runzelig, und mit kleinen

den fünf sichtbare Nägel b), die Menschennägeln ziemlich ähnlich sind; diese Nägel sind sehr kurz c); er hat ferner nicht nur eine knochenartige dicke Haut vor jedem Kinnbacken, sondern auch zwei und dreißig Mahlzähne hinten im Maule d); und im Gegentheile scheint es gewiß, daß die Haut bei dem kamtschatkischen Manati ganz von Haaren entblößt ist, daß die Füße ohne Knöchel sind, weder Zehen noch Nägel, und die Kinnbacken keine Zähne haben. Alle diese Verschiedenheiten sind hinreichend genug, um zwei eigene und ganz von einander abgesonderte Arten zu machen. Uibrigens sind diese Manatis in den Verhältnissen und in der Größe des Körpers

kleinen Haaren hier und da besetzt; wenn sie trocken ist, kann man sie zu großen runden Schilden gebrauchen, die gegen die indianischen Pfeile undurchdringlich sind. Histoire naturelle et morale des Antilles pag. 178.

b) Histoire Mex. p. 323. et suiv.

c) Man sehe Clusius.

d) Siehe Oexmelin Histoire des Avanturiers tome 12. p. 134. et suiv.

pers sehr verschieden. Der antillische ist nicht so groß als der kamtschatkische, er hat auch einen nicht so dicken Körper. Seine Länge beträgt nur zwölf, vierzehn, funfzehn, achtzehn und selten zwanzig Fuß, wofern er nicht sehr alt ist; der welcher in der neuen Reise nach den amerikanischen Inseln die zu Paris im Jahr 1722 gedruckt ward, beschrieben ist, hatte nur 8 Fuß im Umfange, und vierzehn in der Länge, da inzwischen der kamtschatkische Manati, wovon wir gesprochen, ungefähr achtzehn Fuß dick und drei und zwanzig Fuß und einige Zoll lang war. Ungeachtet aller dieser Verschiedenheiten sind diese beiden Arten von Manatis in ihrer ganzen übrigen Bildung gleich, sie haben auch einerlei natürliche Sitten, lieben beide gleich stark die Gesellschaft ihrer Art, und haben eine sanfte, ruhige und zutrauliche Gemüthsart; die Gegenwart des Menschen scheinen sie nicht zu fürchten.

Man sieht die antillischen Manatis immer haufenweise in der Nähe der Küsten, und bisweilen in den Mündungen der Flüsse, und dieß hat auch wahrscheinlich Oviedo e) und

e) Hist. Ind. occid. lib. XII. cap. X.

und Gomara f) zu der Meinung veranlaßt, sie besuchten das Flußwasser eben so wohl als das Meerwasser; dieser Umstand scheinet indessen nur bei dem kleinen Manati, wovon wir in der Folge reden werden, richtig zu seyn, und es scheint gewiß, daß die großen antillischen Manatis so wenig als die kamtschatkischen, die Flüsse hinauf gehen, sondern sich immer im Salzwasser aufhalten.

Der große antillische Manati hat wie der kamtschatkische einen sehr kurzen Hals, einen recht starken und dicken Körper bis an den Anfang des Schwanzes, der bis an die Floße, worin er sich endiget, immer allmählich dünner wird. Alle beide haben auch sehr kleine Augen, und ganz kleine Löcher statt der Ohren; beide nähren sich von Meergras (Fucus) und anderen im Meer wachsenden Kräutern, und wenn sie nicht sehr alt sind, ist so wohl ihr Fleisch als ihr Fett recht gut zu essen; alle beide bringen nur ein einziges Junges hervor, das die Mutter umfaßt, und oft zwischen ihren Füßen trägt; sie säuget es ein Jahr lang, nach welcher Zeit es im Stande ist, sich selbst zu versorgen und Pflanzen

f) Hist. gener. cap. XXXI.

zen zu fressen. Nach dem Oviedo wirft der antillische Lamantin zwei Junge; da es aber scheint, daß bei dieser Art, so wie bei dem kamtschatkischen Lamantine die Jungen ihre Mütter nur nach zwei oder drei Jahren verlassen, so kann es seyn, daß dieser Schriftsteller zwei Junge von verschiedenen Würfen der Mutter folgen sah, und daraus schloß, daß sie wirklich mit einem Mahle zwei Junge werfe.

Der große Manati im indianischen Meere.

Wir haben (V. XIII. p. 392 und 93.) angeführt, was die Reisenden Le Guat und Dampier von den Manatis gesagt, die sie auf der Insel Rodrigue und den Philippinen gesehen, und die uns verschiedene Berichte von den Aehnlichkeiten mit den großen antillischen Manatis zu enthalten schienen, indessen glauben wir doch nicht, daß sie durchaus zu derselben Art gehören sollten, denn es ist gar nicht möglich, daß diese Thiere von Amerika die Reise nach dem großen Indien sollten gemacht haben. Im folgenden Artikel wird man die Umstände sehen, die es beweisen, daß sie nicht weit reisen, noch durch die großen Meere gehen können.

Der kleine amerikanische Manati.

Diese vierte Art, die kleiner als die drei vorhergehenden ist, ist zugleich in den warmen Himmelsstrichen der neuen Welt zahlreicher und mehr verbreitet, sie findet sich nicht bloß beinahe auf allen Küsten, sondern auch in den Flüssen und Seen, die sich in den innern Theilen des südlichen Amerika finden a), z. B. am Orenoko b), Oyapok, Ama-

a) Sieben Meilen von der Stadt (Ilheos in Brasilien) in dem innern Lande trifft man einen See mit trinkbarem Wasser an, der drei Meilen lang und breit ist . . . in diesem findet man verschiedene Arten sehr großer Fische, besonders Manatis, die ungefähr acht hundert Pfund wiegen. Histoire générale des Voyages, tome XIV. pag. 230.

b) Histoire de l'Orenoque, par le P. Gumilla.

Amazonenflusse u. s. w., auch in den Flüssen findet man sie, und endlich in der Campeche=Bai und um die kleinen Inseln herum, die Cuba gegen Mittag liegen.

Die großen antillischen Manatis verlassen das Meer nicht, aber der kleine wohl, und geht tausend Meilen weit vom Meere entfernt die Flüsse hinauf c). Herr de la Condamine hat sie im Amazonenflusse bis an den Wasserfall von Borja gesehen, aber über diesen hinaus findet man sie nicht. Es scheint, daß diese kleinen amerikanischen Manatis oft das See= und Flußwasser abwechselnd besuchen, so wie sie daselbst Nahrung finden, aber sie halten sich immer in dem seichten Grunde der niedrigen Küsten auf, und an den Flüssen wo die Kräuter wachsen, wovon sie sich nähren; man trifft sie nie an Oertern, die an steile Küsten stoßen, wo das Wasser tief ist d), noch in der tiefen See in einer weiten Entfernung vom Lande, denn sie könnten daselbst nicht leben, weil sie keine Fische zu

c) Voyage sur la riviere des Amazones par Mr. de la Condamine.

d) Voyage de Dampier tome I. p. 46. et suivantes.

zu essen scheinen. Sie besuchen also nur die Oerter wo Kräuter wachsen, und aus dieser Ursache können sie nicht durch große Meere gehen, auf deren Grunde keine Vegetabilien wachsen, und wo sie folglich vor Mangel an Nahrung sterben müßten. Wir glauben also nicht, daß die Manatis im indianischen Meere und an den Küsten von Senegal mit den kleinen oder großen amerikanischen Manatis zu einer Art gehören.

Die Reisenden e) stimmen darin überein, daß der kleine amerikanische Manati, wovon hier die Rede ist, sich nicht bloß von Kräutern ernähret, die unter dem Wasser wachsen, sondern wenn er sie erreichen kann, auch die abgraset, die an dem Ufer stehen. Er streckt den Kopf darnach hervor, ohne ganz aus dem Wasser heraus zu gehen, denn er ist eben so wenig als die übrigen Manatis im Stande auf der Erde zu gehen, noch sich auch nur auf derselben fortzuschleppen.

Die

e) Binet Voyage à Cayenne, pag. 346. der P. Magnin aus Freiburg, ein von dem Herrn Condamine mitgetheiltes Manuskript des P. Gumilla Histoire de l'Orenoque.

Die Weibchen dieser Art bringen gewöhnlich zwei Junge zur Welt, anstatt daß die großen Manatis nur eines gebären. Die Mutter trägt sie beide unter ihren beiden Armen, und hält sie fest an ihre Brüste, was sie auch für eine Bewegung vornehmen mag. Wenn sie zum Schwimmen stark genug geworden sind, folgen sie ihr immer nach, und verlassen sie nicht, wenn sie verwundet ist, auch sogar nach ihrem Tode nicht, denn sie begleiten sie standhaft, wenn die Fischer sie an den Stricken ziehen, um sie an das Ufer zu bringen.

Die Haut dieser kleinen erwachsenen Manatis ist, so wie bei den großen, grob und sehr dick, auch ist ihr Fleisch zum Essen sehr gut; die Beschreibung von einem dieser Thiere kann man in unserm Werke (Vol. XIII. p. 425) sehen.

Der kleine senegalsche Manati.

Wir haben (Vol. XIII. p. 390.) die Beschreibung dieses kleinen senegalschen Manatis nach Herrn Adanson geliefert, er hat mit dem cayennischen einerlei Größe, scheint sich aber dadurch von ihm zu unterscheiden, daß er Mahlzähne und einige Haare auf dem Leibe hat; Kennzeichen, die ihn genugsam von dem amerikanischen unterscheiden, dem die Reisenden weder Mahlzähne noch Haare auf dem Körper geben. Wir nehmen also an, daß man fünf Manatis-Arten rechnen kann. Der erste ist der große kamtschatkische Manati, der, wie wir schon gesagt haben, alle anderen an Größe übertrifft, und weder Mahlzähne, noch Nägel am Ende der Pfoten, noch Haare auf dem Körper hat; die zweite ist der große antillische Manati, der Mahlzähne,

Nägel,

Nägel, und einige Haare auf dem Körper hat, und dessen Länge sich auf nicht mehr als achtzehn bis zwanzig Fuß erstreckt, da der kamtschtkaische Manati über drei und zwanzig Fuß lang ist; der dritte ist der große Manati im indianischen Meere, der noch nicht recht bekannt ist, aber von einer andern Art als der kamtschatkische und antillische seyn muß, weil beide nicht durch große Meere ziehen können, indem sie keine Kräuter hervor bringen, wovon diese Thiere sich nähren; die vierte ist der kleine südamerikanische Manati, der so wohl die süßen als die salzigen Wasser besucht, und von den drei ersteren sich durch die Größe unterscheidet, die um mehr als zwei Drittheile geringer ist; und die fünfte, der kleine senegalsche Manati, der sich in verschiedenen afrikanischen Flüssen findet a), so wie der kleine guyanische Mana-

a) Man kann annehmen, daß dieß eben das Thier sey, wovon die Reisenden sagen, daß sie es in einigen Flüssen von Congo, Angola, Soffala u. s. w. gesehen haben. Hier ist das was sie davon geschrieben haben: „Die Flüsse von Congo und Angola haben einen Uiberfluß von Fischen verschiedener Art; einen sehr merkwürdigen liefert der Zaire Fluß . . . Die Natur hat ihm zwei Hände

Manati in den amerikanischen. Diese beiden kleinen Arten sind darin verschieden, daß die

Hände gegeben; sein Fleisch ist sehr gut ... er nährt sich von Kraut, das an den Ufern des Flusses wächst, ohne jemahls ans Ufer zu gehen; einige von diesen Fischen wiegen 500 Pfund." Histoire générale des Voyages tome V. pag. 2. „Diese Thiere halten sich in den Seen auf, besonders in den von Angola, Quihite und Angolon ... Sie sind acht Fuß lang und haben zwei Arme nebst den Händen, deren Finger im Fleische versteckt sind ... Ihr Kopf hat eine eirunde Gestalt; sie haben kleine Augen, eine platte Nase, einen großen Mund ohne eine Spur von Ohren ... Die Zeugungsglieder bei dem Männchen sind denen bei dem Pferde gleich; das Weibchen hat zwei wohlgebildete Brüste." Idem ibidem. „Man fängt eben diese Thiere bei Soffala an der östlichen afrikanischen Küste; man salzt sie zum Vorrathe auf dem Meere ein, und man befindet sich bei diesem Nahrungsmittel sehr wohl, wenn es nicht so lange dauert, daß es alt wird; wird es aber lange aufgehoben, so verdirbt es, und wird für die, die mit einer venerischen Krankheit befallen sind, gefährlich." Idem pag. 93. „Der Manati in dem Sierra Leona-Flusse hat hinten im Maule Zähne; seine

die erstere keine Zähne hat, und die Gehörlöcher größer als bei der zweiten sind.

Dieß

ne Augen sind sehr klein, und in seine Ohren kann man kaum eine Nadel stecken; ganz nahe bei den Ohren sind zwei breite Floßfedern sechzehn bis achtzehn Zoll lang ... sein Schwanz ist sehr breit ... und die Haut des Körpers ist einen Zoll dick ... Die Negern werfen dieß Thier, um es zu fangen, mit einer eisernen Harpune, die an einem sehr langen hölzernen Hefte sitzt; so bald es sich verwundet fühlt, nimmt es die Flucht, aber der Harpunenschaft, die sich oft über dem Wasser zeigt, dient zum Wegweiser, um es mit den Augen zu verfolgen; wenn es stille steht, nähert man sich ihm zum zweiten Mahle um es mit anderen Wurfpfeilen zu werfen, und wenn es endlich erschöpft ist, so bringt man es ans Ufer." Histoire générale des Voyages tome III. p. 240. et suiv. „Das Fleisch dieser Thiere ist delikat . . . die besten Theile sind die, die nahe am Bauche und den Brüsten sitzen; der Speck ist einige Zoll dick und gibt dem Schweinespecke nichts nach . . . Maire behauptet, daß im Senegal mehr Manatis als im Gambia-Flusse wären, und daß sie nur die Größe eines Meerschweins hätten." Idem pag. 316. „An der Gold-

küste

Dieß ist das Gewisseste, was ich von den verschiedenen Arten der Manatis, die, wie man sieht, noch nicht vollkommen bekannt sind, habe sammeln können. Einige Reisende haben von philippinischen Manatis geredet, und Herr Forster hat mir gesagt, daß er sie auch auf den Küsten von Neuholland gesehen hat; aber wir wissen nicht ob diese philippinischen und neuholländischen Manatis-Arten, zu denen, wovon wir eben gesprochen, gerechnet werden können, oder sich so sehr von ihnen unterscheiden, daß man sie als verschiedene Arten ansehen muß.

küste gibt es ebenfalls Manatis." Idem tome IV. pag. 261.

CLIV.

Nomenklatur der Affen.

Wenn die Unterweisung eines Schülers und die Unterhaltung eines Mannes hier ganz verschiedene Dinge sind, indem jener das Willkürliche wie das Wesentliche, das Falsche wie das Wahre ohne Untersuchung, und selbst mit einer gewissen Begierde aufnimmt, so bald es ihm unter der äußern Gestalt eines Beweises vorgelegt wird, dieser hingegen den nähmlichen Beweis mit Widerwillen verwerfen würde, so bald er ihn nicht gegründet befindet; so wollen wir uns hier keiner einzigen jener Methoden bedienen, die man sich ersonnen hat, um unter dem Nahmen Affe eine Menge Thiere ganz verschiedener, oft ganz abweichender Gattungen zusammen zu häufen.

Ich nenne Affe dasjenige Thier, das keinen Schwanz hat, dessen Gesicht platt ist, dessen Zähne, Hände, Finger und Nägel den menschlichen ähnlich sind, das wie der Mensch aufrecht auf zwei Füßen geht. Man sieht, daß diese aus der Natur des Thieres und seinen Aehnlichkeiten mit der menschlichen Natur hergenommeen Definizion alle diejenigen Thiere ausschließt, die einen Schwanz, erhobenes Gesicht, oder eine lange Schnautze haben; ferner alle, die krumme, hakenförmige oder spitzige Nägel haben, endlich alle, die lieber auf vier als zwei Füßen gehen 1). Diesen

1) Aristoteles trennte schon die ungeschwänzten Affen von den Meerkatzen, von beiden sonderte er noch den hundsköpfigen und den schweinschwänzigen ab; Ray trennte nachher auch die kurzschwänzigen Paviane.

Indessen haben Linne und andere Systematiker unter dem Geschlechte der Affen nicht allein dieungeschwänzten, sondern auch die Paviane, Meerkatzen und selbst die Sapajous und Sagoine begriffen. Sie haben auch den Sprachgebrauch mehr für als wider sich; denn man sieht leicht, daß die Meerkatzen den ungeschwänzten Affen ähnlicher als andere Thiergeschlechter sind, und belegt sie deßfalls oft mit dem Nahmen

Diesen Begriff als fest und bestimmt vorausgesetzt, wollen wir nun sehen, wie viele Gattungen Thiere es gibt, denen man den Nahmen Affe beilegen kann. Die Alten kannten ihrer nur eine einzige Gattung. Der Pithekos

men der Affen. Es ist auch wohl schicklicher aus allen diesen in so vielen Stücken ähnlichen Thieren ein Geschlecht zu machen, und dasselbe allenfalls in mehrere Abtheilungen zu bringen, als die oberen Geschlechter gar zu sehr zu vermehren.

Die Unterscheidungszeichen, die der Verfasser von der Aehnlichkeit mit dem Menschen hernimmt, um darnach die Affen zu bestimmen, sind bei keinem Thiere weder so groß, daß man deßwegen den Geschlechtsunterschied zwischen Menschen und Affen aufheben, noch behaupten könnte, daß die ungeschwänzten Affen den Menschen ähnlicher als den Meerkatzen wären. Sie gehen nicht so wie der Mensch natürlich auf zwei Beinen, haben auch keine solche Beine, sondern an den Hinterbeinen Hände wie die Meerkatzen u. dgl. Selbst vom Schwanze findet man am Gerippe des gemeinen Affen, am Magot, sogar äußerlich eine Spur. Der Schwanz nimmt gleichsam stufenweise bei den Arten dieser Thiere an Länge zu.

D.

thekos der Griechen, der Simia der Lateiner ist ein Affe, ein wirklicher Affe; es ist der nähmliche, über den Aristoteles, Plinius und Galenus alle ihre physikalischen Vergleichungen angestellt, auf dessen Beobachtung sie alle Verhältnisse des Menschen zum Affen gegründet haben; aber dieser Pithekos, dieser Affe der Alten, so ähnlich er dem Menschen durch seine äußerliche Bildung und noch mehr durch seine innere Organisazion ist, weicht gleichwohl durch eine an sich selbst zwar relative, deßwegen aber hier nicht minder wesentliche Eigenschaft von ihm ab: diese Eigenschaft ist die Größe. Der Wuchs des Menschen überschreitet im Allgemeinen ungefähr die Höhe von fünf Fuß, die Größe des Pithekos beträgt ungefähr nur ein Viertel dieser Höhe. Die Alten hätten also dieses Thier mit Grunde doch nur als eine kleinere Menschenart, als einen verunglückten Zwerg, als einen Pygmäen ansehen können, der allenfalls im Stande wäre den Kranichen eine Schlacht zu liefern, da unterdessen der Mensch den Elephanten zu bändigen und den Löwen zu überwinden weiß.

Man fand aber seit den Untersuchungen der Alten, seit der Entdeckung der südlichen Theile von Afrika und Indien einen andern Af-

sen, der die Eigenschaft der vollkommenen Größe hatte, einen Affen, eben so groß, eben so stark als der Mensch, eben so brennend verliebt in die weiblichen Menschen, als in die Weibchen seiner Gattung, einen Affen, der Waffen zu führen, der mit Steinen einen Angriff zu machen, und sich mit Stöcken zu vertheidigen weiß, und der übrigens dem Menschen noch ähnlicher ist, als der Pithekos: denn das ungerechnet, daß er keinen Schwanz hat, daß der vordere Theil seines Kopfes platt ist, daß seine Arme, seine Hände, seine Finger den unsrigen gleichen, und daß er beständig aufrecht geht 2); so

2) So recht genau muß man dieses doch auch nicht nehmen, denn der Jocko konnte auch bequem auf allen vier Füßen gehen; seine Hinterfüße haben auch einen Daumen, der sie den Händen ähnlicher als den Menschenfüßen macht, und die große Geschicklichkeit zum Klettern zeigt. Die Arme sind nach Verhältniß auch länger als am Menschen, und das große Loch am Hinterkopfe ist mehr nach hinten gerichtet, welches nebst dem Baue des Beckens alles den Jocko geschickter macht auf vier Füßen zu gehen. O.

so hat er sogar eine Art von Gesicht, Züge, die sich den menschlichen nähern, Ohren von der nähmlichen Gestalt, auf dem Kopfe Haare, einen Bart um das Kinn, und nicht mehr und nicht weniger Haare, als ihrer der Mensch im natürlichen Zustande hat. Auch haben die Bewohner seines Vaterlandes, die polizirten Indianer keinen Anstand genommen, ihn durch den Nahmen Orang-outang (Waldmensch) dem menschlichen Geschlechte beizugesellen, da indessen die fast eben so wilden, eben so häßlichen Negern, ohne daran zu denken, daß man nur mehr oder weniger Mensch ist, nachdem man mehr oder weniger polizirt ist, ihm den eigenen Nahmen Pongo gegeben haben, einen Nahmen, der ein Thier und nicht einen Menschen bezeichnet. Wirklich ist dieser Orang-outang oder dieser Pongo auch nur ein Thier, aber ein sehr sonderbares Thier, ein Thier, das der Mensch nicht ansehen kann, ohne in sich selbst zurück zu gehen, ohne sich zu erkennen, ohne sich zu überzeugen, daß sein Körper nicht den wesentlichsten Theil seiner Natur ausmacht.

Der Pithekos und der Orang-outang wären also zwei Thiere, bei denen man den Nahmen Affe anwenden kann; es gibt noch ein drittes, dem man ihn ebenfalls nicht

wohl

wohl versagen kann, obgleich es in der Vergleichung so wohl mit dem Menschen als mit dem Affen ungestaltet erscheint. Dieses bis jetzt unbekannte Thier, das unter dem Nahmen Gibbon aus Ostindien zu uns gekommen ist, geht aufrecht wie die beiden andern, und hat ein plattes Gesicht, auch hat es keinen Schwanz; seine Arme aber, anstatt wie die des Menschen oder wenigstens wie die des Orang-outangs oder des Pithekos eine zu der Höhe des Körpers verhältnißmäßige Länge zu haben, sind so unmäßig lang, daß das Thier, wenn es auf beiden Füßen aufrecht steht, ohne daß es den Körper krümmt oder die Knie beugt, noch mit den Händen die Erde berührt. Dieser Affe ist der dritte und letzte, dem man diesen Nahmen geben kann, es ist eine ungeheure, seltsame Art dieses Geschlechts, eben das, was im Menschengeschlechte die Race der dickbeinigen Bewohner von St. Thomas ist a).

Nach dem Affen zeigt sich eine andere Thierfamilie, die wir unter dem generischen Nahmen

a) Man sehe die Abhandlung über die Verschiedenheiten im menschl. Geschl. Fünfter Band dieses Werks (Allg. Hist. d. Nat. II. Th. I. B.) in 8. VI. S. 81.

Nahmen Babouin, Pavian, anzeigen wollen. Um sie deutlich von allen übrigen zu unterscheiden, bemerken wir: der Babouin oder Pavian hat einen kurzen Schwanz, ein längliches Gesicht und eine breite und erhabene Schnautze, er hat Hundszähne, die nach Verhältniß dicker als des Menschen seine sind, und Schwielen am Hintern. Vermittelst dieser Definizion schließen wir von dieser Familie aus alle ungeschwänzten Affen, alle Guenone, alle Sapajous und Sagoine, Thiere, die keinen kurzen Schwanz, sondern einen eben so langen oder noch längern als der Körper haben, alle Makis, Loris und andere vierhändige Thiere, bei denen wir eine dünne und spitzige Schnautze antreffen. Die Alten haben für diese Thiere niemahls einen eigenen Nahmen gehabt; der einzige Aristoteles scheint einen dieser Babouine unter dem Nahmen simia porcaria b) angegeben zu haben: seine

b) Anmerkung. Diese Benennung simia, porcaria, die sich nur beim Aristoteles findet, und sonst von keinem andern Schriftsteller gebraucht ist, war gleichwohl ein sehr schicklicher Ausdruck, um den Babouin damit zu bezeichnen; denn ich habe in Reisebeschreibern, die wahrscheinlich den Aristote-

seine Anzeige ist aber sehr unzulänglich; die Italiäner sind die ersten, die ihn babuino genannt haben; die Deutschen haben ihn Pavian, und die Franzosen Babouin genannt; die Schriftsteller, die in den letzten Jahrhunderten lateinisch geschrieben haben, haben ihn sämmtlich mit dem Nahmen papio bezeichnet; wir selbst werden ihn ebenfalls Papion nennen, um ihn von den übrigen Baboninen zu unterscheiden, die man nach der Zeit in den mittäglichen Provinzen von Afrika und Indien gefunden hat. Wir kennen drei Gattungen dieser Thiere: Die e ste, der Papion oder eigentlich so genannte Babouin, von dem wir eben geredet haben; er ist in Libyen, Arabien u. s. w. zu Hause, und ist wahrscheinlich die simia porcaria des Aristoteles; die zweite, der Mandrill; dieser Babonin ist noch größer als der Papion, hat ein veilchenblaues Gesicht, Nase und Backen sind von tiefen schieflaufenden Runzeln

stoteles niemahls gelesen hatten, die nähmliche Vergleichung der Schnautze des Babouins mit einem Schweinsrüssel gefunden, überdieß haben beide Thiere auch in Rücksicht auf die Bildung des Körpers einige Aehnlichkeit.

zeln durchzogen; er findet sich in Guinea und in den heißesten Gegenden von Afrika; die dritte, der Wanderu; er ist weder so dick als der Papion, noch so groß als der Mandrill, der Umfang seines Körpers ist nicht so groß, der Kopf ist von einer Art sehr langer und sehr dicker Mähne umflossen; man findet ihn in Ceylon, in Malabar und in den andern südlichen Provinzen von Indien. Wir kennen jetzt also schon drei Affen und drei Babouine, alle richtig definirt, richtig von einander abgesondert, und alle sechs sichtbar von einander unterschieden.

Weil aber die Natur unsere Definizionen nicht kennt, weil sie ihre Werke niemahls nach Haufen, oder die einzelnen Geschöpfe nach Geschlechtern geordnet hat, weil vielmehr ihr Gang eine beständige stufenweise Fortschreitung ist, und weil ihr durchaus unmerklich schattirter Plan sich nach allen Richtungen erstreckt; so muß sich zwischen dem Affen- c) und dem Babouins-Geschlechte noch

*) Der Gibbon fängt schon die Nüance zwischen dem Affen und dem Babouine dadurch an, daß er wie dieser Schwielen am Hintern und die Nägel der Hinterfüße spitziger als der Orang-outang hat, bei

noch eine Mittelgattung finden, die genau weder das eine noch das andere Thier ist, die aber gleichwohl die Merkmahle von beiden an sich hat. Diese Mittelgattung ist wirklich da; wir finden sie in dem Thiere, das wir Magot nennen; es findet seine Stelle zwischen unsern beiden Definizionen, und macht den Uibergang vom Affen zu den Babouinen. Es weicht von den erstern dadurch ab, daß es eine verlängerte Schnautze und dicke Hundszähne hat, von den letztern dadurch, daß es eigentlich keinen Schwanz hat, obwohl es ein kleines Anhängsel von Haut hat, das ungefähr wie der Anfang eines entstehenden Schwanzes aussieht; folglich ist es weder Affe noch Babouin, und hat doch von beider Natur etwas an sich. Dieses Thier, das in Ober-Aegypten und in der Barbarey sehr häufig angetroffen wird, kannten die Alten; die Griechen und Lateiner nannten es Cynocephalus, weil seine Schnautze viele Aehnlichkeit mit der Schnautze einer Dogge hat. Um uns nun alle die vorhin

bei dem sich hinten gar keine Schwielen finden, und dessen Nägel wie beim Menschen platt und zugerundet sind.

B.

hin genannten Thiere vorzustellen, werden wir sie in folgender Ordnung aufstellen müssen: Orang-outang oder Pongo, erster Affe; Pithekos, zweiter Affe; Gibbon, dritter oder ungestalteter Affe; Cynocephalus oder Magot, vierter Affe oder erster Babouin; Pavian, erster Babouin; Mandrill, zweiter Babouin; Wanderu, dritter Babouin. Die hier beobachtete Ordnung ist weder willkürlich noch erdichtet, sondern bezieht sich unmittelbar auf die Stufenleiter der Natur selbst.

Nach den Affen und Babouinen erscheinen die Guenone; so nenne ich in unserer alten Nationalsprache diejenigen Thiere, die den Affen oder Babouinen ähnlich sehen, die aber lange Schwänze haben, das heißt solche Schwänze, die eben so lang oder noch länger als der Körper sind. Das Wort Guenon hat in den letzten Jahrhunderten zwei Bedeutungen gehabt, beide verschieden von derjenigen, die wir ihm hier ertheilen wollen: man brauchte das Wort Guenon überhaupt um kleinere d) Affen damit zu bezeichnen, zu

d) Der Unterschied der Affen wird bei den Franzosen hauptsächlich von ihrer Größe hergenommen; die großen nennt man schlechtweg Affen (singe), sie mögen nun einen

zu gleicher Zeit belegte man noch das Affenweibchen mit diesem Nahmen; noch weiter rückwärts aber nannte man die ungeschwänzten Affen, Affen oder Magots; Guenone oder Mones nannte man die, die einen langen Schwanz haben: ich könnte dieß mit einigen Stellen unserer Reisebeschreiber e) aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte beweisen. Selbst das Wort Guenon entfernt sich

einen Schwanz oder gar keinen, eine lange Schnautze wie der Hund oder eine kurze haben, und die kleinen nennt man Guenone. Mémoires pour servir à l'histoire des animaux p. 120.

e) Es gibt am Senegal verschiedene Arten von Affen, Guenone, die einen langen Schwanz, und Magots, die keinen Schwanz haben. Voyage de le Maire p. 101. — In den Gebirgen von Südamerika findet sich eine Art Mones, die die Wilden Incayen nennen, von der nähmlichen Größe wie die gemeinen, und in nichts von ihnen unterschieden, als darin, daß sie Bärte am Kinne haben. — Bei den Mones halten sich viele kleine gelbe Thiere auf, sie heißen Sagoine. Singularités, de la France antarctique, par Thevet, p. 103.

sich nicht weit; es ist vielleicht ein abgeleitetes Wort von Kebes oder Kepos, demjenigen Nahmen, womit die Griechen die langgeschwänzten Affen zu benennen pflegten. Diese Kebes oder Guenone sind kleiner und schwächer als die Babouine und Affen; man kann sie an diesem Kennzeichen und hauptsächlich an ihrem langen Schwanze, leicht von den übrigen unterscheiden. Eben so leicht unterscheidet man sie von den Makis, weil sie keine spitzige Schnautze und anstatt der sechs Schneidezähne der Makis ihrer nur vier wie die Affen und Babouine haben. Wir kennen neun Gattungen dieser Thiere, die wir, um jegliche Verwirrung zu vermeiden, jede mit ihrem eigenthümlichen Nahmen anzeigen wollen. Diese neun Arten von Guenonen sind: erstlich die Makakos, zweitens die Patas, drittens die Malbrouks, viertens die Mangabeis, fünftens die Mone, sechstens der Kallithrix, siebentens der Moustak, achtens der Talapoin, neuntens der Douk. Von diesen Guenonen kannten die alten Griechen nur die Mone und den Kallithrix, zwei Gattungen, die in Arabien und den nördlichen Gegenden von Afrika zu Hause gehören; von den übrigen hatten sie keine Kenntniß, weil man sie nur in mittäglichen Provinzen von Afrika und Ostindien findet;

Länder,

Länder, die zu Aristoteles Zeiten noch völlig unbekannt waren. Dieser große Weltweise und die Griechen überhaupt waren äußerst sorgfältig, die einzelnen Geschöpfe nicht durch gemeinsame und daher vieldeutige Nahmen zu verwechseln; sie nannten den ungeschwänzten Affen Pithekos, und den Guenon oder langgeschwänzten Affen Kebos. Weil sie eingesehen hatten, daß diese Thiere zu verschiedenen, sogar ganz fremden Arten gehörten, hatten sie einem jeden derselben einen eigenen Nahmen gegeben; dieser Nahme wurde von dem auffallendsten Kennzeichen hergenommen. Alle Affen und Babouine, die sie kannten, das heißt, der Pithekos oder eigentliche Affe, der Cynocephalus oder Magot, und die simia porcaria oder Papion, haben fast eine einförmige Farbe der Haare; hingegen der Guenon, den wir hier Mone nennen, und den die Griechen Kebos nannten, hat buntes vielfarbiges Haar, man nennt ihn auch im gemeinen Leben gewöhnlich den bunten Affen. Diese Gattung der Guenone war zu Aristoteles Zeiten die gemeinste und bekannteste; man hat von diesem Kennzeichen den Nahmen Kebes hergenommen, der im Griechischen eine Mannigfaltigkeit der Farben anzeigt.

Es lassen sich also alle vom Aristoteles angegebene Thiere aus der Klasse der Affen, Babouine und Guenone auf die vier, den Pithekos, Cynocephalus, Schweinsaffen und Kebes zurück führen, und wir glauben uns berechtigt, unsere Leser zu versichern, daß diese Thiere wirklich der heutige Pithekos oder eigentliche Affe, der Magot, der Papion oder eigentliche Babouin und die Mone waren, weil nicht nur die speciellen Kennzeichen, die ihnen Aristoteles gibt, ihnen in der That zukommen, sondern auch weil die übrigen von uns schon angezeigten und noch anzuzeigenden Gattungen dem Aristoteles nothwendig unbekannt seyn mußten, indem sie ausschließend nur in solchen Gegenden einheimisch und zu Hause sind, wohin die griechischen Reisenden zu seiner Zeit noch nicht gedrungen waren.

Zwei oder drei hundert Jahre nach dem Aristoteles findet man in den griechischen Schriftstellern die beiden neuen Nahmen Kallithrix und Cerkopithekos, beide als Benennungen für die Guenone oder langgeschwänzten Affen. So wie man nachher die Erde immer mehr entdeckte, wie man in Afrika und Asien immer weiter gegen Mittag vorrückte,

fand

fand man andere Thiere und andere Arten Guenone. Die meisten dieser Guenone hatten aber nicht wie der Kebos buntfarbiges Haar, daher kamen die Griechen auf den Einfall, mit dem generischen Nahmen Cerkopithekos, geschwänzter Affe, alle Arten Guenone oder langgeschwänzter Affen zu bezeichnen. Sie bemerkten ferner unter diesen neuen Arten einen Guenon von lebhafter grünlicher Farbe, und nannten diese Gattung Kallithrix, Schönhaar. Dieser so genannte Kallithrix findet sich wirklich im südlichen Theile von Mauritanien und in der Nachbarschaft des grünen Vorgebirges; man kennt diesen Guenon bei uns unter dem Nahmen des grünen Affen; wir haben ihm aber seinen alten Nahmen Kallithrix aufbehalten, weil wir in diesem Werke alle mehr zusammengesetzten Benennungen zu vermeiden suchen.

Die übrigen sieben Arten von Guenonen, die wir oben unter dem Nahmen Makako, Patas, Malbrouk, Mangabei, Moustak, Talapoin und Douk angegeben haben, kannten die Griechen und Lateiner nicht. Der Makako gehört in Congo zu Hause, der Patas in Senegal, der Mangabei in Madagascar, der Malbrouk in Bengalen, der Moustak

in Guinea, der Talapoin in Siam und der Douk in Cochinchina. Alle hier genannten Länder waren den Alten gleich unbekannt; wir haben uns viele Mühe gegeben, den Thieren, die man dort gefunden hat, die eigenthümlichen Nahmen ihres Vaterlandes zu erhalten.

Und weil die Natur in ihrem Gange einfach und beständig ist, weil sie niemahls durch einen Sprung, sondern immer nach Stufen und durch die verstecktesten Abwege fortschreitet, so bildet sie auch zwischen den Babouinen und Guenonen eben eine solche Mittelart, wie der Magot zwischen den Affen und Babouinen ist. Das Thier, das diesen Zwischenraum ausfüllt und diese Mittelart vorstellt, ist den Guenonen, besonders den Makakos sehr ähnlich, und hat zugleich die sehr breite Schnautze und den kurzen Schwanz der Babouine. Da wir seinen Nahmen nicht wußten, nannten wir es Maimon, um es von den übrigen zu unterscheiden. Es ist in Sumatra zu Hause, und ist das einzige unter allen diesen Thieren, so wohl Babouinen als Guenonen, das einen nackten Schwanz hat; die Schriftsteller, die es anführen, haben es daher mit dem Nahmen Affe mit

dem Schweinsschwanze oder Affe mit dem Katzenschwanze bezeichnet.

Dieß sind die Thiere der alten Welt, denen man, ob sie gleich zu entfernten Arten und selbst zu ganz verschiedenen Geschlechtern gehören, den gemeinschaftlichen Nahmen Affe beigelegt hat. Was hierbei Irrthum und Verwirrung vollständig machte, das war, daß man die vor funfzehn hundert Jahren von den Griechen erfundenen Nahmen Affe, Cynocephalus, Kebos und Cerkopithekos den Thieren einer neuen, erst seit zwei oder drei hundert Jahren entdeckten Welt beilegte. Man zweifelte nicht, daß es nicht in den südlichen Gegenden dieser neuen Welt eines der afrikanischen und ostindischen Thiere geben sollte. Man fand in Amerika Thiere mit Händen und Fingern, diese einzige Aehnlichkeit reichte hin, um sie Affen zu nennen. Man achtete nicht darauf, daß, um den Nahmen eines Thieres auf ein anderes übertragen zu können, beide Thiere wenigstens zu einerlei Geschlechte, und, wenn die Anwendung richtig seyn soll, auch zu einerlei Art gehören müssen. Es sind aber die amerikanischen Thiere, die wir in zwei Klassen unter dem Nahmen Sapajous und Sagoine aufführen werden, von den asiatischen

schen und afrikanischen Affen ganz verschieden, und man findet in der neuen Welt eben so wenig Affen, Babouine und Guenone, als man in der alten Sapojous und Sagoine findet. Wir haben zwar schon in unserer Abhandlung über die Thiere beider Welten diese Fakta im allgemeinen vorausgesetzt, wir können sie hier aber noch bestimmter beweisen und zeigen, daß von den siebzehn Arten, auf die man alle Thiere, die in der alten Welt den Nahmen Affe führen, zurück führen kann, und von den zwölf oder dreizehn Arten, denen man in der neuen Welt diesen Nahmen gegeben hat, keine einzige der andern völlig gleich, und eben so wenig zugleich in beiden Welten einheimisch ist; denn erstlich muß man von den siebzehn Arten der alten Welt die drei oder vier Affen zurück nehmen, die gänzlich nicht in Amerika anzutreffen sind, und denen die Sapajous und Sagoine nicht im geringsten gleichen; zweitens, die drei oder vier Babouine; diese sind viel dicker als die Sagoine oder die Sapajous, und haben eine von diesen Thieren ganz verschiedene Gestalt. Es bleiben also nur noch die neun Guenone übrig, mit denen man sie allenfalls vergleichen könnte. Alle Guenone aber haben eben wie die Affen und Babouine solche allgemeine

meine und besondere Kennzeichen, die sie gänzlich von den Sapajous und Sagoinen trennen. Das erste Kennzeichen ist: sie haben ein kahles Gesäß und natürliche unzertrennliche Schwielen an diesen Theilen; das zweite: sie haben Backentaschen, Vertiefungen im Inwendigen der Backen, worin sie ihren Fraß aufbewahren können; drittens ist die Scheidewand zwischen den Nasenlöchern bei ihnen sehr schmal; die Nasenlöcher selbst sind unterhalb der Nase offen wie beim Menschen. Die Sapajous und Sagoine haben kein einziges von diesen Kennzeichen an sich; alle haben eine sehr dicke Scheidewand zwischen den Nasenlöchern; die Nasenlöcher sind an der Seite der Nase und nicht unterhalb der Nase offen; sie haben ein behaartes Gesäß und keine Gesäßschwielen; sie haben keine Backentaschen, folglich sind sie von den Guenonen nicht nur der Art, sondern auch dem Geschlechte nach unterschieden, weil sie kein einziges von allen den Kennzeichen an sich haben, die allen diesen Thieren gemein sind; und dieser Unterschied im Geschlechte setzt nothwendig noch weit größere Verschiedenheiten in den Arten voraus, und beweist, daß sie sehr weit abweichen.

Man

Man hat also Unrecht gehabt, den Sapajous und Sagoinen die Nahmen Affe und Guenon beizulegen. Man hätte ihnen ihre Nahmen lassen, und, anstatt sie den Affen beizugesellen, diese Thiere vorher unter einander vergleichen sollen. Beide Familien weichen durch ein wichtiges Kennzeichen von einander ab. Alle Sapajous bedienen sich ihres Schwanzes wie eines Fingers, um sich damit anzuhängen, sogar um etwas damit anzufassen, was sie mit der Hand nicht erlangen können; die Sagoine können im Gegentheile von ihrem Schwanze diesen Gebrauch nicht machen, auch sind Gesicht, Ohren und Haare ganz von jenen verschieden; man kann also leichtlich zwei verschiedene und getrennte Geschlechter aus ihnen machen 3).

Wir

3) Man sehe dagegen die erste Anmerkung. Ohne dieß sind diese Unterscheidungszeichen nicht ohne Ausnahme. Bei den Sapajous ist das Vermögen, mit dem Schwanze etwas zu umfassen, bei einigen Arten nur sehr schwach an dem Ende desselben und kaum zu merken. Die Backentaschen mangeln dem Douk, der nach dem Verfasser sie doch haben sollte, da er ihn zu den Meerkatzen oder Guenonen zählt.

O.

Wir haben uns bemüht, alle Sapajous und Sagoine durch die eigenthümlichen Nahmen, die sie in ihrer Heimath führen, anzuzeigen, ohne uns solcher Benennungen zu bedienen, die nur auf Affen, Babouine und Guenone anwendbar sind, oder solcher Nahmen, die ihnen ausschließend gehören, und die man keinem andern Thiere geben kann. Wir kennen sechs oder sieben Arten Sapajous, und sechs Gattungen Sagoine, die meisten Theils noch wieder Abarten unter sich haben. Wir werden in diesem Bande ihre Naturgeschichte und Beschreibung liefern; ihre Nahmen haben wir mit möglichster Sorgfalt in allen Schriftstellern und besonders in den Reisebeschreibern, die sie zuerst angeführt haben, aufgesucht. Uiberhaupt wenn wir den Nahmen nicht wußten, den jedes Thier in seinem Vaterlande führt, so glaubten wir diesen Nahmen aus der Natur des Thieres selbst oder von einem Kennzeichen hernehmen zu müssen, das allein hinreichend wäre, das Thier kennbar zu machen, und von allen übrigen zu unterscheiden. Man wird in jedem Artikel die Gründe finden, die uns zur Aufnahme dieser Nahmen bestimmt haben.

Was die Abarten betrifft, deren es in dieser ganzen Thierklasse vielleicht mehr als

der Arten gibt, so wird man sie ebenfalls jede mit der ihr zugehörigen Art sorgfältig verglichen finden. Wir kennen und haben selbst vierzig dieser Thiere, die mehr oder weniger von einander unterschieden waren, größten Theils lebendig besessen; es schien uns, man müsse sie auf dreißig Arten bringen, nähmlich drei Affen, eine Mittelart zwischen den Affen und den Babouinen, drei Babouine, eine Mittelart zwischen den Babouinen und Guenonen, neun Guenone, sieben Sapajous und sechs Sagoine; die übrigen, dünkte uns, müßte man größten Theils nur als Abarten ansehen. Da wir aber nicht geradezu überzeugt sind, daß nicht einige dieser Abarten wirklich verschiedene Arten seyn sollten, so werden wir uns bemühen, ihnen solche Nahmen zu geben, die man, wenn es wirklich nur Abarten sind, als geliehene Nahmen wird ansehen können, die aber zu eigenthümlichen und spezifischen Nahmen werden können, so bald es wirklich besondere und verschiedene Arten sind.

Bei Gelegenheit der Betrachtung aller dieser Thiere, wovon einige dem Menschen so ähnlich sind, müssen wir die Landthiere noch einen Augenblick aus einem neuen Gesichtspunkte ansehen. Man hat keinen Grund,

alle

alle diese Thiere gemeinschaftlich mit dem Nahmen der vierfüßigen Thiere zu belegen. Fänden sich die Ausnahmen hier nur in geringer Anzahl, so würden wir den Gebrauch dieses Nahmens nicht ergreifen, denn wir haben es schon gesagt, und wissen es sehr wohl, daß unsere Erklärungen, unsere Benennungen, sie mögen noch so allgemein seyn, dennoch niemahls alles unter sich begreifen; daß es noch beständig diesseits und jenseits unserer Definizionen Geschöpfe gibt; daß sich Zwischenarten finden; daß viele, dem Anscheine nach mitten unter die übrigen gestellten Thiere gleichwohl dem Verzeichnisse entwischen; daß der allgemeine Nahme, den man ihnen zueignen könnte, nur eine unvollständige Formel, eine Summe ist, von der sie oftmahls kein Theil sind, weil die Natur nie anders als nach Einheiten und nicht nach Aggregaten dargestellt werden muß; weil der Mensch die allgemeinen Nahmen nur ersonnen hat, um seinem Gedächtnisse aufzuhelfen, um die geringe Fassungskraft seines Verstandes zu ergänzen; weil er in der Folge diesen allgemeinen Nahmen gemißbraucht hat, da er ihn für etwas wirkliches ansah; weil er endlich einzelne Geschöpfe, auch wohl gar ganze Klassen der Geschöpfe, die doch einen eigenen Nahmen forderten,

unter diesem allgemeinen Nahmen versammeln wollte. Ich kann hiervon Beispiele und Beweise geben, ohne aus der Ordnung der vierfüßigen Thiere heraus zu gehen, die unter allen Thieren dem Menschen am bekanntesten sind, und denen er folglich die bestimmtesten Benennungen zu geben im Stande war.

Der Nahme, vierfüßiges Thier, setzt voraus, daß das Thier vier Füße habe; fehlen ihm zwei Füße, wie der Seekuh, so ist es nicht mehr vierfüßig; hat es Arme und Hände wie der Affe, so ist es nicht mehr vierfüßig; hat es Flügel, wie die Fledermaus, so ist es nicht mehr vierfüßig, und es ist ein Mißbrauch dieser allgemeinen Benennung, wenn man sie bei den genannten Thieren anwendet. Soll ein Wort deutlich und bestimmt seyn, so muß die dadurch auszudrückende Idee wahr seyn. Man erlaube uns für die Hände auch einen solchen Nahmen zu verfertigen, als man für die Füße verfertigt hat, und alsdann werden wir mit Wahrheit und völliger Deutlichkeit sagen können, daß der Mensch das einzige zweihändige und zweifüßige Thier sey, weil allein er zwei Hände und zwei Füße hat; daß die Seekuh nur zweihändig, die Fle-

dermaus nur zweifüßig, und daß der Affe vierhändig sey. Nun lasse man uns diese neuen allgemeinen Benennungen auf die darunter begriffenen besondern Geschöpfe anwenden (denn nur auf diese Art darf man sich in der Natur umsehen), und wir werden finden, daß von beinahe zwei hundert Arten von Thieren, die die Oberfläche der Erde bevölkern, und denen man den gemeinschaftlichen Nahmen, vierfüßiges Thier, gegeben hat, fürs erste fünf und dreißig Arten Affen, Babouine, Guenone, Sapajous, Sagoine und Makis zurück genommen werden müssen, weil sie vierhändig sind; daß diesen fünf und dreißig Arten noch die Arten Lori, Beutelratze, Marmose, Cayopollin, Tarsier, Phalanger u. s. f. beigefügt werden müssen, weil sie ebenfalls wie die Affen, Guenone, Sapajous und Sagoine vierhändig sind; daß folglich, da die Liste der vierhändigen Thiere wenigstens aus vierzig f) Arten besteht,

f) Wir sagen nicht zu viel, indem wir nur vierzig Arten in der Liste der vierhändigen Thiere aufführen; denn es gibt unter den Guenonen, Sapajous, Sagoinen, Sarigen u. a. mehrere Abarten, die gar wohl wirklich abweichende Arten seyn könnten.

steht, die wirkliche Summe der vierfüßigen Thiere schon um ein Fünftel verkleinert erscheint; wir finden, wenn wir ferner noch die zwölf oder funfzehn Arten zweifüßiger Thiere wegnehmen, als nähmlich die Flederm äuse und die Seehunde, deren Vorderfüße mehr Flügel als Füße sind, und die drei oder vier Gerboisen, die nur auf den Hinterfüßen gehen können, weil die Vorderfüße zu kurz sind; wenn wir ferner die Seekuh, die gar keine Hinterfüße hat, die Morsen, den Dugon und die Phoken, denen sie unnütz sind, wegnehmen, daß die Anzahl der vierfüßigen Thiere sich beinahe um ein Drittel verringert ergibt; wollte man noch weiter auch diejenigen Thiere, die sich der Vorderfüße wie der Hände bedienen, zurück behalten, z. B. die Bären, die Murmelthiere, die Coatis, die Eichhörnchen, die Ratzen und viele andere Thiere, so wird die Benennung, vierfüßiges Thier, uns bei mehr als der Hälfte der Thiere unrecht angewandt scheinen; und in der That sind auch nur die einhufigen und die Thiere mit ein Mahl gespaltenem Hufe wirkliche vierfüßige Thiere. So bald man zu der Klasse der Thiere mit gespaltenen Klauen herunter steigt, so stößt man auf vierhändige oder zweideutig vierfüßige Thiere, die sich ihrer Vorderfüße

wie

wie der Hände bedienen, und die von den übrigen getrennt und abgesondert werden müssen. Es gibt drei Arten einhufiger Thiere: das Pferd, der Zebra und der Esel 4); setzt man zu diesen den Elephant, das Nashorn, das Flußpferd, das Kamel, deren zwar durch die Nägel abgesonderte Füße doch eigentlich zusammenhangend sind, und diesen Thieren nur zum Gehen dienen: so hat man schon sieben Arten, denen der Nahme, vierfüßiges Thier, vollkommen zukommt; die Zahl der zweihufigen Thiere ist übrigens weit größer als die Zahl der einhufigen Thiere; die Ochsen, die Widder, die Ziegen, die Gazellen, die Zwergbüffel, die Chevrotains, das Schafkamel, der peruvianische Hammel, die Giraffe, das Elenthier, das Rennthier, die Hirsche, die Damhirsche, die Rehe u. s. w. sind alle zweispaltige Thiere, und betragen in allem gegen vierzig Arten 5); wir haben also schon funfzig Thiere, nähm-

4) Dazu kommt noch der Dschiggetay und der Quagga.

5) Jetzt ist diese Anzahl sehr vermehrt; man sehe die nachher bekannt gewordenen vielen Antilopen u. a.

lich zehn einhufige und vierzig zweihufige, bei denen der Nahme, vierfüßiges Thier, eine gute Anwendung leidet. Unter den Thieren mit gespaltenen Klauen bilden der Löwe, der Tieger, die Panterthiere, der Leopard, der Luchs, die Katze, der Wolf, der Hund, der Fuchs, die Hyäne, die Zibethkatzen, der Dachs, der Marder, das Wiesel, der Iltis, die Stachelschweine, der Igel, die Armadille, die Ameisenfresser und die Schweine, die Anzahl von mehr als vierzig andern Arten, denen der Nahme vierfüßiges Thier ebenfalls in der ganzen Strenge seiner Bedeutung zukommt, weil diese Thiere, ob sie gleich in vier oder fünf Finger abgetheilte Vorderfüße haben, sich dieser Vorderfüße doch niemahls anstatt der Hände bedienen; alle anderen Thiere mit gespaltenen Klauen aber, die sich ihrer Vorderfüße bedienen, um etwas damit anzufassen, und zum Maule zu bringen, sind nicht reine vierfüßige Thiere; diese Arten, deren Anzahl sich auch ungefähr auf vierzig beläuft, machen eine mittlere Klasse zwischen den vierfüßigen und vierhändigen Thieren, und sind genau weder das eine noch das andere. Man hat also wirklich mehr als dem vierten Theile der Thiere den Nahmen, vierfüßiges Thier, mit Unrecht beigelegt, und mehreren als der Hälfte kommt

er

er nicht im ganzen Umfange seiner Bedeutung zu.

Die vierhändigen Thiere füllen den großen Zwischenraum zwischen dem Menschen und den vierfüßigen Thieren aus; die zweihändigen sind der Grenzstein, der in der noch größeren Entfernung des Menschen von den Wallfischen g) in der Mitte steht: die zweifüßigen geflügelten machen die Nüance zwischen den vierfüßigen und den Vögeln, und die mit gespaltenen Klauen, die sich ihrer Füße als Hände bedienen, besetzen alle Stufen, die sich zwischen den vierhändigen und vierfüßigen Thieren finden. Aber genug von dieser langen Uibersicht! sie mag für die genaue Kenntniß der Thiere noch so nützlich seyn, so ist es doch noch weit mehr durch das Beispiel und den neuen Beweis, den sie uns gibt, daß keine einzige unserer Definizionen vollkommen genau, kein einziger unserer allgemeinen Ausdrücke vollkommen bestimmt ist, so bald man sie auf die darunter

g) In dieser und allen ähnlichen Redensarten verstehe ich nur den physischen Menschen, das heißt, die Gestalt des menschlichen Körpers, verglichen mit der Gestalt der thierischen Körper.

unter vorgestellten Individuen oder Geschöpfe anwenden will.

Aber warum sind diese allgemeinen Ausdrücke, die doch das Meisterstück des Verstandes zu seyn scheinen, so mangelhaft? Warum sind diese Definizionen, die doch nur reine Resultate aus der angestellten Vergleichung der Geschöpfe zu seyn scheinen, so unsicher in der Anwendung? Ist dieß nothwendiger Irrthum, Mangel an Richtigkeit im menschlichen Verstande? oder ist es bloße Unfähigkeit, gänzliches Unvermögen viele Dinge mit einem Mahle zu vergleichen, oder nur zu übersehen? Vergleichen wir die Werke der Natur mit den Arbeiten des Menschen, untersuchen wir, wie beide wirken, und sehen alsdann ob der lebhafteste, viel umfassendste Geist mit der Natur gleiches Schrittes gehen und den nähmlichen Weg verfolgen kann, ohne sich selbst im unermeßlichen Raume oder in den Finsternissen der Zeit oder unter der zahllosen Zusammensetzung der Geschöpfe zu verlieren. Der Mensch richte den Lauf seines Geistes auf irgend ein Objekt; wenn er richtig sieht, so wählt er die gerade Linie, durchläuft den kleinsten Raum, und braucht die möglichst kürzeste Zeit, um zu seinem Ziele zu gelangen. Wie viel

viel Bemerkungen, wie viel Vergleichungen muß er nicht schon machen, um nicht in schiefe Linien zu gerathen, um Abwege, Wege ohne Ausgang, hohle Wege zu vermeiden, die ihm gleich anfänglich und in so großer Anzahl aufstoßen, daß die Wahl des wahren Pfades die feinste Gabe der Unterscheidung voraus setzt! Doch ist dieß möglich, das heißt: es ist nichts über die Kräfte eines guten Kopfes, dieser kann seine Linie gerade und ohne Abweichung durchlaufen, und dieß ist sein sicherster und festester Gang; aber er durchläuft seine Linie um zu einem gewissen Punkte zu gelangen, will er zu einem andern Punkte, so kann er ihn nur auf einem andern Wege erreichen; der Einschlag seiner Ideen ist ein zarter Faden, der sich ohne andere Dimensionen nur in die Länge erstreckt; die Natur hingegen thut keinen einzigen Schritt, der sich nicht nach allen Richtungen erstreckte; indem sie vorwärts geht, dehnt sie sich zur Seite aus, und erhebt sich über sich, sie durchläuft und erfüllt auf ein Mahl alle drei Dimensionen; und unterdessen daß der Mensch nur zu einem Punkte gelangt, ist sie schon beim festen Körper, umfaßt seinen ganzen Raum, und durchdringt seine Masse in allen ihren Theilen. Was thun unsere Phidiasse, wenn sie der rohen Materie

rie eine Gestalt geben? Sie gelangen mit Hülfe ihrer Kunst und der Zeit dahin, eine Oberfläche zu bilden, die genau die Außenseite des Gegenstandes vorstellt, den sie sich gedacht haben; jeder Punkt dieser von ihnen gebildeten Oberfläche hat ihnen tausend Vergleichungen gekostet; ihr Genie ist gerades Weges eben so viel Linien durchgelaufen, als in ihrer Figur Züge sind; die geringste Abweichung würde diese Figur entstellt haben. Dieser Marmor, so vollendet daß er zu athmen scheint, ist also nur ein Inbegriff vieler Punkte, zu denen der Künstler nur mit Mühe und nach und nach gelangt ist, weil der menschliche Geist zur Zeit nur eine Richtung nimmt, weil unsere Sinne nur von den Oberflächen getroffen werden, und weil wir die Materie nicht durchdringen, sondern nur obenhin berühren können. Die Natur hingegen kann sie durchwühlen, und in ihrem Innersten aufrühren; sie bringt ihre Formen durch fast augenblickliche Handlungen hervor, sie entwickelt sie, indem sie sie zugleich nach allen drei Dimensionen ausdehnt. In eben dem Augenblicke, da ihr Triebwerk auf die Oberfläche wirkt, wirken die durchdringenden Kräfte, die sie beseelen, auf das Inwendige; jedes Fäserchen wird durchdrungen, das kleinste Stäubchen muß gehorchen, so bald sie es gebrauchen will; sie wirkt

also überall; sie arbeitet vorwärts, hinterwärts, unter sich, über sich, zur Rechten, zur Linken, von allen Seiten zugleich, und folglich umfaßt sie nicht die Oberfläche allein, sondern den Umfang, die Maße und das ganze Solidum in allen seinen Theilen. Welcher Unterschied daher in den Werken! In welchem Lichte erscheint die Natur neben dem organisirten Körper! Aber auch welche Ungleichheit der Kraft, welche Disproporzion der Werkzeuge! Der Mensch kann nur so viel Kraft anwenden, als er besitzt; eingeschränkt auf eine kleine Anzahl von Bewegungen, die er nur durch den Stoß mittheilen kann, kann er auch nur auf Oberflächen wirken, weil die Kraft des Stoßes überhaupt sich nur durch Berührung der Oberflächen fortpflanzt; er sieht, er berührt also von den Körpern nur die Oberfläche, und wenn er, um sie besser zu kennen, diese Körper öffnet, zertheilt, von einander trennt, so sieht, so fühlt er abermahls nur Oberflächen. Um das Inwendige zu durchdringen, müßte er einen Theil jener Kraft besitzen, die auf die Maße wirkt, die das Prinzipium der Schwere und das vornehmste Werkzeug der Natur ist. Könnte der Mensch über diese durchdringende Kraft wie über den Stoß gebieten, hätte er nur einen Sinn, der sich darauf bezöge: so würde er das Innerste der

Mate-

Materie durchschauen, er würde sie im Kleinen eben so anordnen können, wie die Natur sie im Großen bearbeitet. Es ist also Mangel an Werkzeugen, wenn die Kunst des Menschen die Kunst der Natur nicht erreichen kann; seine Figuren, seine Reliefs, seine Gemählde, seine Zeichnungen sind insgesammt nur Oberflächen oder Nachahmungen von Oberflächen, weil die Bilder, die ihm seine Sinne verschaffen, ebenfalls alle nur oberflächlich sind, und weil er kein Mittel in seiner Gewalt hat, ihnen einen Körper zu geben.

Was von den Künsten gilt, gilt auch von den Wissenschaften; nur sind sie weniger eingeschränkt, weil hier der Verstand das einzige Werkzeug ist, der Verstand, der in den Künsten den Sinnen gehorcht, und in den Wissenschaften ihnen befiehlt, indem es hier darauf ankommt, zu erkennen und nicht zu wirken, zu vergleichen und nicht nachzuahmen; denn der Verstand, ob er gleich von den Sinnen eingeschlossen ist, ob er gleich von ihren falschen Angaben oftmahls irre geführt wird, ist deßwegen an sich nicht weniger rein, nicht weniger thätig. Der Mensch, der zu einer wissenschaftlichen Kenntniß gelangen wollte, fing an seine Sinne zu berichtigen, ihre Irrthümer zu zeigen; er behan-

delte

delte sie als mechanische Organe, als Werkzeuge, die man probiren muß, um sie zu berichtigen, und von ihren Wirkungen urtheilen zu können; dann ging er mit der Wagschale in der einen und dem Zirkel in der andern Hand, und maß Zeit und Raum; er beobachtete die Außenseiten der Natur, und wenn er nicht in ihr Inneres dringen konnte, so muthmaßte er nach Vergleichungen, und urtheilte nach der Analogie; er fand, daß in der Materie eine gewisse allgemeine Kraft existirte, verschieden von der Stoßkraft, und gar nicht in die Sinne fallend, über die wir folglich nicht gebieten können, die aber von der Natur als ihr allgemeiner Geschäftsträger gebraucht wird; er zeigte, daß diese Kraft aller Materie gleichmäßig eigen wäre, das heißt verhältnißmäßig zu ihrer Maße oder wirklichen Größe, daß diese Kraft oder vielmehr ihre Wirkung sich auf unermeßliche Weiten erstreckt, so daß sie abnimmt, so wie die Räume wachsen; nun richtete er seinen Blick auf die lebenden Wesen, und fand die Wärme als eine andere zu ihrer Hervorbringung nothwendige Kraft; er fand den Lichtstrahl als eine lebendige, mit Federkraft und mit einer unbegrenzten Geschwindigkeit begabte Materie; er fand, daß die

die Bildung und Entwickelung der organisirten Wesen durch Zusammenspielung aller dieser vereinigten Kräfte vor sich gehe, daß die Ausdehnung, der Wachsthum der lebenden oder vegetirenden Körper genau den Gesetzen der anziehenden Kraft folge, und durch die gleichzeitige Zunahme nach drei Dimensionen wirklich bewerkstelliget werde, daß ein einmahl gebildetes Modell nach diesen nähmlichen Gesetzen der Verwandtschaft andere seines gleichen hervor bringen müsse, und diese wieder andere, und zwar ohne die geringste Veränderung der ursprünglichen Gestalt; nun verglich er die gemeinschaftlichen Eigenschaften der lebenden und vegetirenden Natur, und sah, daß sich in beiden ein unerschöpflicher, sich immer verneuernder Vorrath von organischer und belebender Substanz befinde; eine Substanz, eben so wesentlich, eben so dauerhaft als die rohe Materie; eine Substanz, die beständig in ihrem Zustande des Lebens wie jener im Zustande des Todes bleibt; eine allgemein verbreitete Substanz, die, indem sie durch den Weg der Ernährung von den Vegetabilien zu den Thieren, und von diesen durch den Weg der Verfaulung wieder zurück zu den Vegetabilien geht, in einem Kreise ohne Ende herum läuft, um die Geschöpfe zu beseelen;

er

er sah, daß diese kleinen organischen lebenden Theilchen in allen organischen Körpern existirten, daß sie dort in größerer oder geringerer Anzahl mit der todten Materie verbunden wären, häufiger bei den Thieren, wo alles voller Leben ist, seltener in den Vegetabilien, wo der Tod herrscht, und das Lebende verlöscht zu seyn scheint, wo das Organische mit dem Rohen geschwängert weder willkürliche Bewegung, noch Empfindung, noch Wärme, noch Leben mehr hat, und sich nur durch die Entwickelung und Wiederhervorbringung offenbaret; dachte er über die Art nach, wodurch beide Phänomene bewerkstelliget werden, so fand er, daß jedes lebende Geschöpf ein Muster ist, dem sich die Substanzen, von denen es sich nährt, gleich bilden; daß diese Gleichbildung den Wachsthum des Körpers ausmacht; daß seine Entwickelung nicht bloße Vergrößerung des Umfangs ist, sondern ein Eindringen der neuen Materie in alle Theile der Masse; daß, indem diese Theile im Verhältnisse gegen das Ganze, und das Ganze im Verhältnisse gegen die Theile, zunehmen, die Gestalt sich erhält, und bis zu ihrer völligen Entwickelung immer dieselbe bleibt; daß endlich, wenn der Körper seine völlige Ausdehnung erlangt hat, eben diese bisher zu

seinem Wachsthume angewandte Materie nur als überflüßig von allen Theilen, denen sie sich gleich gebildet hatte, abgesondert wird, und daß sie sich nun in einem gemeinschaftlichen Punkte versammelt, wo sie ein neues Wesen bildet, das dem vorigen ähnlich und nur der Größe oder Kleinheit nach verschieden ist, das aber, um ihm völlig zu gleichen, nur zu eben der Größe gelangen darf, indem es sich ebenfalls durch den nähmlichen Weg der Ernährung entwickelt; er sah, daß der Mensch, das vierfüßige Thier, der Wallfisch, der Vogel, das kriechende Thier, das Insekt, die Pflanze, das Gras sich nach eben diesen Gesetzen entwickeln und wieder hervor bringen, und daß, wenn die Art ihrer Ernährung und Fortpflanzung so verschieden zu seyn scheint, dieß daher rührt, weil die Ernährung und Fortpflanzung, ob sie gleich von einer allgemeinen und gemeinsamen Ursache abhangt, bei besondern Geschöpfen dennoch nicht anders als auf eine sich auf die Gestalt einer jeden Gattung von Geschöpfen beziehende Art vor sich gehen kann. Nun verfolgte er seinen Weg noch weiter (denn es gehörten Jahrhunderte dazu, ehe der menschliche Geist zu diesen großen Wahrheiten gelangen konnte, von denen alle die übrigen abhangen), und hörte nicht auf, die

Geschö=

Geschöpfe unter einander zu vergleichen; er gab ihnen besondere Nahmen, um sie von einander zu unterscheiden, und allgemeine, um sie unter einem Gesichtspunkte zu vereinigen; er nahm seinen Körper für den physischen Maßstab aller lebenden Geschöpfe an, maß, erforschte und verglich sie in allen ihren Theilen, und sah daß die Bildung von allem, was athmet, fast die nähmliche ist, daß man, indem man den Affen zergliedert, zugleich die Anatomie des Menschen liefern konnte 6), daß man eben so bei jedem andern Thiere die nähmlichen Grundzüge der Organisazion, die nähmlichen Sinne, die nähmlichen Eingeweide, eben die Knochen, eben das Fleisch, eben die Bewegung in den flüssigen Theilen, eben das Spiel; eben die Verrichtungen in den festen Theilen findet; er fand in allen Thieren ein

Herz,

6) Die Zergliederung zeigt doch im Baue des Affen und des Menschen eine ansehnliche Verschiedenheit; daher konnte Vesal, Troß aller Anfechtung der meisten galenischen Aerzte, sehr leicht zeigen, welche Beschreibungen menschlicher Theile Galenus nach Theilen von Affen gemacht hatte.

Herz, Blut- und Schlagadern, in allen einerlei Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemhohlens, der Verdauung, der Ernährung und der Absonderung, in allen ein festes Gerippe, das fast aus einerlei und auf einerlei Art in einander gefügten Stücken besteht; und dieser sich immer gleiche, vom Menschen bis zum Affen, vom Affen bis zum vierfüßigen Thiere, vom vierfüßigen Thiere bis zum Wallfische, bis zu den Vögeln, zu den Fischen, zu den kriechenden Thieren immer durchaus befolgte Plan, wenn er, sage ich, vom menschlichen Verstande richtig aufgefaßt wird, so ist er ein treuer Abdruck der lebenden Natur, und der einfachste und allgemeinste Gesichtspunkt, aus dem man sie betrachten kann. Will man seinen Gesichtskreis erweitern, und vom Lebenden zu dem Vegetirenden übergehen, so sieht man, wie dieser Plan, der sich Anfangs nur unmerklich und nach und nach veränderte, stufenweise von den kriechenden Thieren zu den Insekten, von den Insekten zu den Würmern, von den Würmern zu den Steinpflanzen, von diesen zu den Pflanzen sich entstellt, daß er aber, ungeachtet der Veränderung aller seiner äußern Theile, doch immer die nähmlichen Grundzüge, die nähmlichen Eigenschaften behält, deren vorzüglichste Züge Ernährung, Entwicke-

wickelung und Wiederhervorbringung sind; Züge die allgemein, und der ganzen organischen Substanz gemeinschaftlich sind, Züge, die ewig sind und göttlich, die die Zeit, weit entfernt sie auszulöschen oder zu zerstreuen, nur immer von neuem wieder hervor bringt, und immer sichtbarer macht.

Gehen wir von diesem großen Gemählde der Aehnlichkeiten, in dem die lebende Welt sich wie eine einzige Familie unserm Auge darstellt, zu dem Gemählde der Verschiedenheiten über, wo eine jede Art eine isolirte Stelle und ihr eigenes Bildniß erfordert, so sehen wir, einige wenige größere Arten ausgenommen, wie den Elephanten, das Nashorn, das Flußpferd, den Tieger, den Löwen, die jede ihren besondern Nahmen haben müssen, daß alle übrigen sich zu ihren Nachbarn zugesellen, Gruppen von einander fließenden Aehnlichkeiten, und Geschlechter zu bilden scheinen, die unsere Nomenklatoren unter einer Sammlung von Figuren vorgestellt haben, in denen einige mit den Füßen, andere mit den Zähnen, mit den Hörnern, mit den Haaren und mit andern noch kleinern Aehnlichkeiten zusammen hangen; selbst diejenigen Thiere, deren Gestalt uns die vollkommenste oder die zunächst

an die unsrige grenzende zu seyn scheint, die Affen, stellen sich uns alle auf ein Mahl dar, und verlangen schon ein aufmerksames Auge, wenn sie von einander getrennt werden sollen, weil das Vorrecht, eine isolirte Art auszumachen, nicht so sehr von der Größe abhangt, und weil der Mensch, obgleich in seiner Art einzig und von allen Thiergattungen unendlich unterschieden, selbst weniger isolirt ist, und mehr Nachbarn hat als die großen Thiere, indem er nur von mittelmäßiger Größe ist. Man wird in der Naturgeschichte des Orang-outangs sehen, daß man dieses Thier eben so gut wie den ersten unter den Affen als wie den letzten unter den Menschen ansehen könnte, wenn man nur auf seine Figur Rücksicht nehmen wollte, weil ihm außer der Seele nichts von allem fehlt, was wir besitzen, und weil er in Rücksicht auf den Körper sich weniger vom Menschen als von den übrigen Thieren unterscheidet, denen man ebenfalls den Nahmen Affe gegeben hat 7).

Die

7) Man kennet jetzt den Bau des kleinen Orang-outangs genauer, und weiß, daß er darin den Affen ähnlicher als dem Menschen ist, und daß er gewiß zu den Affen gezählt werden müsse, so wie er auch nicht

Die Seele, der Gedanke, die Rede hangen also nicht von der Bildung des Körpers oder von seiner Organisazion ab; nichts beweist mehr, daß dieß ein besonders dem Menschen allein verliehenes Geschenk ist, weil der Orang-outang, der weder redet noch denket, eben einen solchen Körper, solche Glieder, solche Sinne, ein solches Gehirn und solche Zunge hat, wie der Mensch 8), weil er alle Bewegungen des Menschen machen, alle seine Handlungen nachahmen, und deßwegen doch keine einzige menschliche That begehen kann. Dieß ist aber vielleicht nur Mangel an Erziehung, oder ist es Mangel an Billigkeit in

nicht in so verschiedenen Klimaten als der Mensch leben kann.

D.

8) Durch den Herrn Camper und Andere wissen wir, daß nicht bloß der gröbere Körperbau des Orang-outangs von dem menschlichen sehr abweicht, sondern daß auch vorzüglich seine Sprachorgane ganz verschieden sind; allein es folgt freilich nicht, daß wenn dieselben auch gleich wären, der Orang-outang auch die Sprache des vernünftigen Menschen haben würde.

D.

in deinem Urtheile? Du vergleichst, wird man sagen, sehr unbillig den Affen, der in Wäldern wohnt, mit dem Menschen, der in Städten wohnt; man stelle ihn an die Seite des Wilden, des Menschen, auf den die Erziehung noch gar nicht gewirkt hat, und dann urtheile man über beide, und hat man dann eine richtige Vorstellung von dem Menschen im Zustande der bloßen Natur? Sein Kopf ist mit borstigen Haaren oder mit krauser Wolle bedeckt, das Gesicht verschleiert ein langer Bart, über den sich zwei Büschel noch dickerer Haare in der Gestalt von halben Kreisen erheben, die vermöge ihrer Breite und ihres jähen Abhangs die Stirn verkleinern, und ihr ihr erhabenes Gepränge rauben, die die Augen nicht nur überschatten, sondern sie auch vergraben, und wie die Augen eines Thieres rund bilden; seine Lippen sind dick und hervorstehend, die Nase platt; Ohren, Körper und Gliedmaßen sind haarig; die Haut ist hart wie schwarzes oder gegärbtes Leder; seine Nägel sind lang, dick und hakenförmig, die Fußsohle schwielig und hornartig die Eigenschaften des Weibes sind: lange schlaffe Brüste, eine Haut am Bauche, die wie eine Schürze über die Knie herunter hangt; seine Kinder wälzen sich im Kothe, und schleppen sich auf allen

vieren herum; Vater und Mutter sitzen auf den Fersen, ganz abscheulich, ganz stinkend von Unflath, der sie über und über bedeckt. Und dieser Entwurf, wozu die Züge von wilden Hottentotten entlehnt sind, ist noch ein geschmeicheltes Gemählde 9); denn vom Menschen im Zustande der bloßen Natur bis zum Hottentotten ist ein noch weiterer Weg, als der Weg vom Hottentotten bis zu uns. Bringe also noch gröbere Züge in das Gemählde, wenn du den Affen mit dem Menschen vergleichen willst, setze noch hinzu, die Aehnlichkeit in der Organisazion, die Uibereinstimmung des Temperaments bei beiden, die heftige Begierde des Affenmännchens nach den Weibern, die nähmliche Einrichtung der Zeugungstheile beider Geschlechter, den periodischen Blutabfluß der Affenweibchen, und die gezwungenen oder willkürlichen Vermischungen der Negerinnen mit den Affen, deren Früchte unter die eine oder die andere Art treten, und siehe dann, vorausgesetzt daß beide

9) Die Hottentotten sind hier doch noch zu scheußlich abgemahlt; man sollte glauben, sie wären selbst die Bastarde von Menschen und Affen, dergleichen doch noch nicht bekannt sind.

D.

beide nicht eine einzige Art sind, wie schwer es ist, die Linie zu finden, die sie von einander scheidet.

Ich gestehe es, daß man die Affengattung ebenfalls für eine Abänderung der Menschengattung nehmen könnte, wenn man nur nach dem äußern Ansehen urtheilen wollte. Der Schöpfer wollte den menschlichen Leib nicht nach einem Modelle bilden, das von dem thierischen Leibe schlechterdings verschieden wäre; er begriff seine Gestalt mit der Gestalt der Thiere unter einem gemeinschaftlichen Plane; aber in eben dem Augenblicke, worin er ihm diese materielle, dem Affen ähnliche Bildung ertheilte, durchdrang er diesen thierischen Körper mit seinem göttlichen Hauche. Hätte er sich, ich will nicht sagen gegen den Affen, sondern gegen das niedrigste, uns am schlechtesten organisirt scheinende Thier eben so gnädig erwiesen, so würde diese Thiergattung bald die Nebenbuhlerinn des Menschen geworden seyn; von einem vernünftigen Geiste beseelt würde sie über die andern Thiere hervor geragt, sie würde gedacht, geredet haben. Sey also der Hottentott dem Affen noch so ähnlich, es ist dennoch ein unermeßlicher Raum zwischen beiden,

den, weil er innerlich von der Vernunft, und äußerlich von der Sprache ausgefüllt wird.

Wer wird uns jemahls sagen können, worin die Organisazion des Blödsinnigen von der Organisazion eines andern Menschen abweicht? Ganz gewiß liegt der Fehler in den materiellen Werkzeugen verborgen, weil der Blödsinnige so gut wie ein anderer Mensch seine Seele hat. Wenn nun unter den Menschen, wo alle einander gleich gebildet, und sich vollkommen ähnlich sind, ein so kleiner, unmerklicher Unterschied schon hinreicht, um den Gedanken zu zerstören, oder ihn nur entstehen zu lassen, darf man sich wundern, daß er niemahls im Affen entstanden ist, dem das Prinzipium des Denkens fehlt?

Die Seele wirkt überhaupt für sich allein und unabhängig von der Materie; weil es aber ihrem göttlichen Urheber gefallen hat, sie mit dem Körper zu vereinigen, so hangt die Ausübung ihrer besondern Handlungen von der Einrichtung der materiellen Werkzeuge ab. Diese Abhängigkeit beweist nicht nur das Beispiel des Blödsinnigen, sondern sogar der Kranke im Wahnsinne, der gesunde Mensch, wenn er schläft, das neugeborne Kind, das noch nicht denkt, und der abgelebte Alte,

der nicht mehr denkt, beweisen sie ebenfalls. Es scheint sogar, daß die hauptsächlichste Absicht der Erziehung nicht so sehr darauf gerichtet sey, die Seele zu unterrichten, oder ihre geistigen Operazionen zu vervollkommnen, als vielmehr die materiellen Werkzeuge zu bilden, und ihnen den für die Ausübung des denkenden Prinzipiums günstigsten Zustand zu verschaffen. Nun gibt es aber zwei Arten der Erziehung, die, wie es mir scheint, sorgfältig unterschieden werden müssen, weil sie in ihren Folgen sehr verschieden sind: die individuelle Erziehung, die der Mensch mit den Thieren gemein hat, und die Erziehung der Art, die nur ein Eigenthum des Menschen ist.

Das junge Thier lernt aus natürlichem Antriebe und durch das Beispiel in einem Alter von wenigen Wochen alles, was sein Vater und seine Mutter thun; das Kind braucht Jahre, weil es bei seiner Geburt weit unausgebildeter, weit schwächer ist, als es die jungen Thiere sind; es ist noch so weit zurück, daß man seine Seelenkräfte für nichts ansehen kann, in Vergleichung mit dem, was sie noch ein Mahl werden sollen; das Kind kommt also weit später als das Thier in den Zustand, wo es die individuelle Erziehung

ziehung annehmen kann. Aber eben auf diese Art wird es empfänglich für die Erziehung der Art; die verdoppelten Hülfleistungen, die anhaltenden Bemühungen, die das Kind in diesem langen Zustande der Schwäche fordert, unterhalten, vermehren die Abhänglichkeit vom Vater und Mutter; sie bilden den Geist, indem sie den Körper warten, und die Zeit die der letztere braucht, um zu seiner gehörigen Stärke zu gelangen, nimmt eine vortheilhafte Wendung für den erstern. In Ansehung der körperlichen Kräfte sind die Thiere insgemein in zwei Monathen weiter fortgerückt, als das Kind in zwei Jahren. Seine erste Erziehung erforderte also schon zwölf Mahl so viel Zeit, wenn wir auch die Früchte seiner nachmahligen Erziehung, und dieses gar nicht in Anschlag bringen wollen, daß die Thiere sich von ihren Jungen so gleich los machen, so bald sie sie in dem Zustande sehen, wo sie für sich selbst sorgen können, daß sie sich alsdann trennen und bald einander nicht mehr kennen, so daß aller Umgang, alle Erziehung sehr frühzeitig und in dem Augenblicke schon aufhören, wo keine Hülfe mehr nöthig ist. Da also die Zeit ihrer Erziehung so kurz ist, so können auch ihre Folgen nicht anders als sehr geringe seyn; und es ist zu bewundern,

daß diese Thiere in der Zeit von zwei Monathen alles lernen, was ihnen auf ihre ganze Lebenszeit zu wissen nöthig ist. Setzen wir ein Kind, das in eben so kurzer Zeit hinlänglich ausgebildet, hinlänglich stark am Körper würde, um seine Aeltern verlassen, um sich ohne weiteres Bedürfniß, ohne irgend eine Ruckkehr von ihnen trennen zu können, würde sich wohl ein merkbarer und empfindbarer Unterschied zwischen diesem Kinde und dem Thiere auffinden lassen? Wie geistreich seine Aeltern auch gewesen wären, würden sie in diesem kurzen Zeitraume seine Organe haben bilden, zubereiten, oder nur die geringste Gemeinschaft zwischen ihrer Seele und der Seele des Kindes haben veranstalten können? Konnten sie sein Gedächtniß aufregen, konnten sie es nur durch oft genug wiederhohlte Handlungen berühren, um einen bleibenden Eindruck zuwege zu bringen? Konnten sie dieSprachwerkzeuge desKindes üben, oder ihnen nur ihre Ungelenkigkeit benehmen? Ehe das Kind nur ein einziges Wort aussprechen lernt, muß sein Ohr tausend und tausend Mahl von dem Schalle dieses Worts getroffen werden; ehe es dieses Wort gehörig anwenden und zweckmäßig aussprechen lernt, muß man ihm noch tausend und tausend Mahl den Zusammenhang

hang dieses Worts mit dem dadurch auszudrückenden Objekt zeigen; seine Erziehung, die allein seine Seele entwickeln kann, muß also eine lange Zeit durchgeführt und beständig unterhalten werden. Würde sie, ich will nicht sagen in zwei Monathen wie die Erziehung der Thiere, sondern auch nur in dem Alter von einem Jahre gänzlich aufhören, so würde die Seele des Kindes, die noch nichts empfangen hatte, ohne Uibung und aus Mangel mitgetheilter Bewegung eben so unthätig bleiben wie die Seele des Blödsinnigen, die durch die schlechte Beschaffenheit der Organe verhindert wird, Eindrücke von außen aufzunehmen. Noch mehr: würde ein Kind, das im bloß natürlichen Zustande geboren wurde, das keinen andern Lehrer hatte, als seine hottentottische Mutter, und das in dem Alter von zwei Monathen dem Körper nach hinlänglich ausgebildet war, um ihrer Vorsorge entbehren, und sich auf immer von ihr trennen zu können, würde ein solches Kind nicht noch unter dem Blödsinnigen und im äußerlichen das leibhafte Ebenbild des Thieres seyn? Aber auch in diesem bloß natürlichen Zustande, erfordert die erste nothwendige Erziehung eben so viel Zeit als im Zustande der

der bürgerlichen Gesellschaft, weil das Kind hier wie dort gleichmäßig schwach, gleichmäßig langsam im Wachsthume ist; weil folglich die Zeit, wo es noch Hülfe bedarf, hier eben so lang ist wie dort, weil es umkommen würde, wenn man es sich selbst überlassen wollte, ehe es das Alter von drei Jahren erreicht hat. Der nothwendige, anhaltende und so lange fortgesetzte Umgang der Mutter mit dem Kinde ist also schon hinreichend ihm alles mitzutheilen, was sie besitzt; wollte man auch fälschlich voraussetzen, daß eine Mutter im bloß natürlichen Zustande gar nichts, selbst die Sprache nicht besitze, so frage ich, würde dieser lange genaue Umgang mit ihrem Kinde nicht im Stande seyn, einer Sprache das Daseyn zu geben? Der bloß natürliche Zustand, worin man sich den Menschen ohne Verstellungen, ohne Sprache denkt, ist also ein bloßes Ideal, ein Zustand, der nur in der Einbildungskraft und fast nirgends existirt; der nothwendige lange und genaue Umgang der Aeltern mit dem Kinde erschafft eine Gesellschaft mitten in der Wüste, die Familie versteht sich durch Zeichen und Töne, und dieser erste Strahl des Verstandes bringt, wenn er unterhalten, kultivirt und einander mitgetheilt wird, in der Folge jeden aufkei-

menden

menden Gedanken zur Reife. Es könnte kein Umgang unter Menschen Statt finden, oder sich lange erhalten, ohne gegenseitige Zeichen und wechselseitige Töne hervor zu bringen; und diese immer wiederhohlten und dem Gedächtnisse des Kindes nach und nach eingedrückten Zeichen werden endlich zu bleibenden Ausdrücken. So geringe ihre Anzahl auch anfänglich seyn mag, so wird doch bald diese Sprache sich weiter ausbreiten, so bald die Familie sich vermehrt; sie wird immer in gleichen Schritten dem Fortgange folgen, den die Gesellschaft im Denken macht. So bald die Gesellschaft sich zu bilden anfängt, bleibt die Erziehung des Kindes nicht mehr bloß individuelle Erziehung, weil seine Aeltern ihm nicht bloß was sie von der Natur besitzen, sondern auch dasjenige mittheilen, was sie von ihren Voraltern und von der Gesellschaft empfangen haben, wovon sie ein Theil sind. Die Mittheilung geschieht nun nicht mehr durch isolirte Individuen, diese würde, wie bei den Thieren sich auf die bloße Fortpflanzung ihrer Fähigkeiten einschränken: sondern sie wird ein Unterricht, an dem die ganze Art Antheil hat, und dessen Produkt die Grundlage und das Band der Gesellschaft ausmacht.

Selbst unter den Thieren, obgleich das Prinzipium des Denkens ihnen gänzlich fehlt, scheinen diejenigen die verständigsten zu seyn, deren Erziehung am längsten dauert. Der Elephant, der unter allen am langsamsten wächst, der das ganze erste Jahr seines Lebens den Beistand seiner Mutter nöthig hat, ist auch unter allen der verständigste; das Meerschwein, das nur drei Wochen braucht, um völlig auszuwachsen, um sich begatten zu können, ist vielleicht nur aus diesem Grunde eines der dummsten Thiere. Und was den Affen betrifft, dessen Natur wir hier ausmachen wollten, so er hat ebenfalls, ungeachtet seiner großen Aehnlichkeit mit dem Menschen, einen so starken Anstrich von Thierheit, die sich sogleich von dem Augenblicke seiner Geburt an offenbaret; denn er ist nach Verhältniß stärker und ausgebildeter als das Kind, er wächst geschwinder, er braucht den Beistand der Mutter nur während der ersten Monathe, er erhält bloß die individuelle Erziehung, die folglich in ihren Wirkungen eben so unfruchtbar ist als die Erziehung der übrigen Thiere.

Er ist also Thier, und ist, ungeachtet seiner Aehnlichkeit mit dem Menschen, und weit entfernt der zweite unserer Art zu seyn, nicht

nicht einmahl der erste in der Ordnung der Thiere, weil er nicht der verständigste ist. Das Vorurtheil der großen Meinung, die man von den natürlichen Fähigkeiten des Affen gefaßt hat, stützet sich einzig auf die anscheinende körperliche Aehnlichkeit mit dem Menschen. Er gleicht uns so wohl innerlich als äußerlich, sagte man, folglich muß er uns nicht bloß nachahmen, sondern von Natur alles thun, was wir thun. — Man hat schon gesehen, daß alle Handlungen, die menschlich genannt werden dürfen, sich auf die Gesellschaft beziehen müssen, daß sie ursprünglich von der Seele und weiter von der Erziehung abhangen, deren physikalischer Grund in der Nothwendigkeit des langen Umgangs, der Aeltern mit dem Kinde zu suchen ist; daß dieser Umgang bei den Affen von sehr kurzer Dauer ist; daß der Affe wie die übrigen Thiere eine bloß individuelle Erziehung bekommt; daß er sogar der Erziehung der Gattung nicht fähig ist: folglich kann er auch nichts von dem allen thun, was der Mensch thut, weil keine einzige seiner Handlungen weder den nähmlichen Grund, noch den nähmlichen Endzweck hat. Und in Betreff der Nachahmung, die das deutlichste Merkmahl und die auffallendste Eigenschaft der Affen zu seyn scheint, die

der

der gemeine Mann dieser Thiergattung als ein in seiner Art einziges Talent beilegt, muß man, ehe man entscheidet, vorher untersuchen, ob die Nachahmung frei oder gezwungen ist. Ahmet der Affe uns nach, weil er es will, oder weil er es kann, ohne es zu wollen? Gern berufe ich mich bei dieser Frage auf alle, die dieses Thier ohne vorgefaßte Meinung beobachtet haben, und bin überzeugt, daß sie eben so wie ich in dieser Nachahmung nichts freies, nichts willkürliches finden werden. Der Affe bedient sich seiner Arme und Hände so wie wir, aber ohne an uns zu denken; die Aehnlichkeit der Gliedmaßen und Organe bringt nothwendig Bewegungen, und zuweilen sogar eine Folge von Bewegungen hervor, die den unsrigen ähnlich sind.

Da der Affe so wie der Mensch gestaltet ist, so kann er sich auch nur so bewegen; aber sich so bewegen wie ein anderer heißt noch nicht handeln, um diesen andern nachzuahmen. Man gebe zwei harten Körpern einerlei Stoß; man verfertige zwei Uhren, zwei Maschinen von einerlei Art, so werden sie sich auf einerlei Art bewegen, und dennoch würde man unrichtig sagen, diese beiden harten Körper oder diese Maschinen bewegen

sich

sich nur so, um einander nachzuahmen. Eben so verhält es sich, wenn man den Affen gegen den Körper des Menschen vergleicht, beides sind Maschinen, an denen Einrichtung und Organisazion die nähmliche ist, die sich vermöge ihrer Natur beinahe völlig auf einerlei Art bewegen; deßwegen aber ist Gleichheit keine Nachahmung: die eine liegt in der Manier, die andere existirt nur im Verstande; wirkliche Nachahmung setzt die Absicht voraus, daß man nachahmen wolle; der Affe ist unfähig diesen Vorsatz zu bilden, weil dazu eine Gedankenfolge erfordert würde, und folglich kann der Mensch den Affen nachahmen, so bald er will, der Affe kann den Menschen nicht einmahl nachahmen wollen.

Uibrigens ist diese Gleichheit, die bloß in dem Physischen der Nachahmung liegt, nicht einmahl so vollständig als die Aehnlichkeit, aus der sie doch als eine unmittelbare Folge entspringt. Der Affe gleicht dem Menschen mehr in Ansehung seines Körpers und seiner Glieder, als in Ansehung des Gebrauchs, den er davon macht. Beobachtet man ihn nur mit einiger Aufmerksamkeit, so wird man bald finden, daß alle seine Bewegungen heftig, unzusammenhangend, abgebrochen sind,

daß

daß man, um sie mit den Bewegungen des Menschen zu vergleichen, ihnen einen andern Maßstab oder vielmehr ein ganz verschiedenes Modell unterschieben müßte. Alle Handlungen des Affen tragen das Gepräge seiner bloß thierischen Erziehung; sie scheinen uns lächerlich, ungereimt, ausschweifend, weil das Maß uns triegt, womit wir sie auf die unserigen zurück führen wollten, weil die Einheit, die ihnen zum Maßstabe dient, von der unserigen ganz verschieden ist. Da er von lebhafter Natur, von feurigem Temperamente, von muthwilligem Naturell ist, da keine einzige seiner Leidenschaften durch Erziehung gemildert wird, so sind alle seine Manieren ausschweifend, und gleichen mehr den Bewegungen eines Unsinnigen als den Handlungen eines Menschen, oder nur eines sanftmüthigen Thiers. Aus eben diesem Grunde finden wir ihn auch ungelehrig und schwierig, ein gewisses Betragen anzunehmen, was man ihm beibringen wollte. Er ist für Liebkosungen unempfindlich, und gehorcht nur der Hand, die ihn züchtigt; man kann aus ihm einen Gefangenen, aber keinen Hausgenossen machen. Immer finster oder störrig, immer voll Widerstrebens, voll Grimasse, muß man ihn vielmehr bändigen, als man ihn zahm macht; auch ist die Art niemahls

und nirgends Hausthier gewesen, daher ist er in dieser Rücksicht vom Menschen weiter entfernt als die meisten übrigen Thiere, denn Folgsamkeit setzt ein gewisses Verhältniß zwischen dem Lehrenden und den Lernenden voraus; sie ist eine relative Eigenschaft, die nur da möglich ist, wo sich von beiden Seiten eine gewisse Anzahl gemeinschaftlicher Fähigkeiten findet, die nur dadurch von einander sich unterscheiden, daß sie sich bei dem Lehrer thätig und bei dem Untergebenen leidend verhalten. Das leidende Verhalten des Affen kann aber noch weniger mit dem thätigen Verhalten des Menschen verglichen werden, weniger als das leidende Verhalten des Hundes, des Elephanten, denen man, um sie nach Gefallen zu lenken, nur die sanfteren und selbst zärtlicheren Empfindungen einer treuen Anhänglichkeit, eines freiwilligen Gehorsams, eines uneigennützigen Diensteifers und einer unbeschränkten Ergebenheit mittheilen darf.

Der Affe steht also in Ansehung seiner relativen Eigenschaften noch weiter hinter dem Menschen als die meisten übrigen Thiere. Eben so sehr unterscheidet er sich durch sein Temperament; der Mensch kann alle Himmelsgegenden bewohnen; er lebt, er vermehr

mehrt sich so gut im nördlichen als im südlichen Klima; der Affe lebt mit Mühe in den temperirten Himmelsstrichen, und kann sich nur in den allerheißesten Ländern vermehren. Diese Verschiedenheit des Temperaments setzt andere Verschiedenheiten in der Organisazion voraus, die wirklich, ob zwar unsern Augen verborgen, existiren; auch hat sie großen Einfluß auf das Naturell. Die übermäßige Wärme, die zum völligen Leben dieses Thieres nöthig ist, macht alle seine Neigungen, alle seine Verrichtungen ungewöhnlich, und man darf sich nicht bemühen, für seinen Muthwillen, seine Unkeuschheit und seine übrigen Leidenschaften, die uns eben so wüthend als ungeordnet scheinen, eine andere Ursache aufzufinden.

Es ist also der Affe, den der Philosoph und der Laie für ein schwer zu definirendes Geschöpf angesehen haben, dessen Natur wenigstens zweideutig und ein Mittelding zwischen der menschlichen und thierischen Natur seyn müsse, in der Wahrheit nur ein bloßes Thier, das äußerlich die Maske der menschlichen Figur an sich trägt, dem aber innerlich der Gedanke, dem alles fehlt, was den Menschen macht; ein Thier, das in Ansehung seiner relativen Fähigkeiten noch unter

vielen andern steht, das übrigens durch sein Naturell, sein Temperament, durch die zu seiner Erziehung, seiner Ausbildung, dem Wachsthume seines Körpers und zu seiner Lebensdauer erforderte Zeit von dem Menschen wesentlich verschieden ist, das heißt, verschieden in allen wesentlichen Eigenschaften, die zusammen genommen dasjenige ausmachen, was man die individuelle Natur eines Geschöpfs zu nennen pflegt.

Die Orang-outangs
oder
der Pongo a) und der Jocko 1) b).

Jocko, Buffon VII. 2. Tab. I.

Wir legen dem Leser diese beiden Thiere zugleich vor, weil vielleicht beide nur zu einer und eben derselben Gattung gehören. Es

a) Orang-outang, der Nahme dieses Thiers in Ostindien; Pongo, der Nahme eben dieses Thiers in Lowando, einer Provinz von Congo; Kuburleko, in einigen Gegenden von Ostindien nach Kjöping, Kapitel 86. nach Linne's Zitazion.

Homo silvestris, Orang-Outang. Bontius p. 84. fig. ibid. Anmerkung. Diese Abbildung

Der Joko. T. CCCLXV.

Büff. N. d. Vierf. T. XVII. T.

Es sind unter allen Affen diejenigen, die dem Menschen am meisten gleichen, und die folg-
lich

dung stellt eher ein Frauenzimmer als ein Affenweibchen vor.

Satyri silvestres, Orang-Outang dicti, Icones arborum — ut et animalium, Lugd. Batav. apud Vanderaa. Tab. antepenult. duae figurae.

Troglodytes. Homo nocturnus. Linné Syst. nat. edit. X. p. 24.

Oran-Outan. Capt. Benkmans Travel to Borneo. London, 1718.

Oerangs-oetangs de Ceylan. Voyages de Gauthier Schouten aux Indes orientales. Amsterdam, 1707.

Drill, nach Charleton. Exercit. p. 16.

Smitten, nach Bosman. Voyage de Guinée, p. 528.

Barris, nach vielen Reisebeschreibern.

Ponjo, nach Battel, Purchass, u. a.

Auf den Pongo und Jocko beziehen sich noch folgende Stellen nach Erxleben u. a.

1) Simia (Satyrus) ferruginea lacertorum pilis reversis, natibus tectis. Erxleb. Mammal. p. 6. n. 1.

Satyrus. Plinius hist. nat. V. cap. 1. (Hard. c. 1.) c. 8. (Hard. c. 8.)?

Σατυϱοι. Aelian. anim. XVI. cap. 15.?

Satyrus. Gesn. quadr. p. 974.

The

lich seiner Aufmerksamkeit am würdigsten sind. Wir haben den kleinen Orang-outang, oder

*The Pongo and the Engeco. Purchass. Pilgr. II. p. 982.

Baris. Nieremb. hist. nat. p. 179.

Orang-Outang Indorum. Jonst. quadr. p. 139.

Tretrétretré, Tratratratra. Flacourt Madagasc. p. 154.

Fese. Neuhoff Gesandtsch. p. 373. (Abbild fast wie des Tulpius).

Quojas Morrou. Dapp. Afr. p. 393, 582. fig. p. 583. (v. Tulpius).

Barris. Barbot. Guin. p. 101.

The Quojas-Morrou or Worrou. Barbot. Guin. p. 115.

L'animal appellé Sinfin du Halde Chin. I. p. 33.

Chimpanzee Scotin tabula peculiari. Lond. 1738. Nov. Act. Er. Lipſ. 1739. Sept. Tab. V. p. 564. (der Pongo).

Simia ecaudata subtus glabra. Linn. Syst. nat. 6. p. 3. n. 1.

Simia Ourang-Outang. Klein quadrup. p. 86.

Simia acauda subtus glabra. The Simia without a tail. With a smooth belly. The Satyr. Hill. anim. p. 535.

Baris ou homme des bois. Dict. anim. I. p. 250.

Homme

oder Jocko lebendig gesehen, und haben sein Fell aufbewahrt; vom Pongo oder größern Orang=

Homme sauvage. Dictionn. anim. II. p. 487.

Orang-Outang. Dictionn. anim. III. p. 279.

Pongos. Dict. anim. III. p. 531.

Satyre. Dict. anim. III. p. 43.

De Sater of Boschmensch. Houtt. nat. hist. I. p. 330. tab. 5. (fig. aus Edw.).

Aap zonder Staart, van onderen Kaal. Houtt. nat. hist. I. p. 354. tab. 6. fig. 1. (aus Tulpius).

Simia (pygmaeus) ecaudata ferruginea, capite lacertisque pilis reversis. Linn. amoen. ac. VI. p. 68. fig. 4.

Simia (Satyrus) ecaudata subtus nuda, abdomine gibboso. Linn. amoen. ac. VI. p. 69. fig. 3.

Homme sauvage. Bom. dictionn. II. p. 534.

Pongos. Bom. dict. III. p. 626.

Quojavaurau. Bom. dict. III. p. 697.

Simia (Satyrus) ecaudata ferruginea, lacertorum pilis reversis, natibus (ist der Jocko des Buff.) tectis. Linn. Syst. nat. 12. I. p. 34. n. 1. (et Troglodytes. Ed. XIII. I. p. 26. n. 34. u. 1.) (ist der Pongo des Buff.).

Les Orang-Outangs ou le Pongo et le Jocko. Buff. hist. nat. XIV. p. 43.

Le

Orang-outang können wir aber nur aus den Nachrichten der Reisebeschreiber reden, wären

Le Jocko. Buff. hist. nat. XIV. tab. 1. Allgem. Hist. d. Nat. VII. 2. pag. 25. Taf. 1. Buff. quadr. in 12. Tom. VII. pag. 59. Tab. 1.

Great Ape. Pennant Syn. quadr. pag. 96. n. 64.

Jocko. Aless. quadr. IV. tab. 173. (fig. a. Buff.).

Der Satyr. Müll. Naturs. I. p. 119. tab. 5. f. 1.

Der Buschmensch, Erdmensch. Mart. Naturlex. I. p. 551. (Abb. Buff.).

Der Orang-Outang, Simia Satyrus. Schreb. Säugth. I. p. 54. n. 1. tab. 2. (Abb. aus Buff.).

Description de l'Orang Outang de l'isle de Borneo par Vosmaer. Amst. 1778. 4. p. 1—23. tab. 14 u. 15. (vom Jocko).

Camper Kort beright wegens de ontleding van verscheidene Orang-Outangs 1778. und Naturkundige Verhandlingen over den Orang-Outang. Amst. 1782. 4. Josephi Anatomie der Säugthiere. I. u. s. w. (handeln vom Jocko Buff.).

Der Troglodyt (Pongo). Zimmermann geogr. Zool. in 8. Th. 2. p. 170. n. 69.

Der Orang-Outang (Jocko). Ebend. I. Th. p. 118. II. Th. p. 67. u. 170. n. 70.

Der

ren diese getreu, und nicht oft dunkel, unzuverläßig und übertrieben, so würden wir nicht

Der Schimpanse (Pongo). Blumenbach Handb. d. Naturg. 3. p. 64. n. 1.

Der Orangutang (Jocko). Eb. n. 2.

b) Jocko. Enjocko, der Nahme dieses Thiers in Congo, den wir angenommen haben. En ist der Artikel, den wir weglassen. Der Emparceſſu von Congo heißt Pacaſſu oder Pacaſſe, folglich muß man den Enjocko Jocko nennen. Baris in Guinea, nach Fr. Pyrned. S. 369. auch nach le Pere du Farric.

Champanzee, Quimpenzee bei den Engländern, die die Küste von Angola bereisen; man hat ihn auch wilder Mensch, Waldmensch genannt, eben wie den Pongo. Noch Andere nennen ihn guineischer Zwerg. Quojaſmores heißt er in einigen Gegenden von Afrika nach Dapper. Quojavoran, Quinomorru, nach Andern; Selvago oder der Wilde bei den Portugiesen.

Satyrus Indicus. Tulpius Obſ. medic. Lib. III. cap. LVI. fig. ibid.

Homo ſylveſtris, Orang-Outang. Tyſon Anatomy of a Pigmie. Lond. 1699. fig. p. 108.

Baris ſive Barris. Pygmeus Guineenſis,

nicht zweifeln, daß er eine eigene Gattung sey, eine vollkommnere dem Menschen näher verwandte Gattung. Bontius, Obermedikus zu Batavia, der uns gute Beobachtungen über die Naturgeschichte dieses Theils von Indien hinterlassen hat, sagt ausdrücklich c), er habe einige Individuen dieser Gattung auf

ſis, Chimpanzee Anglis. Deſcription of ſome curious creatures etc. Lond. 1719. 8. c. fig.

The man of the Woods. Edwards Gleanings. Lond. 1758. pag. 6. t. 213. fig. ibid.

Satyrus ſimia ecaudata, ſubtus nuda, Linn. Syſt. nat. edit. X. p. 25.

Simia unguibus omnibus planis et rotundatis, caeſarie faciem cingente. Homo ſilveſtris, l'homme de bois. Briſſon Regn. animal. p. 189. n. 2.

c) Quod meretur admirationem, vidi ego aliquot utriusque ſexus erecte incedentes, imprimis, cujus effigiem hic exhibeo, ſatyram femellam tanta verecundia ab ignotis ſibi hominibus occulentem, tum quoque faciem manibus (liceat ita dicere) tegentem, ubertimque lacrymantem, gemitus cientem, et ceteros humanos actus exprimentem, ut nihil humani ei deeſſe diceres praeter loquelam. — Nomen ei indunt

auf zwei Füßen aufrecht gehend gesehen, unter andern ein Weibchen (wovon er auch die Abbildung beifügt), das Schamhaftigkeit zu besitzen schien, das sich beim Anblicke unbekannter Mannspersonen mit der Hand bedeckte, das weinen, seufzen und alle anderen Handlungen des Menschen begehen konnte, so daß ihm nichts als die Sprache zu fehlen schien. Herr Linne d) 2) sagt nach Kjöping

indunt Orang-Outang, quod hominem silvae significat. Jac. Bont. Hist. nat. Ind. Cap. XXXII. p. 84. 85.

B.

d) Homo nocturnus. Homo silvestris. Orang-outang Bontii. Corpus album, incessu erectum, nostro dimidio minus, pili albi contortuplicati, oculi orbiculati, iridi papillaque aurea. Palpebrae antice incumbentes cum membrana nictitante. Visus lateralis, nocturnus. Aetas viginti quinque annorum. Die caecutit, latet, noctu videt, exit, furatur. Loquitur sibilo, cogitat, credit sui causa factam tellurem, se aliquando iterum fore imperantem, si fides peregrinatoribus. — Habitat in Javae, Amboinae et Ternatae speluncis. Linn. Systema nat. edit. X. p. 24.

B.

Kjöping und andern Reisebeschreibern, daß der Orang-outang sogar das Vermögen der Sprache besitzt, daß er denkt, daß er redet, daß er sich pfeifend ausdrückt; er nennt ihn Nachtmensch, und liefert zugleich seine Beschreibung, aus der sich aber schwerlich entscheiden läßt, ob der Orang-outang ein Thier oder ein Mensch ist. Man darf nur hierbei bemerken, daß dieß Geschöpf, es sey nun was es wolle, nach seiner Beschreibung nur halb so hoch ist als der Mensch, und man könnte also, da Bontius der Größe seines Orangs-outangs nicht erwähnt, mit Herrn Linne dafür halten, daß beide Thiere eines und eben dasselbe wären, alsdann wäre aber Linne's

2) Linne führt bloß die Nachrichten vom Orang-outang aus dem Bontius und vom Kakerlaken aus Kjöpings Reisen an, und setzt ausdrücklich bei den angeführten Eigenschaften hinzu: wenn man den vielen Reisebeschreibern glauben dürfte. Von diesen sind aber wahrscheinlich die Nachrichten von den wahren weißen Mohren, den Kakerlaken und dem Orang-outang verwechselt; selbst die menschliche Größe des Orang-outangs ist noch zweifelhaft, wie wir im Anhange sehen werden. D.

Linne's und Bontius Orang-outang nicht der wirkliche, der so groß ist als der größte Mensch. Eben so wenig wäre er derjenige, den wir Jocko nennen, den ich lebendig gesehen habe; dieser hat zwar die Größe, die Herr Linne dem seinigen gibt, er weicht aber in allen übrigen Kennzeichen von ihm ab. Ich kann versichern, da ich ihn mehrmahls gesehen habe, daß er ganz und gar nicht spricht oder pfeift, um sich zu verstehen zu geben, er macht nicht einmahl was ein gut abgerichteter Hund machen kann, und unterscheidet sich im übrigen beinahe in allen Stücken von der Beschreibung, die Herr Linne vom Orang-outang gibt; — er paßt eher auf die Beschreibung des Satyrus eben dieses Schriftstellers. Ich zweifle daher sehr an der Richtigkeit der Beschreibung von diesem Nachtmenschen, ich zweifle sogar an seiner Existenz. Es ist wahrscheinlich ein weißer Neger, ein Schakrelas e), den die vom

e) Man sehe, was wir von dieser Menschen-Race in unsrer Abhandlung über die Verschiedenheiten im menschlichen Geschlechte gesagt haben.

Allgem. Hist. der Nat. II. Th. I. B.

vom Herrn Linne angeführten Reisebeschreiber unrecht angesehen und unrichtig beschrieben haben; denn die Schakrelas haben wirklich eben so wie dieser Nachtmensch weiße Haare, die kraus und wollicht sind, rothe Augen, ein schwaches Gesicht u. s. w.; aber es sind Menschen, und diese Menschen pfeifen nicht, und sind keine Pygmäen von dreißig Zoll Höhe, sie denken, reden und handeln wie andere Menschen, und sind auch eben so groß wie sie.

Wir stellen also dieß schlimm beschriebene Geschöpf bei Seite, vermuthen ein wenig Uibertreibung in der Erzählung des Bontius, und ein wenig Vorurtheil in dem, was er von der Schamhaftigkeit seines Orang-outangs-Weibchens meldet, und behalten alsdann ein Thier, einen Affen vor uns, von dem sich anderwärts schon genauere Angaben finden. Edward Tyson f), ein berühmter englischer Anatomiker, der von den innern und äußern Theilen des Orang-outangs eine sehr gute Beschreibung gemacht hat, sagt, daß es zwei Gattungen dieser Thiere gibt, und daß der, den er beschreibt, nicht so

groß

f) The anatomy of a Pygmie. London 1699. 4.

groß ist als der andere, der von den Reisebeschreibern Barris oder Baris, und von den Engländern gemeiniglich Drill genannt wird. Dieser Barris oder Drill ist wirklich der große ostindische Orang-outang oder Pongo von Guinea, und der Pygmäe, den Tyson beschreibt, ist der Jocko, den wir lebendig gesehen haben. Der Philosoph Gassendi behauptete nach der Angabe eines gewissen Reisenden, der sich Saint Amand nennt, es gebe auf der Insel Java eine Art Geschöpfe, die die Nüance zwischen dem Menschen und Affen machte; man besann sich nicht lange, die Sache zu läugnen: um es gleichwohl zu beweisen, zeigte Peiresc einen Brief von einem Herrn Noel (Natalis), einem Arzte, der sich in Afrika aufhielt, vor, worin er versichert g), daß es in Guinea sehr große Affen gebe, die man Barris

g) Sunt in Guinea ſimiae barba procera canaque et pexa propemodum venerabiles; incedunt lente, ac videntur prae caeteris ſapere; maximi ſunt et Barris dicuntur; pollent maxime judicio, ſemel duntaxat quidpiam docendi. Veſte induti illico bipedes incedunt. Scite ludunt fiſtula, cythara aliisque id genus. . . . Foeminae denique in iis patiuntur menſtrua, et mares

Barris nennt, die auf zwei Füßen aufrecht gehen, die mehr Ernsthaftigheit, und weit mehr Verstand besitzen als alle übrigen Affen, und die eine heftige Neigung zu den Weibern haben. Darcos, und in der Folge Nieremberg h) und Dapper i), sagen fast das Nähmliche vom Barris. Battel k) nennt ihn Pongo, und versichert, daß er in seinem ganzen Baue dem Menschen ähnlich ist, nur ist er größer; so groß, sagt Battel, als ein Riese; er hat ein Gesicht wie ein Mensch, tief liegende Augen, Haare an beiden Seiten des Kopfs, ein nacktes nicht behaartes Gesicht, so sind auch Ohren und Hände beschaffen, der Körper ist sehr wenig behaart, er unterscheidet sich äußerlich vom Menschen nur durch die Füße,

res mulierum sunt appetentissimi. Gassendi, Lib. V.

h) Nieremberg Hist. Nat. Peregr. lib. IX, cap. 44. 45.

i) Description de l'Afrique par Dapper, p. 249.

k) Purchass Pilgrims, part. II. lib. VII. cap. III. Histoire générale des Voyages, Tom. V. p. 89.

Füße, weil er wenig oder gar keine Waden hat; indessen geht er beständig aufrecht, schläft auf Bäumen, und baut sich eine Hütte, einen Zufluchtsort gegen Sonne und Regen; er lebt von Früchten, und ißt gar kein Fleisch; er kann nicht reden, obgleich er mehr Verstand hat als andere Thiere. Wenn die Negern im Walde Feuer anmachen, so kommen die Pongos, setzen sich rund herum, und wärmen sich, sie haben aber nicht Verstand genug, das Feuer durch Anlegen mehreres Holzes zu unterhalten; sie gehen in Gesellschaft, und schlagen zuweilen an entlegenen Orten die Negern todt; sie machen sich sogar an den Elephanten, schlagen ihn mit Stöcken, und jagen ihn aus ihren Waldungen. Man kann diese Pongos nicht lebendig fangen, weil sie so stark sind, daß zehn Männer sich vergebens bemühen würden, nur einen zu bändigen; man kann also nur ihrer Jungen habhaft werden, wenn diese noch ganz klein sind. Die Mutter trägt sie aufrecht gehend, und sie halten sich mit den Händen und Knien an ihrem Leibe fest. Es gibt zwei Gattungen dieser dem Menschen so ähnlichen Affen: der Pongo, der eben so groß, und noch dicker ist als der Mensch, und der Enjocko, der viel kleiner u. s. w. Aus dieser sehr ausdrücklichen Stelle habe

ich die Nahmen Pongo und Jocko entlehnt. Battel sagt noch weiter, daß, wenn eines dieser Thiere stirbt, die andern alsdann mit einem Haufen Zweige und Blätter den todten Körper bedecken. Purchaß setzt als eine Note hinzu, er habe vom Battel, in den Gesprächen, die er mit ihm gehabt, gehört, daß ihm ein Pongo einmahl einen kleinen Neger stahl, der nachher ein ganzes Jahr in Gesellschaft dieser Thiere zubrachte; daß dieser kleine Neger bei seiner Zurückkunft erzählt habe, sie hätten ihm nichts zu Leide gethan; sie wären insgemein so groß als ein Mensch, aber dicker, beinahe zwei Mahl so dick als ein gewöhnlicher Mensch. Jobson versichert, in den Gegenden, die diese Thiere besuchen, eine Art von Wohnung gesehen zu haben, die aus geflochtenen Zweigen gemacht war, und die wenigstens zum Schutze gegen die Sonnenhitze dienen konnte l). „Die guineischen Affen, sagt Bosmann m), die man in Flandern Smitten nennt, sind rothfahl von Farbe, und werden außerordentlich

l) Histoire générale des Voyages. Tome III. p. 295.

m) Voyage de Guinée par Bosmann, p. 258.

dentlich groß; ich habe, setzt er hinzu, mit eigenen Augen einen gesehen, der fünf Fuß Höhe hatte, u. s. w. Diese Affen sind von sehr gemeinem Ansehen, eben wie die von einer zweiten Gattung, die ihnen in allem gleichen, außer daß vier von diesen kaum so dick sind als einer von der ersten Gattung... Man kann sie beinahe alles lehren, was man will." Walther Schouten n) sagt: „Die Affen, die die Indianer Orang-outangs nennen, sind beinahe von der nähmlichen Gestalt und der nähmlichen Größe wie die Menschen; sie sind aber auf dem Rücken und in den Seiten ganz rauch von Haaren, vorn am Leibe aber sind sie kahl; die Weibchen haben zwei dicke Brüste; alle haben ein wildes Ansehen, eine platte eingedrückte Nase, Ohren wie die Menschen; sie sind stark, hurtig, beherzt, vertheidigen sich gegen bewaffnete Menschen, haben viel Leidenschaft für die Weiber, die sich daher nicht in die Wälder wagen dürfen, wo sie, ehe sie sichs versehen, von diesen Affen angegriffen und genothzüchtigt werden." Dampier, Frazer, und andere Reisebeschreiber versi-

n) Voyage de Gauthier Schoutten. Amsterdam 1707. 12.

versichern, daß sie kleine Mädchen von acht oder zehn Jahren wegnehmen, daß sie sie oben auf die Bäume tragen, und daß es tausend Mühe kostet, sie ihnen zu entreissen. Wir können allen diesen Zeugnissen noch das Zeugniß des Herrn de la Brosse beifügen, der 1730 seine Reise nach der Küste von Angola beschrieben hat, wovon man uns einen Auszug mitgetheilt. Dieser Reisende versichert, „daß die Orang-outangs, die er Quimpezes nennt, sich viele Mühe geben, die Negerinnen zu überraschen; daß sie dieselben bei sich behalten, um ihrer zu genießen, daß sie sie sehr gut füttern; ich habe, sagt er, zu Lowando eine Negerinn gekannt, die drei Jahre mit diesen Thieren gelebt hatte. Sie werden sechs bis sieben Fuß hoch, haben eine ungewöhnliche Stärke, wohnen in Hütten, und vertheidigen sich mit Stöcken; sie haben ein plattes Gesicht, eine stumpfe eingedrückte Nase, platte, kahle Ohren und etwas hellere Haut als die Mulatten, langes dünn gesäetes Haar an verschiedenen Theilen des Körpers, einen stark gespannten Bauch, platte, nach hinten ungefähr einen halben Zoll hervorragende Fersen; sie gehen auf zwei Füßen, auch auf allen vieren, wenn es ihnen beliebt. Wir kauften zwei Junge, ein Männchen von vier-

zehn

zehn Monathen, und ein Weibchen, das erst zwölf Monathe alt war", u. s. w. *).

Dieß

*) Le Guat beschreibt einen weiblichen Affen, welchen er oft in Java auf einer Bastion gesehen habe. Er sey groß gewesen, und oft sehr gerade auf den Hinterfüßen gegangen, habe dann mit einer der Hände, welche oben und unten nackt gewesen, die Schamtheile bedeckt. Im Gesichte waren keine anderen Haare als die Augenbraunen, und es glich ziemlich dem Gesichte der Hottentottenweiber am Kap. Er machte sich sein Bett u. d. gl. mehr, welches le Guat nicht so sonderbar fand, da das Thier abgerichtet und nach Europa bestimmt war. Es starb dieses Thier auf einem Schiffe auf der Höhe des Vorgebirges der guten Hoffnung. Einige behaupteten, es sey eine besondere Art, welche bloß auf der Insel Java gefunden würde. Die meisten aber glaubten, es sey von einem Affen und einem Weibe erzeugt. Le Guat glaubt, daß solcher Fall wohl möglich sey. Le Guat Voyage, Tom. II. pag. 95—97.

Die Abbildung bey le Guat ist sehr schlecht. Das Haupthaar hangt fast wie bei dem Menschen auf die Schultern. Der Daumen an den Hinterfüßen ist kurz, steht von den übrigen Zehen entfernt wie bei

andern

Dieß ist das Bestimmteste und Gewisseste, was wir wegen des großen Orang-outangs aufgefunden haben; und weil die Größe das einzige in die Augen fallende Kennzeichen

andern Affen und es ist ein breiter Nagel darauf abgebildet.

Der weibliche Chimpanze aus Angola, welchen Hr. Hower 1738 nach London brachte, und von Scotino in Kupfer gestochen (und in den Nov. Act. Erud. Lipſ. 1739 nachgestochen ist), war zwei Fuß und vier Zoll hoch, wenn er aufgerichtet ging. Dabei wird erzählt, daß die erwachsenen Männchen Weiber zu nothzüchtigen suchten, und selbst bewaffnete Männer zum Kampfe heraus forderten; welches auch die Mutter von diesem jungen Thiere, welche fünf Fuß hoch gewesen, gethan hätte, und wenn ein Mohr sie nicht mit einem Pfeile erschossen, kaum dieses junge Thier würde bekommen haben. Das Junge wird ein und zwanzig Monathe alt angegeben. Die Zehen an Händen und Füßen lassen ziemlich affenartig, aber die Arme, Lenden und Beine scheinen zu fleischig vorgestellet zu seyn. Der dicke Bauch ist wohl die Folge einer Krankheit.

D.

chen ist, wodurch er sich vom Jocko unterscheidet, so bleibe ich bei der Meinung, daß beide zu einer Gattung gehören; denn hier gibt es zwei Möglichkeiten: die erste, der Jocko muß eine beständige Abart seyn, das heißt, eine viel kleinere Race als der Pongo. Beide leben wirklich in einerlei Klima, leben auf einerlei Art, müßten sich folglich in allem gleichen, weil sie gerade einerlei Veränderungen unterworfen sind. Einfluß des Bodens und der Witterung ist einerlei; aber haben wir nicht im menschlichen Geschlechte ein Beispiel von ähnlicher Verschiedenheit? Der Lappe und der Finnländer, unter einerlei Himmelsstriche zu Hause, weichen fast eben so sehr von einander ab, noch mehr in andern Eigenschaften, als der Jocko oder kleine Orang-outang vom großen. Die zweite Möglichkeit ist, daß der Jocko oder kleine Orang-outang, den wir lebendig gesehen haben, jener des Tulpius, des Tyson und alle, die man nach Europa gebracht hat, vielleicht ganz junge Thiere waren, die ihren Wachsthum erst zum Theile verrichtet hatten. Der, den ich gesehen habe, war beinahe zwei und einen halben Fuß hoch; Herr Nonfoux, dem er gehörte, versicherte mich, er wäre noch nicht zwei Jahre. Er hätte also, wenn man annimmt,

daß

daß er in eben dem Verhältnisse wie der Mensch wächst, bei längerem Leben wohl fünf Fuß und darüber groß werden können. Tysons Orang-outang war noch jünger, denn er war ungefähr nur zwei Fuß hoch, und seine Zähne waren noch nicht völlig ausgebildet. Der, den Tulpius beschreibt, hatte ungefähr die Größe von dem, den ich gesehen habe; das Nähmliche kann ich von demjenigen sagen, der in Herrn Edwards Nachlesen in Kupfer gestochen ist. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß diese jungen Thiere mit der Zeit zu einer beträchtlichen Größe gelangt wären, und daß sie in der Freiheit, und in ihrem Klima eben so hoch geworden wären, eben die Ausdehnung erlangt hätten, die die Reisenden ihrem größern Orang-outang beilegen 3). Wir betrachten

3) Wir werden im Anhange lesen, wie Herr Vosmaer es wahrscheinlich macht, daß diese Thiere niemahls so groß werden; er handelt aber eigentlich von dem Jocko; wenn aber der große Pongo in der Welt ist, so lebt er nur in dem heißesten Theile von Afrika und nicht in Ostindien, und macht wahrscheinlich eine besondere Art aus. Des Tulpius seiner kam aus Angola. Die Herren Zimmermann, Blumenbach,

trachten also diese beiden Thiere nun nicht mehr als unter sich unterschieden, sondern als eine und dieselbe Gattung, und erwarten indessen, daß bestimmtere Nachrichten diese uns gegründet scheinende Meinung umstoßen oder bestätigen.

Der Orang-outang, den ich gesehen habe, ging beständig auf zwei Füßen aufrecht; dieß that er auch alsdann, wenn er schwere Sachen trug. Seine Miene war finster, sein Gang ernsthaft; seine Bewegungen waren abgemessen, sein Naturell sanft und ganz von dem Naturelle der Affen verschieden. Er war weder so ungeduldig als der Magot, noch so boshaft als der Babouin, noch so ausgelassen wie die Guenone; er hatte, wie es hieß, Unterricht und Erziehung gehabt, aber das hatten die übrigen auch, die ich eben anführe und mit ihm vergleiche. Ein Zeichen, ein Wort reichte hin, um unsern Orang-outang geschäftig zu machen; der Babouin brauchte den Stock, und alle übrigen die Peitsche, weil sie nicht nicht gern anders

menbach, Gmelin u. a. stellen ihn auch als eine besondere Art auf.

D.

anders als mit Hülfe vieler Prügel gehorchten. Ich habe gesehen, daß dieß Thier die Hand aufhob, um die Fremden, die es zu besehen gekommen waren, zu bewillkommen; daß es mit ihnen als seiner Gesellschaft gravitätisch auf und ab spazierte; ich habe gesehen, wie es sich zum Tisch setzte, wie es die Serviette aus einander schlug, wie es sich den Mund trocknete, wie es Löffel und Gabel nahm, um die Speisen damit in den Mund zu bringen; ich habe gesehen, wie es sein Getränk sich selbst in ein Glas einschenkte, wie es anstieß, wenn man es dazu aufforderte, wie es hinging, eine Tasse und einen Präsentirteller hohlte, diese Dinge auf den Tisch setzte, Zucker hinein that, Thee aufgoß; ihn kalt werden ließ, um ihn nachher zu trinken, und dieß alles ohne irgend eine andere Aufforderung als das Jawort oder Zeichen seines Herrn, und oft that es dieß von selbst. Es that niemanden Leides, näherte sich sogar mit einer Art von Ehrerbietung, und kam zu einem, als wenn es bitten wollte, man möchte es doch liebkosen. Es liebte Näschereien in sehr hohem Grade; man gab sie ihm überall, weil es aber einen beständigen Husten, und eine rohe Brust hatte, so hat die Menge überzuckerter Sachen gewiß zu seinem früheren Tode

Tode die Gelegenheit gegeben. Es lebte in Paris nur einen Sommer, und starb den folgenden Winter in London. Es aß fast alles, zog aber reife und trockne Früchte allen andern Nahrungsmitteln vor. Es trank Wein, aber sehr wenig, und ließ ihn gern stehen, wenn man ihm Milch, Thee oder andere mildere Flüssigkeiten gab. Tulpius o), der

o) Erat hic ſatyrus quadrupes, ſed ab humana ſpecie, quam prae ſe fert vocatur ab Indis Ourang-outang, homo ſilveſtris, uti ab Africanis Quojasmorrou, exprimens longitudine puerum trimum, ut craſſitie ſexennem; corpore erat nec obeſo nec gracili, ſed quadrato, habiliſſimo tamen et perniciſſimo. Artubus vero tam ſtrictis et muſculis adeo vaſtis, ut quidvis et auderet et poſſet. Anterius undique glaber et pone hirſutus et crinibus nigris obſitus. Facies mentiebatur hominem, ſed nares ſimae et aduncae rugoſam et edentulam anum. Aures vero nil diſcrepant ab humana forma, uti neque pectus ornatum utrimque mamma praetumida (erat enim ſexus foeminini). Venter habebat umbilicum profundiorem, et artus, cum ſuperiores tum inferiores, tam exactam cum homine ſimilitudinem, ut vix ovum ovo videris ſimilius. Nec cubito defuit debita commiſ-

der eine gute Beschreibung und Abbildung von einem dieser Thiere, das dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien lebendig überreicht worden war, geliefert hat, erzählt fast das Nähmliche von ihm, was wir selbst gesehen, und hier eben wierder erzählt haben. Will man aber wissen, was diesem Thiere eigenthümlich gehörte, um es von demjenigen zu unterscheiden, was das Thier von seinem Herrn empfangen hatte; will man seine Natur von seiner Erziehung absondern (die bei ihm in der That fremder Zusatz war, weil es, anstatt sie von seinen Vätern

commissura, nec manibus digitorum ordo, nedum pollici figura humana vel cruribus surae vel pedi calcis fulcrum. Quae concinna ac decens membrorum forma in caussa fuit, quod multoties incederet erectus, neque attolleret minus gravate, quam transferret facile qualecunque gravissimi oneris pondus. Bibiturus prehendebat canthari ansam manu altera, alteram vero vasis fundo supponens; abstergebat deinde madorem labiis relictum. — Eandem dexteritatem observabat cubitum iturus, inclinans caput in pulvinar et corpus stragulis convenienter operiens, etc. Tulpii Observ. Medicae, lib. III. cap. LVI.

Vätern und Müttern zu erhalten, sie von den Menschen erhalten hatte): so muß man diese Dinge, wovon wir Zeuge gewesen sind, mit denjenigen vergleichen, die uns die Reisebeschreiber angeben, die diese Thiere im Stande der Natur, in der Freiheit und in der Gefangenschaft gesehen haben. Herr de la Brosse, der von einem Neger zwei junge einjährige Orang-outangs gekauft hatte, sagt nicht, ob der Neger sie erzogen habe, er scheint hingegen zu behaupten, daß sie die Dinge größten Theils von selbst verrichtet haben, wovon wir oben erzählen. „Diese Thiere, sagt er, haben den Instinkt, sich wie Menschen zu Tische zu setzen; sie essen alles ohne Unterschied; sie brauchen Messer, Löffel und Gabel, schneiden und essen alles, was man ihnen auf den Teller vorlegt; sie trinken Wein und andere Liqueurs. Wir brachten sie an Bord; so bald sie bei Tische saßen, ließen sie sich gegen die Schiffsjungen hören, wenn ihnen was fehlte; zuweilen, wenn diese Kinder ihnen nicht geben wollten, was sie verlangten, so wurden sie böse, packten sie beim Arm, bissen und warfen sie vor sich nieder.... Das Männchen wurde krank, da wir auf der Rhede lagen; es ließ sich aufwarten wie ein erwachsener Mensch;

man

man ließ ihm sogar zwei Mahl am rechten Arm zur Ader; so oft es sich nach der Zeit übel befand, zeigte es seinen Arm, und wollte zur Ader gelassen seyn, nicht anders, als wenn es gewußt hätte, daß ihm dieß wohl that."

Heinrich Grosse p) sagt: es gebe im nördlichen Coromandel in den Holzungen, die zu den Kammergütern des Raja von Carnate gehören, welche von diesen Thieren; man hätte dem Herrn Horn, Gouverneur von Bombay, mit zwei von ihnen, einem Männchen und einem Weibchen, ein Geschenk gemacht, die kaum zwei Fuß hoch, aber völlig menschlich gebildet waren; sie gingen auf zwei Füßen aufrecht, waren weißgelb von Farbe, und hatten keine Kopf- oder sonstige Haare, außer an solchen Stellen, wo wir sie ebenfalls haben; ihre Handlungen sahen größten Theils menschlichen Handlungen sehr ähnlich, und ihre Schwermuth gab hinlänglich zu erkennen, wie sehr sie ihre Gefangenschaft fühlten; sie machten ihr

Bett

p) Voyage aux Indes orientales par Henri Grosse, traduit l'Anglois. Londres 1758. p. 329. suiv.

Bett sehr ordentlich in dem Käfige, worein man sie auf dem Schiffe gesteckt hatte; wenn man sie ansah, so bedeckten sie mit der Hand, was die Sittsamkeit zu zeigen verbietet. Das Weibchen, setzt er hinzu, starb auf dem Schiffe an einer Krankheit; das Männchen gab alle Zeichen des Schmerzes von sich, und nahm den Tod seiner Gefährtinn so sehr zu Herzen, daß es nicht mehr essen wollte, und dieselbe nicht länger als zwei Tage überlebte.

Franz Pyrard q) erzählt: „Es findet sich in der Provinz Sierra Liona ein Art Thiere, die Barris heißen, die dick und stark von Gliedern, und so arbeitsam seyn sollen, daß man sie, wenn man sie sich auferzieht und zulernt, wie einen Bedienten zur Aufwartung brauchen kann. Sie gehen gewöhnlich nur allein auf den beiden Hinterpfoten, zerstoßen allerhand was man ihnen in einem Mörser zu stoßen gibt; gehen und hohlen in einem kleinen Kruge Wasser aus dem Flusse; den Krug tragen sie so voll wie er ist auf dem Kopfe, wenn sie aber bald an

q) Voyage de François Pyrard de Laval. Paris 1619. Tome II. p. 331.

an der Hausthüre sind, und man nimmt ihnen ihren Krug nicht sogleich ab, so lassen sie ihn fallen; sehen sie dann daß der Krug umgestoßen und zerbrochen ist, so fangen sie an zu heulen und zu schreien." Der Vater du Jaric, den Nieremberg r) anführt, sagt fast das Nähmliche, und mit denselben Worten. Schoutens s) Zeugniß stimmt mit dem pyrardschen in Ansehung dieser Thiere überein. „Man fängt sie, sagt er, in Schlingen, man macht sie zahm, lehrt sie auf den Hinterfüßen gehen, und sich der Vorderfüße, die fast wie Hände gestaltet sind, zu allerhand Verrichtungen bedienen; sie verrichten sogar häusliche Arbeiten, spülen Gläser, reichen zu trinken, drehen den Bratspieß" u. s. w. „Ich habe zu Java, sagt le Guat t), einen ganz besondern Affen gesehen; es war ein Weibchen, war groß von Wuchs, und ging oft sehr gerade auf seinen beiden

r) Euſ. Nieremberg. Hiſt. nat. Peregr. lib. IX. Cap. XLV.

s) Voyage de Gauthier Schouten aux Indes orientales. Amſterd. 1707.

t) Voyage de Franc. le Guat. Tome II. p. 96. 97.

beiden Hinterfüßen; es pflegte alsdann diejenige Gegend des Körpers, die das Geschlecht unterscheidet, mit einer Hand zu bedecken; sein Gesicht hatte weiter keine Haare als die Augenbraunen, und war überhaupt den grotesken Gesichtern der hottentottischen Weiber, die ich am Kap gesehen, sehr ähnlich; es machte alle Tage sehr ordentlich sein Bett, legte sich hinein, mit dem Kopfe auf ein Küssen, und deckte sich mit einer Decke zu. —— Wenn es Kopfschmerzen hatte, so band es ein Schnupftuch um; es war ein Vergnügen, das Thier in diesem Aufsatze im Bette liegen zu sehen. Ich könnte noch verschiedene Kleinigkeiten von ihm erzählen, die vielleicht sehr sonderbar scheinen würden, ich muß aber gestehen, daß ich sie nicht so sehr bewundern konnte als der große Haufe, weil ich wußte, daß man dieß Thier nach Europa bringen wollte, um es dort sehen zu lassen, und weil ich daher große Lust hatte zu glauben, man habe ihm diese Possen größten Theils nur beigebracht, von denen der Pöbel glaubte, daß sie ihm natürlich wären; doch war dieß nur Vermuthung. Es starb auf der Höhe des Vorgebirges der guten Hoffnung auf einem Schiffe, worauf ich mich befand; gewiß ist es, daß die Gestalt dieses Affen

der menschlichen sehr nahe kam u. s. w." Gemelli Carreri sagt, er habe eins gesehen, das wie ein Kind wehklagte, das auf den Hinterfüßen ging, und seine Matte unterm Arm hatte, worauf es sich schlafen legte. Diese Affen setzt er hinzu, scheinen in einem gewissen Verstande mehr Klugheit zu besitzen als die Menschen; denn wenn sie auf den Bergen keine Früchte mehr finden, so gehen sie ans Meerufer, und fangen sich Krabben, Austern und dergleichen. Es gibt eine Art Austern, die man Taklovo nennt, sie wiegen mehrere Pfunde, und liegen häufig offen am Ufer. Der Affe, der Appetit hat davon zu kosten, aber fürchtet, sie möchgen ihm die Pfote festhalten, indem sie sich zusammen schließen, wirft einen Stein in die Schale, und verhindert dadurch, daß sie sich zusammen thut, nachher verzehrt er die Auster ohne weitere Besorgniß. „An den Küsten des Flusses Gambia, sagt Froger u), sind die Affen größer und boshafter als in irgend einer andern Gegend von Afrika; die Negern fürchten sich vor ihnen, und dürfen nicht allein auf freiem Felde gehen; sie laufen

u) Relation du Voyage de Gennes par Froger, p. 42. 43.

laufen Gefahr von diesen Thieren angegriffen zu werden, die ihnen einen Stock hinhalten, und sie nöthigen, sich zu schlagen. —— Man hat sie oft Kinder von sieben bis acht Jahren auf die Bäume tragen gesehen, die man ihnen nur mit unglaublicher Mühe entreissen konnte. Die meisten Negern halten diese Affen für eine fremde Nazion, die gekommen ist, sich in ihrem Lande nieder zu lassen, und die deßwegen nicht redet, weil sie besorgt, man möchte sie alsdann zur Arbeit anhalten."

„Man würde in Macacar, sagt ein anderer Reisebeschreiber x), die große Menge Affen gern entbehren, denn es ist oft gefährlich, sie anzutreffen; man muß gut bewaffnet seyn, um sich gegen sie vertheidigen zu können. — Sie haben keinen Schwanz, und gehen beständig gerade wie die Menschen, sie gehen beständig nur auf den Hinterfüßen."

Dieß ist wenigstens beinahe alles, was die am wenigsten leichtgläubigen und wahrhaftesten Reisebeschreiber uns von diesem Thiere

x) Description historique du royaume de Macacar. Paris 1688. p. 51.

re sagen. Ich habe geglaubt, die Stellen ihrer Beschreibungen ganz anführen zu müssen, weil in der Geschichte eines dem Menschen so ähnlichen Thiers alles wichtig scheinen kann, und damit man von seiner Natur noch mit mehrerer Einsicht urtheilen könne, wollen wir auch noch alle Unterschiede angeben, die diese Thiergattung von der Menschengattung trennen, und alle Aehnlichkeiten, die sie ihr nähern. Der Orang-outang unterscheidet sich äußerlich vom Menschen durch die Nase, die nicht hervorstehend ist, durch die Stirn, die zu kurz ist, durch das Kinn, das mit dem Obertheile der Schulter in gerader Linie steht; er hat nach Verhältniß zu große Ohren, die Augen stehen zu dicht neben einander, der Abstand der Nase von dem Munde ist zu groß: dieß ist alles, wodurch sich das Gesicht des Orang-outangs vom Gesichte des Menschen unterscheidet. Der Körper und die Glieder unterscheiden sich darin, daß die Oberschenkel nach Verhältniß zu kurz, die Arme zu lang, die Daumen zu klein, die hohle Hand zu lang und zu schmal, die Füße mehr wie Hände als wie Menschenfüße gebildet sind; die Zeugungstheile des Männchens unterscheiden sich nur darin von den Zeugungstheilen eines Menschen, daß bei jenem sich kein Band an der Vorhaut befindet; die Zeugungs-

gungstheile des Weibchens sind äußerlich den weiblichen Zeugungstheilen sehr ähnlich.

Innerlich unterscheidet sich diese Gattung von der Menschengattung durch die Anzahl der Rippen: der Mensch hat ihrer nur zwölf, der Orang-outang hat dreizehn; bei ihm sind die Halswirbel kürzer, die Beckenknochen enger, die Hüften plätter, die Augenhöhlen tiefer; an dem ersten Wirbelknochen des Halses befindet sich kein stachelichter Fortsatz; die Nieren sind runder als beim Menschen; die Harngänge haben eine andere Gestalt, eben so wie die Blase und die Gallenblase, die enger sind und länger als beim Menschen. Alle übrigen so wohl innere als äußere Theile des Kopfes, des Körpers und der Glieder sind denen des Menschen so vollkommen ähnlich, daß man sie nicht ohne Bewunderung vergleichen kann; man muß erstaunen, daß von einer so gleichen Bildung, von einer sich so ganz ähnlichen Organisazion nicht auch die nähmlichen Wirkungen hervor gebracht werden. Es sind z. B. die Zunge und alle Werkzeuge der Stimme eben so beschaffen wie beim Menschen 4), und

4) Dieses läugnet Camper, so wie überhaupt in neueren Zeiten viele auffallende Unterschie-

und gleichwohl redet der Orang-outang nicht; das Gehirn hat durchaus dieselbe Gestalt und Verhältnisse, und dennoch denkt er nicht — kann es einen evidentern Beweis geben, daß die Materie allein, obgleich vollkommen organisirt, weder den Gedanken noch das Wort, das Zeichen des Gedankeus, hervor bringen kann, wenn sie nicht von eiher höhern Kraft beseelt wird? Der Mensch und der Orang-outang sind die einzigen Geschöpfe, die ein Gesäß und Waden haben, die also zum Aufrechtgehen gemacht sind; sie sind die einzigen, die eine breite Brust, platte Schultern und gleichförmig gebildete Rückwirbel haben; die einzigen deren Gehirn, Herz, Lunge, Leber, Milz, Gekrösdrüsen, Magen und Gedärme völlig einander gleich sind; die einzigen, die einen wurmförmigen

Fortsatz

terschiede in dem Baue des Orang-outangs oder des Jocko und des Menschen bemerkt sind. Man vergleiche besonders Pet. Camper Kort bericht wegens de ontleding van verscheidene Orang Outangs 1778. Naturkundige Verhandelingen over den Orang Outang 1782. 4. Josephi, Anatomie der Säugthiere. I. Zimmerm. geogr. Zool. II. p. 171. u. s. w.

D.

Fortsatz am Blinddarme haben; kurz, der Orang-outang gleicht dem Menschen mehr als jedem andern Thiere, selbst mehr als den Babouinen und Guenonen, und dieses nicht nur in allen Stücken, die ich eben angezeigt habe, sondern noch in der Breite des Gesichts, in der Gestalt der Hirnschale, der Kinnbacken, der Zähne, der übrigen Knochen des Kopfes und des Gesichts, in der Dicke der Finger und des Daumens, in der Gestalt der Nägel, in der Anzahl der Lenden- und Heiligbeinwirbel, in der Anzahl der Steißbeinknochen, in der Gleichförmigkeit der Vergliederungen, in der Größe und Gestalt der Kniescheiben, des Brustbeins u. s. w., so daß, wenn man dieses Thier mit den ihm am meisten ähnlichen, wie mit dem Magot, dem Babouine, dem Guenone vergleicht, man noch mehr Uibereinstimmendes mit dem Menschen, als mit diesen Thieren bei ihm findet, deren Gattungen gleichwohl den seinigen so nahe zu kommen scheinen, daß man sie alle unter dem gemeinschaftlichen Nahmen Affe begriffen hat; auch sind die Indianer zu entschuldigen, die dieß Thier vermittelst der Benennung Orang-outang, wilder Mensch, der menschlichen Gattung beigezählt haben, weil es dem Menschen in Betrachtung des Körpers

pers ähnlicher ist als den Affen oder irgend einem andern Thiere. Da es möglich ist, daß einige von uns eben angegebene Fakta denjenigen, die dieß Thier niemahls gesehen haben, verdächtig scheinen könnten, so glaubten wir sie durch das Ansehen zweier berühmter Anatomiker Tysons y) und Campers unterstü-

y) Der Orang-outang gleicht mehr dem Menschen als den Affen und Guenonen darin: 1. daß die Haare auf den Schultern niederwärts und die auf den Armen aufwärts gewachsen sind; 2. im Gesichte, welches dem menschlichen Gesichte ähnlicher ist, indem es breiter und platter als der Affen ihres ist; 3. in der Gestalt des Ohres, welches mehr dem menschlichen Ohre gleicht, außer daß der knorpelichte Theil dünn ist wie bei den Affen; 4. in der Gestalt der Finger, die verhältnißmäßig dicker sind, als der Affen ihre; 5. darin, daß er gänzlich dazu gebildet ist, aufrecht zu gehen, da im Gegentheile die Affen und Guenone hierzu keine Anlage haben; 6. daß das Gesäß bei ihm dicker ist als bei allen übrigen Affen; 7. daß er Waden an den Beinen hat; 8. darin, daß die Brust und die Schultern breiter sind als der Affen ihre; 9. seine Ferse ist länger; 10. darin, daß er das Fetthäutchen hat, das wie beim Menschen unter der

terstützen zu müssen. Beide haben den Orang-outang mit gewissenhafter Genauigkeit anatomirt,

der Haut liegt; 11. das Netz ist ganz, und nicht durchlöchert oder verlängert, wie es sich bei den Affen findet; 12. die Gedärme sind länger als der Affen ihre; 13. der Durchmesser des Darmkanals ist von verschiedener Größe, wie beim Menschen, und nicht durchgängig gleich groß oder doch beinahe gleich groß, wie bei den Affen; 14. darin, daß der Blinddarm einen wurmförmigen Anhang wie beim Menscheu hat, anstatt daß dieser wurmförmige Anhang bei allen andern Affen fehlt, imgleichen darin, daß der Anfang des Grimmdarms nicht so länglich ist, wie bei den Affen; 15. darin, daß die Einfügung des Gallenganges und des Gekrösdrüsenganges sowohl beim Menschen als beim Orang-outang eine und dieselbe Mündung, bei den Guenonen hingegen zwei verschiedene zwei Zoll von einander abstehende Mündungen haben; 16. darin, daß der Grimmdarm länger ist, als bei den Affen; 17. darin, daß die Leber nicht wie bei den Affen in Lappen getheilt, sondern ganz ist und aus einem Stücke besteht, wie beim Menschen; 18. darin, daß die Gallengefäße eben so beschaffen sind,

tomirt, und haben uns die Resultate der Vergleichungen mitgetheilt, die sie über die sämmtli=

sind, wie beim Menschen; 19. die Milz ist eben so beschaffen; 20. die Gekrösdrüse eben so; 21. die Anzahl der Lappen in der Lunge ist die nähmliche; 22. das Herz= fell sitzt wie beim Menschen am Zwerch= felle fest, und nicht so wie bei den Affen oder Guenonen; 23. das kegelförmige En= de des Herzens ist stumpfer als bei den Affen; 24. darin, daß er nicht wie die andern Affen und Guenonen Backentaschen hat; 25. darin, daß sein Gehirn weit größer ist, als der Affen ihres, daß es in allen Stücken genau so wie des Menschen Gehirn gebildet ist; 26. die Hirnschale ist mehr zugerundet, und doppelt so groß als bei den Guenonen; 27. alle Näthe der Hirnschale gleichen den menschlichen; die Knochen ossa triquetra Wormiana genannt, befanden sich in der dreieckigen Nath, dieß ist anders bei den übrigen Affen und Guenonen; 28. er hat den siebförmigen Knochen und den Hahnenkamm, diesen haben die Guennen nicht; 29. der Sattel, sella equina, ist wie beim Menschen, hin= gegen bei den Affen und Guenonen ist die= ser Theil erhabener und ragt mehr hervor; 30. der Processus pterygoides ist wie beim Menschen, dieser Theil fehlt den Affen

und

sämmtlichen Theile seines Körpers mit dem menschlichen Körper angestellt haben. Ich glaubte,

und Guenonen; 31. die Schlafbeine und die ossa bregmatis sind wie beim Menschen, bei den Affen und Guenonen haben diese Knochen eine andre Gestalt; 32. das Jochbein ist klein, bei den Affen und Guenonen hingegen ist es groß; 33. die Zähne kommen in der Gestalt den menschlichen näher als den Zähnen der andern Affen, besonders die Hunds- und Backenzähne; 34. die querlaufenden Fortsätze der Halswirbel, und der sechste und siebente Wirbel sind denen des Menschen ähnlicher, als denen der Affen und Guenone; 35. die Halswirbel sind nicht durchlöchert wie bei den Affen, so daß die Nerven durchgehen können, sie sind voll und ohne Löcher beim Orang-outang wie beim Menschen; 36. die Rückwirbel und ihre Fortsätze sind wie beim Menschen, in den Wirbeln des Untertheils sind nur zwei untere Fortsätze, anstatt daß die Affen ihrer vier haben; 37. er hat nur fünf Lendenwirbel wie der Mensch, anstatt der sechs oder sieben, die die Guenone haben; 38. die stachlichten Fortsätze der Lendenwirbel sind gerade wie beim Menschen; 39. das Heiligbein besteht aus fünf Wirbeln wie beim Menschen, hingegen bei

glaubte, diesen ganzen Abschnitt ihrer Werke aus dem Englischen übersetzen und ihn hier beifü-

Affen und Guenonen besteht es nur aus drei; 40. das Schloßbein hat nur vier Knochen, wie beim Menschen, und diese Knochen sind nicht durchlöchert, hingegen bei den Affen und Guenonen besteht das Schloßbein aus weit mehreren Knochen, die durchlöchert sind; 41. der Orang-outang hat nur sieben wahre Rippen (costas veras) und die Enden der falschen Rippen (nothae) sind knorpelicht, und die Rippen sind mit den Wirbeln vergliedert, in den Affen und Guenonen hingegen sind acht wahre Rippen, die Enden der falschen sind knochenartig, und ihre Vergliederung geschieht in dem Raume zwischen den Wirbeln; 42. das Brustbein des Ourang-outangs ist breit wie beim Menschen, und nicht schmal wie bei den Guenonen; 43. die Knochen der vier Finger sind dicker als bei den Affen; 44. der Knochen des Oberschenkels ist so wohl in der Vergliederung als in allen übrigen Stücken demjenigen des Menschen ähnlich; 45. die Kniescheibe ist rund, nicht lang, einfach und nicht doppelt wie bei den Affen; 46. die Ferse, die Fußwurzel und der Mittelfuß des Orang-outangs ist wie beim Menschen; 47. die mittelste Fußzehe ist nicht

beifügen zu müssen, damit ein jeder von der fast vollkommenen Aehnlichkeit, die dieses Thier

nicht so lang als bei den Affen; 48. die Muskeln obliquus inferior capitis, pyriformis et biceps femoris sind im Orang-outang und im Menschen einander ähnlich, hingegen bei den Affen und Guenonen sind sie von einander verschieden, u. s. w.

Der Orang-outang unterscheidet sich mehr vom Menschen, als von den Affen und Guenonen, darin: 1. daß der Daumen nach Verhältniß kleiner ist als beim Menschen, ob er gleich dicker ist als bei den übrigen Affen; 2. darin, daß die hohle Hand länger und schmäler ist als beim Menschen; 3. er unterscheidet sich vom Menschen und nähert sich den Affen in der Länge der Fußzehen; 4. er unterscheidet sich vom Menschen darin, daß die große Fußzehe bei ihm beinahe wie ein Daumen absteht, so, daß er mehr vierhändig ist, wie die andern Affen, als vierfüßig; 5. darin, daß seine Oberschenkel kürzer sind als beim Menschen; 6. die Arme sind länger; 7. darin, daß der Hodensack nicht herab hangt; 8. das Netz ist weiter als beim Menschen; 9. die Gallenblase ist länger und enger; 10. die Nieren sind runder als beym Menschen, und die Harngänge anders

Thier mit dem Menschen hat, noch besser urtheilen könnte. Zum bessern Verständnisse dieser

ser

anders gestaltet; 11. die Blase ist länger; 12. darin, daß er kein Band an der Vorhaut hat; 13. die Knochen der Augenhöhlen liegen zu tief; 14. er hat nicht, wie der Mensch, die zwei Höhlen über dem türkischen Sattel (sella Turcica); 15. darin, daß die processus mastoides et stiloides sehr klein und kaum zu bemerken sind; 16. darin, daß die Nasenknochen platt sind; 17. darin, daß die Halswirbel kurz, vorn platt und nicht rund sind, wie bei den Affen, und daß ihre stachelichten Fortsätze nicht gabelförmig sind, wie beim Menschen; 18. darin, daß er keinen stachelichten Fortsatz am ersten Halswirbel hat; 19. darin, daß er an jeder Seite dreizehn Rippen, und der Mensch ihrer nur zwölf hat; 20. weil die Darmbeine denjenigen der Affen völlig ähnlich sind, indem sie länger, schmäler und flacher als beim Menschen sind; 21. darin, daß folgende Muskeln des menschlichen Körpers dem Körper des Orang-outangs fehlen; nähmlich die occipitales, frontales, dilatatores alarum nasi seu elevatores labii superioris, interspinales colli, glutaei minimi, extensor digitorum pedis brevis et transversalis pedis; 22. die Muskeln, die sich

nicht

ser Note bemerke ich bloß, daß die Engländer nicht auf einen Nahmen eingeschränkt sind, wenn sie einen Affen bezeichnen wollen; sie haben wie die Griechen zwei verschiedene Nahmen, einen für die ungeschwänzten a) Affen,

nicht im Orang-Outang zu finden scheinen, und die sich zuweilen beim Menschen finden, sind die pyramidales, caro musculosa quadrata, die lange Flächse und der fleischig Körper des musculi palmaris, die Muskeln attollens et retrahens auriculam; 23. die Musculi elevatores clavicularum sind beim Orang-outang wie bei dem Affen, aber nicht wie beim Menschen; 24. die Muskeln, wodurch der Orang-outang dem Affen gleich, und vom Menschen sich unterscheidet, sind folgende: longus colli, pectoralis, latissimus dorsi, glutaeus maximus et medius, psoas magnus et parvus, iliacus internus et gasterocnemius internus; 25. endlich unterscheidet er sich vom Menschen in der Gestalt der Muskeln, deltoides, pronator radii teres et extensor pollicis brevis. Anatomie de l'Orang-Outang par Tyson. Londres 1699. 4.

a) Simiae dividuntur in cauda carentes, quae simiae simpliciter dicuntur, et caudatas, quae cercopitheci appellantur: quae prioris

Affen, die sie ape nennen, und einen für die geschwänzten, die sie monkey nennen. Ich habe das Wort monkey immer durch guenon und das Wort ape durch singe übersetzt. Die Affen, die Tyson durch ape bezeichnet, können keine andere seyn, als diejenigen, die wir Pithekos und Magot genannt haben. Es hat sogar völlig das Ansehen, als wenn man die Nahmen ape oder singe in Tysons Vergleichung bloß auf den einzigen Magot anwenden dürfte. Noch muß ich bemerken, daß dieser Schriftsteller einige Kennzeichen der Aehnlichkeit und der Verschiedenheit angibt, die nicht hinlänglich gegründet sind; ich glaubte hierüber einige Anmerkungen machen zu müssen. Man wird vielleicht die umständlichere Untersuchung hiervon sehr lang finden; mir däucht aber, daß man ein Geschöpf nicht genau genug untersuchen kann, das unter menschlicher Gestalt dennoch nicht mehr und nicht weniger ist als ein Thier.

1. Tyson gibt als ein besonderes Kennzeichen des Menschen und des Orang-outangs an,

ris generis ſunt anglice Apes dicuntur, quae poſterioris monkeys. Ray Synopſ. quadrup. p. 149.

an, daß die Haare an den Schultern nach unten, und an den Armen nach oben zu gewachsen sind; es ist wahr, daß bei den meisten vierfüßigen Thieren das Haar an allen Theilen des Körpers entweder abwärts oder rückwärts gewachsen ist, aber dieß leidet eine Ausnahme. Beim Faulthiere, beim Ameisenfresser ist das Haar an den Vordertheilen des Körpers rückwärts, am Kreuz und in den Seiten vorwärts gewachsen; dieß Kennzeichen ist also, wenn man dieß Thier mit dem Menschen vergleichen will, nicht von großem Belange.

2. Eben so habe ich in meiner Uibersetzung die vier ersten Unterscheidungsmerkmahle weggelassen, die, als die ersten betrachtet, zu sehr obenhin und ohne hinlänglichen Grund angegeben sind: das erste war der Unterschied in der Größe; dieß Kennzeichen ist sehr ungewiß und völlig willkürlich, weil der Verfasser selbst sagt, sein Thier sey noch sehr jung gewesen; das zweite, dritte und vierte betrafen nur die Bildung der Nase, die Anzahl der Haare und andere noch kleinere Verhältnisse. Eben dieß gilt auch von vielen andern, die ich weggelassen, z. B. vom ein und zwanzigsten Kennzeichen, das von der Anzahl der Zähne entlehnt war;

es ist gewiß, daß dieß Thier und der Mensch gleichviel Zähne haben, und daß, wenn sein Thier, wie der Verfasser sagt, nur acht und zwanzig Zähne hatte, dieß daher rührte, weil es noch sehr jung war. Man weiß, daß der Mensch in seiner Jugend ihrer nicht mehrere hat.

3. Das eilfte Unterscheidungsmerkmahl des Verfassers ist ebenfalls sehr zweideutig: bei Kindern steht der Hodenbeutel sehr empor; da sein Thier sehr jung war, so war es nicht nöthig, daß er herab hing.

4. Das acht und vierzigste Merkmahl der Aehnlichkeit und das dreißigste, ein und dreißigste, zwei und dreißigste, drei und dreißigste und vier und dreißigste Merkmahl der Verschiedenheit gibt nur das Daseyn oder die Gestalt gewisser Muskeln an, die größten Theils bei einem Individuum der Menschengattung anders gestaltet sind als bei dem andern, und kann daher nicht als ein wesentliches Merkmahl angesehen werden.

5. Alle Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, die von gar zu kleinen Theilen hergenommen sind, als von den Fortsätzen der Wirbel, oder von der Lage gewisser Theile, von ihrer

Größe,

Größe, von ihrer Dicke, können ebenfalls nur als zufällige Merkmahle angesehen werden, so daß das ganze weitläuftige tysonsche Verzeichniß sich auf die von uns angegebenen wesentlichen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten einschränken läßt.

6. Ich glaube noch auf einige mehr allgemeine Merkmahle bestehen zu müssen, deren einige von Tyson aus der Acht gelassen, andere unrichtig angegeben sind. 1. Der Orang-outang ist unter allen Affen der einzige, der keine Backentaschen hat; alle Guenone, alle Babouine und selbst der Magot und der Gibbon haben diese Backentaschen, worin sie ihren Fraß, ehe sie ihn nieder schlucken, aufbewahren können; beim Orang-outang ist dieser inwendige Theil des Mundes wie beim Menschen gebildet. 2. Der Gibbon, der Magot, alle Babouine, alle Guenonen, den Douk ausgenommen, haben ein plattes Gesäß und Schwielen an diesen Theilen; der Orang-outang ist wieder der einzige, der ein aufgeschwollenes Gesäß und keine Gesäßschwielen hat; der Douk hat es auch ohne Gesäßschwielen, bei ihm aber sind sie haarig und platt, und der Douk macht in dieser Rücksicht die Nüance zwischen dem Orang-outang und den Guenonen, so wie

der

der Gibbon und der Magot diese nähmliche Nüance in Rücksicht der Backentaschen machen, und wie der Magot allein sie in Rücksicht der Hundszähne und der Verlängerung der Schnautze macht. 3. Der Orang-outang ist der einzige, der Waden oder Dickbeine und ein fleischiges Gesäß hat; dieß Kennzeichen gibt zu erkennen, daß er unter allen am besten dazu gebildet ist, aufrecht zu gehen; weil aber seine Fußzehen sehr lang sind, und weil er mit der Ferse schwerer auf die Erde kommt als der Mensch, so kann er leichter laufen als gehen; er müßte künstliche Absätze haben, die höher wären als die Absätze an unsern Schuhen, wenn er mit Leichtigkeit, und eine längere Zeit gehen sollte. 4. Obgleich der Orang-outang dreizehn Rippen und der Mensch ihrer nur zwölf hat, so bringt ihn doch dieser Unterschied den Babouinen und Guenonen um nichts näher, so wenig als er ihn von dem Menschen trennt, weil die Anzahl der Rippen bei den meisten von diesen Gattungen ungleich ist, weil einige von diesen Thieren ihrer zwölf, andere eilf, zehn u. s. w. haben, daher die einzigen wesentlichen Verschiedenheiten zwischen dem Körper dieses Thiers und dem menschlichen Körper sich auf zwei Unterschiede einschränken: dieß ist die Bildung des Becken-

ckenknochens und die Bildung der Füße: dieß sind die einzigen bemerkenswerthen Theile, wodurch der Orang-outang den übrigen Affen ähnlicher ist als dem Menschen.

Aus dieser mit möglichster Genauigkeit gemachten Darstellung sieht man, was man von diesem Thiere zu halten habe. Gäbe es eine Stufenleiter, auf der man von der menschlichen Natur zur thierischen herunter steigen könnte, bestände das Wesen dieser Natur im Ganzen in der Bildung des Körpers, hinge es von seiner Organisazion ab, so würde dieser Affe seine Stelle näher beim Menschen finden, als bei irgend einem andern Thiere. Als der zweite in der Rangordnung der Geschöpfe würde er, wenn er nicht als Befehlshaber herrschen könnte, wenigstens seine Uiberlegenheit den andern fühlen lassen, er würde sich anstrengen um keinem zu gehorchen. Wäre Nachahmung, die die Vernunft so treffend zu kopiren scheint, das wahre Zeichen der Vernunft, oder ein Resultat aus ihr, so würde dieser Affe in noch größerer Entfernung von den Thieren, und dem Menschen noch näher gestellt werden müssen. Wir haben es aber schon gesagt, der Raum, der beide von einander trennt, ist gleichwohl unendlich groß, und die Aehn-

lichkeit der Gestalt, die Uibereinstimmung der Organisazion bei beiden, die nachahmenden Bewegungen, die aus diesen Aehnlichkeiten herzufließen scheinen, bringen ihn eben so wenig der menschlichen Natur näher, als sie ihn über die thierische Natur erheben.

Unterscheidungskennzeichen dieser Gattung.

Der Orang-outang hat keine Backentaschen, daß heißt, er hat keine Vertiefungen im Inwendigen der Backen, keinen Schwanz, keine Gesäßschwielen; das Gesäß ist aufgeschwollen und fleischig; alle seine Zähne, selbst die Hundszähne sind den Zähnen des Menschen ähnlich; er hat ein plattes, nacktes, bräunliches Gesicht; die Ohren, die Hände, die Füße, die Brust, der Bauch sind ebenfalls kahl; er hat auf dem Kopfe Haare, die wie ein Hauptschmuck an beiden Seiten der Schläfe herunter hangen, Rücken und Lenden sind ebenfalls, aber nur mäßig, behaart; er ist fünf oder sechs Fuß hoch, und geht beständig auf seinen beiden Füßen aufrecht 5).

Wir

5) Beides wird von Vosmaer unwahrscheinlich gemacht.

D.

Wir haben es nicht ausmachen können, ob das Orang-outang-Weibchen wie die Weiber dem periodischen Blutabflusse unterworfen ist: wir vermuthen es aber, und die Analogie läßt uns nicht daran zweifeln 6).

Herr d'Aubenton sagt in seiner Beschreibung des Jocko: „Ich habe von demjenigen Jocko (Pl. 1.), welcher im Jahre 1740 zu Paris gezeiget wurde, nur die ausgestopfte Haut und den größten Theil des Gerippes gesehen. Er starb im folgenden Jahre zu London, wo er geöffnet wurde; hernach wurde er in gebranntem Wasser aufbehalten, und in das Naturalienkabinett gebracht. Nach der Zeit hat man die Haut ausstopfen und das Gerippe präpariren lassen. Dieser Affe war in Afrika im äußersten Ende von Gabor, auf der Küste von Angola gefangen worden. Wenn er aufrecht stand, so betrug seine Höhe zwei Fuß, vier bis fünf Zoll, von der Ferse an bis zur Scheitel. Er war größer als der, welchen Tyson, unter der Benennung

6) Vosmaer bemerkte dergleichen niemahls bei einem erwachsenen weiblichen Orang-outang.

D.

nennung des Pygmåen *) beschrieben hat, und welcher nicht viel über zwei Fuß lang war. Nachdem ich die Beschreibung des Pygmåen dieses Autors mit unserm Jocko verglichen, habe ich diese zwei Thiere einander so åhnlich befunden, daß es sehr glaublich ist, daß sie eben so wohl von einerlei Gattung, als aus einerlei Lande waren. Die Haut, deren wir uns bei dieser Beschreibung bedienet, hatte am Rande der Oberlefze und vorn am untern Kinnbacken etliche harte Haare; das Uibrige des Gesichts war nackend, ausgenommen die Backen, wo eben solche Haare, wie an den andern Stellen des Leibes zu sehen waren. Es befanden sich zwei lange hervorragende Haare an den Augenwimpern, und etliche kurze Haare an der Stelle der Augenbraunen; in der Mitte des Hodensackes und um den Steiß standen graue Haare. Das Haar auf dem Kopfe war von dem Haare am Leibe weder in der schwarzen Farbe, noch in andern Eigenschaften unterschieden; das långste stand an den Seiten des Gesichts und auf den Schultern, und es

*) Orang-Utang sive homo silvestris, or the anatomy of a pygmie etc. I. Vol. in 4. London 1699.

es war zwei bis drittehalb Zoll lang. Die Haare standen dicht genug, so daß sie die Haut des Kopfes, des Rückens, der Schultern und der äußern Seite der vier Beine bedeckten, aber an den Seiten des Bauches und an dem Innern der vier Beine standen sie dünn, und man konnte auch an der Brust die Haut sehen. An den Seiten des Kopfes standen die Haare niederwärts, aber an der äußern und hintern Seite der Oberschenkel, und an der äußern Seite des Vorderarmes aufwärts, obgleich die Haare am Arme niederwärts gerichtet waren, so daß die Spitzen derselben bei dem Elbogen einander entgegen standen. Tyson gibt die Richtung der Haare an dem Vorderarme des Jocko als ein Kennzeichen an, welches er mit dem Menschen gemein habe; aber es findet sich dasselbe auch bei verschiedenen andern Thieren.

Weil ich nach einer ausgestopften Haut, wie die Haut des Jocko im königlichen Naturalienkabinette ist, keine genaue Ausmessungen geben kann, so gebe ich in folgender Tabelle die vornehmsten nach dem Tyson an, wie er sie an seinem lebendigen Pygmäen genommen hat.

Höhe

	F.	Z.	L.
Höhe von der Ferse an bis an die Scheitel	2	—	6
Umfang des Leibes unten an der Brust gemessen	1	3	—
Eben derselbe Umfang über die Hüfte gemessen	—	9	6
Umfang des Kopfes über die Augen und die Ohren gemessen	1	—	6
Oeffnung des Mundes	—	2	1
Höhe von der Mitte der Oberlefze an bis an die Augenbraunen	—	2	7
Länge von den Augenbraunen an bis an das Hintertheil des Kopfes	—	7	—
Durchmesser des Kopfes von oben nach unten	—	2	4
Durchmesser derselben quer über	—	1	3
Umfang der Ohren	—	5	2
Umfang derselben unten am Kopfe	—	2	4
Höhe von dem Schambeine an bis an die Schlüsselbeine	—	9	6
Abstand zwischen dem Nabel und dem Brustbeine	—	3	3
Abstand zwischen dem Nabel und dem untern Theile des Schambeines	—	1	10

	F.	Z.	L.
Abstand zwischen den beiden Brustwarzen	—	3	½
Länge der Armes von der Schulter an bis an die Fingerspitzen	1	4	—
Umfang des Armes	—	4	1
Umfang des Vorderarmes . . .	—	4	8
Länge der Hand von dem Faustgelenke an bis an die Spitze des Mittelfingers	—	5	2
Länge des Daumens	—	1	3
Länge des zweiten Fingers .	—	1	10½
Länge des Mittelfingers . . .	—	2	4
Länge des vierten Fingers .	—	2	3
Länge des fünften Fingers .	—	1	5
Umfang des Daumens und des kleinen Fingers	—	—	11¼
Umfang der übrigen Finger .	—	1	3
Länge der hohlen Hand . . .	—	2	10
Breite derselben	—	1	7½
Höhe von der Ferse an bis an das obere Ende des Oberschenkelknochens	—	11	3
Länge von der Ferse an bis an das Aeußerste des Mittelfingers, welcher der längste war	—	5	5
Umfang des Oberschenkels . .	—	5	8

	F.	Z.	L.
Umfang des Schenkels an der dickſten Stelle	—	4	—
Umfang des Fußes, wo die große Zehe angeht	—	4	8
Länge der großen Zehe . . .	—	1	5
Länge der zweiten Zehe . . .	—	—	11¼
Länge der dritten	—	1	5
Länge der vierten	—	1	2
Länge der fünften	—	—	11¼
Größte Breite der Fußſohle, wo die große Zehe angeht . .	—	1	10½
Eben dieſelbe Höhe bei der Ferſe	—	1	5
Umfang des Daumens an der dickſten Stelle	—	1	5
Umfang der übrigen Zehen .	—	—	11¼

Damit ich auch eine Beſchreibung von den innern Theilen des Jocko gebe, ſo nehme ich aus den Beobachtungen, welche Tyſon über die Eingeweide ſeines Pygmäen gemacht hat, diejenigen, welche ſich in den Plan, den ich mir zu meiner Beſchreibung gemacht, am meiſten ſchicken. Es ſind folgende:

Der Bauch an Tyſons Pygmäen war platt und breit, wie bei dem Menſchen.

Das Netz erstreckte sich so weit als die Eingeweide; es war breit und sehr dünn.

Die Windungen und die Lage der Eingeweide waren beinahe wie bei dem Menschen.

Der Magen glich dem Magen des Menschen, sein großer Umfang betrug siebzehn Zoll und der kleine beinahe einen Fuß.

Die Eingeweide waren beinahe neun Fuß lang, nähmlich von dem Pförtner an bis an den Blinddarm, und die Länge des ganzen Darmkanals, ohne den Blinddarm, betrug ungefähr zwölf Fuß. Der wurmförmige Fortsatz hatte die Dicke einer Gänsefeder; die dünnen Gedärme hatten im Umfange zwei Zoll, sieben Linien, und der Grimmdarm drei und einen halben Zoll; er war nach Proporzion ein wenig länger als bei dem Menschen, hatte aber eben dieselbe Lage.

Die Leber war des Menschen seiner ähnlich; sie war fünf Zoll, zwei Linien lang, zwei Zoll, zehen Linien breit, und einen Zoll, acht Linien dick. Die Gallenblase war länger als bei dem Menschen, auch mehr von der Leber abgesondert; sie war drei Zoll, neun

Linien

Linien lang. Die Milz war bleifarbig und wie bei dem Menschen gestaltet; sie war zwei Zoll, vier Linien lang, und einen Zoll, zwei Linien breit.

Die Nieren glichen, in Ansehung ihrer Lage, des Menschen seinen, wie auch, was das Becken und die Bildung ihrer verschiedenen Substanzen anlanget; aber ihre Vertiefung war nicht so groß. Sie waren zwei Zoll, eine Linie lang, einen Zoll, fünf Linien breit, und beinahe einen Zoll dick.

Der Spiegel im Zwerchfelle erstreckte sich weiter als bei dem Menschen.

Die Lungen glichen des Menschen seinen; die zur Rechten bestand aus drei Lappen, und die zur Linken aus zwei.

Das Herz war unten stumpf wie bei dem Menschen.

Die Zunge war etwas schmäler als die menschliche.

Das Gehirn glich des Menschen seinem, und war nach Verhältniß eben so groß; es wog eilf Unzen, sieben Quentin.

Das Gehirnlein sah dem menschlichen ebenfalls ähnlich.

Der Brustwarzen waren zwei, an jeder Seite eine, wie bei dem Menschen.

Ein Hodenbeutel war nicht zu sehen; die Hoden lagen unter der Haut in der Gegend des Schambeines, wo sie an jeder Seite der Ruthe eine Erhabenheit machten.

Die Ruthe war von des Menschen seiner unterschieden; sie war beinahe zwei Zoll lang, hielt unten am Leibe einen Zoll, zwei Linien im Umfange; sie bestand aus zwei höhligen Körpern, und war vorn zugespitzt. Die Vorhaut hatte kein Band.

Die Blase war länglich, und nicht so kugelförmig wie bei dem Menschen; die Hoden, die Samengefäße und die Vorsteher glichen diesen Theilen des Menschen.

Weil das Gerippe, nach welchem diese Beschreibung gemacht worden ist, von einem jungen Jocko herkam, und weil die Anhänge (epiphyses) noch nicht verknochet waren, so verglich ich es mit dem Gerippe eines Kindes, welches sich beinahe in eben demselben

selben Zustande befindet, damit ich bei der Figur der Knochen die Aehnlichkeiten und die Verschiedenheiten, die sich zwischen dem Jocko und dem Menschen finden, um so viel genauer erkennen möchte.

Der Kopf des Jocko ist nach Verhältniß nicht so dick als bei dem Menschen; er ist nicht so hoch, nicht so breit, auch nicht so lang, obgleich die Kinnbacken viel weiter hervor stehen. Die Vertiefung der Hirnschale hat eine kleinere Weite, vornehmlich was den hintern Theil anbelanget, und überhaupt ist der Kopf des Jocko von des Menschen seinem in der Gestalt sehr unterschieden. Die zitzenförmigen Fortsätze sind sehr wenig zu sehen. Von der Kranznath war nichts zu sehen. Die großen Flügel des Keilbeines erstrecken sich nicht so weit als bei dem Menschen; sie verlängern sich nicht zwischen dem Schlafbeine und dem Stirnbeine bis an das Scheitelbein, vielmehr vergliedern sich das Schlafbein und das Stirnbein mit einander, und das erstere trifft sogar oberhalb des Keilbeines an den Backenknochen, und dieses machet einen großen Unterschied in der Bildung des Kopfes des Jocko und des Menschen; es hat auch der Kopf des Jocko von der Wölbung des Jochbeines an bis oben

hinauf

hinauf eine kleinere Höhe. Die Kinnbacken sind länger als bei dem Menschen; die eigentlichen Nasenbeine sind auch viel länger, und machen mit den Knochen des Kinnbackens kein Gewölbe in die Quere. Die Oeffnung der Nasenlöcher steht tiefer als bei dem Menschen, denn sie befindet sich gänzlich unterhalb der Augenhöhlen; sie ist nicht so hoch als bei dem Menschen, und ihr unterer Theil steht viel weiter von dem Rande des Zahnkästleins im Kinnbacken ab; daher ist die Schnautze des Jocko länglich, und seine Oberlefze ist sehr lang. Die Augenhöhlen sind größer als bei dem Menschen; die Beinwand zwischen beiden ist viel schmäler, und folglich stehen die Augen des Jocko näher beisammen. Die Augenhöhlen haben mehr Höhe als Breite, anstatt daß sie bei dem Menschen gemeiniglich mehr Breite als Höhe haben, oder doch eben so hoch als breit sind. Der obere Theil des Randes der Augenhöhlen steht weit hervor in Gestalt einer Wulst, welche unten an der Stirn von der einen Augenhöhle bis zur andern läuft. Diese Wulst gibt dem Stirnbeine des Jocko eine ganz andere Gestalt, als das Stirnbein des Menschen hat, so daß es scheint, als ende sie das Gesicht oben, und als scheide sie den größten Theil desselben von dem Stirnbeine. Das Gesicht

des

des Jocko endiget sich unten mit der Wölbung des Zahnkästleins im obern Kinnbacken. Die Grundlinie des Kinnes springet nicht wie bei dem Menschen hervor, sondern sie ist zugerundet, und rückwärts schief geneigt; daher hat der Jocko kein fleischiges Kinn, welches hervor stände, und von der Unterlefze, vermittelst einer Querfalte wie das menschliche Kinn, unterschieden wäre. Ich habe an allen andern Gattungen von Thieren, deren Körper oder Gerippe ich gesehen, eben dasselbe beobachtet.

In dem Gerippe, von welchem ich rede, waren nur noch zwei Zähne, nähmlich der zweite und der dritte Backenzahn an der rechten Seite des untern Kinnbackens; die Zähne gleichen des Menschen seinen.

Vergleichet man die inneren Wände der Hirnschale des Jocko mit den Wänden der Hirnschale des Menschen, so findet man in der Proporzion dieser Höhlung ebenfalls sehr sichtbare Verschiedenheiten; die Gruben sind nicht so groß, und von der Höhe des Siebbeins, der Hahnenkamm genannt, ist kaum eine Spur zu entdecken u. s. w.

Der Jocko unterscheidet sich von dem Menschen nicht wenig in der Lage der Vergliede-

gliederung des Kopfes mit dem Halse, und in der Richtung der Fläche des großen Loches am Hinterhaupte, und weiter von dem Gesichte ab; folglich ist der Fortsatz des Grundbeines viel länger *). Wenn man annimmt, es stehe der Jocko, wie ein Mensch, aufrecht auf den Füßen, so ist die Fläche des großen Loches am Hinterhaupte schief von unten hinauf, und von vorn nach rückwärts gerichtet, so daß sie, wenn sie vorwärts verlängert würde, unter dem Gesichte des Jocko hinginge; hingegen bei dem Menschen ist diese Fläche beinahe horizontal, und wenn sie vorwärts verlängert würde, so müßte sie unter den Augen hingehen. Dieser Unterschied zwischen dem Jocko und dem Menschen, in Ansehung der Vergliederung des Kopfes mit dem Halse, ist Ursache, daß der Mensch bei weitem nicht so leichtlich als der Jocko sein Gesicht vorwärts zeigen würde, wofern er seine Hände auf die Erde setzte, um eine Stellung wie ein vierfüßiges Thier anzu=

*) Man sehe die Mémoir. de l'Acad. roy. des Scienc. vom Jahre 1754, und zwar die Abhandlung über die Verschiedenheiten der Lage des großen Loches am Hinterhaupte des Menschen und der Thiere.

anzunehmen, und daß der Jocko, wenn er sein Gesicht vorwärts zeigen will, sich genöthiget sieht, den Kopf zu neigen, indem er wie ein Mensch aufrecht steht.

Die Wirbel im Genicke des Jocko gleichen des Menschen seinen; aber die Rückenwirbel dieses Thieres sind, ihrer Anzahl nach, von den Rückenwirbeln des Menschen unterschieden; der Jocko hat dreizehn Rückenwirbel, folglich auch dreizehn Rippen an jeder Seite, nähmlich sieben wahre und sechs falsche. Sie sind schmäler und dicker als bei dem Menschen. Das Brustbein war in dem Jocko, der hier beschrieben wird, nicht gänzlich verknochet, und man sah daran nur die ersten drei Knochen deutlich. Mich dünkte, daß wenn die Verknochung des Brustbeines vollständig gewesen wäre, die Vergliederungen der Rippen mit dem Brustbeine eben dieselbe Stellung wie bei dem Menschen gehabt haben würden. Die Rippen waren nicht so krumm, auch nicht so niederwärts und rückwärts geneigt, wie bei dem Menschen, und folglich war das Brustbein von dem Rückgrade weiter entfernt.

Es befanden sich in diesem Gerippe nur vier Lendenwirbel, aber ich nahm wahr,

daß

daß man bei Zubereitung desselben den zweiten Wirbel weggelassen hatte; daher ich glaube, es habe der Jocko, wie Tyson *) 7). saget, fünf Lendenwirbel. Nach meinem Erachten waren die Lendenwirbel und die Rückenwirbel von des Menschen seinen bloß darin unterschieden, daß sie nach Proporzion kleiner waren.

Das Heiligbein bestand, wie bei dem Menschen, aus fünf falschen Wirbeln, aber es war kleiner und wich weniger von der Richtung des Rückgrades ab; es war auch längst an seiner innern Seite nicht so sehr ausgehöhlet.

Das Schloßbein bestand wie bei dem Menschen aus vier bis fünf Stücken, aber es war, gegen das Becken zu, länger und bei weitem nicht so krumm. Wegen dieser Verschiedenheit der Richtung und Krümmung hat der Jocko weniger Aehnlichkeit mit dem Menschen als mit den vierfüßigen Thieren, denn

*) Orang-Utang etc. p. 69.

7) Man vergleiche Josephi p. 243. u. s. w.

denn ihr Heiligbein und ihre ersten Schwanzwirbel stehen beinahe in der Linie des Rückgrades. Tyson hat beobachtet, daß das Schloßbein der Satyren ein wenig hervor stand, und eine Höhe auf der Haut machte.

Die Knochen des Beckens im Jocko haben ebenfalls eine größere Aehnlichkeit mit der vierfüßigen Thiere ihren als mit des Menschen seinen, nicht allein in Ansehung ihrer Richtung, sondern auch, was ihre Gestalt betrifft.

Der Hüftknochen ist nach Proporzion länger, aber schmäler als bei dem Menschen, folglich hat der Rücken dieses Knochens eine mindere Länge, wodurch die Breite desselben Knochens viel kleiner wird. Der größte Unterschied der Länge besteht in der Länge des vordern Randes und in dem Lendenausschnitte; also ist das Stück Knochen zwischen dem Heiligbeine und der Pfannenhöhle sehr lang, und gibt dem Becken eine viel größere Länge als Breite, wie solches bei den vierfüßigen Thieren zu seyn pfleget, und von dem, was in dem Menschen geschieht, sehr abgeht. Der vordere Rand des Hüftknochens hat keine Spitzen; es findet sich keine erhabene Rundung auf der äußern Seite,

te, noch eine Aushöhlung auf der innern Seite, wie solches beides bei dem Menschen ist. Dieser Knochen ist nach dem Rückgrade zu nicht so sehr als bei dem Menschen schief geneigt, und folglich machet die Fläche des Einganges des Beckens mit dem Rückgrade in dem Jocko einen stumpfern Winkel als in dem Menschen.

Die Schambeine sind länger als des Menschen seine, und machen nebst den Hüftknochen den Eingang des Beckens länger als er breit ist, wie solches bei den vierfüßigen Thieren zu seyn pfleget. Die Schambeine vergliedern sich mit einander, nicht allein vermittelst ihres Winkels, wie bei dem Menschen, sondern auch, wie bei den Thieren, durch ihren Arm; und also machen sie eine Rinne unter der Mutterscheide der Affenweibchen, nach Art dessen, was man bei andern Weibchen der vierfüßigen Thiere sieht.

Der Knorren des Hüftbeines dünkte mich größer als bei dem Menschen zu seyn, obgleich der Jocko keine Schwielen auf diesem Knochen hat, welche die meisten andern Affen haben. Das eiförmige Loch ist runder als bei dem Menschen in der Gegend seines Randes, welchen das Hüftbein machet, indem

dem sein Arm sich mehr von dem Körper dieses Beines entfernet, und sich an den Arm des Schambeines schließt, welcher Arm von dem Hüftbeine ebenfalls weiter abgehet, weil er sich mit dem Arme des andern Schambeines vereiniget.

Das Schulterblatt ist schmäler und viel länger als des Menschen seines; wegen dieser Gestalt ist es mehr dem Schulterblatte der vierfüßigen Thiere ähnlich. Der Rabenschnabel, die Spitze dieses Knochens, und die Schlüsselbeine gleichen denselben Theilen des Menschen.

Der sichtbarste Unterschied, welchen ich zwischen den Knochen des Oberarmes und des Oberschenkels im Jocko und im Menschen bemerket habe, besteht darin, daß der Oberschenkelknochen kürzer als in dem Jocko ist.

Die Knochen des Vorderarmes, des Schienbeines und der Füße mangelten in dem Gerippe, das zu dieser Beschreibung gedienet hat.

	Zoll.	Lin.
Länge von dem äußersten Ende der Kinnbacken bis an das Hinterhaupt	5	5

Größte

	Zoll.	Lin.
Größte Breite des Kopfes	3	4
Länge des untern Kinnbackens von dem vordern Ende an bis an den hintern Rand des knotigen Fortsatzes	3	5
Dicke des Vordertheils des obern Kinnbackenknochens	—	9
Breite des obern Kinnbackens an der Stelle der Hundszähne . .	1	7
Abstand zwischen den Augenhöhlen und der Oeffnung der Nasenlöcher	—	5
Länge dieser Oeffnung	—	9
Breite derselben	—	8
Länge der eigentlichen Nasenlöcher	1	1
Breite derselben, wo sie am breitesten sind	—	2½
Breite der Augenhöhlen	1	1
Höhe derselben	1	2½
Breite des Loches im ersten Wirbel von oben herab	—	8¾
Länge dieses Loches von einer Seite zur andern	—	9
Höhe des stachelichten Fortsatzes des zweiten Wirbels	—	2
Breite desselben	—	2½
Länge der achten Rippe, welche die längste ist	6	2

Länge

	Zoll.	Lin.
Länge des Brustbeines	3	2
Länge des vierten Lendenwirbels, welches der längste ist .	—	7
Breite des obern Theiles des Hüftbeines	2	4
Länge dieses Knochens, von der Mitte der Pfannenhöhlung bis in die Mitte der obern Seite .	4	4
Länge der eiförmigen Löcher . . .	1	2
Breite derselben	—	10
Breite des Beckens	1	11
Höhe desselben	3	4
Länge des Schulterblattes	3	6
Breite in der Mitte	1	7
Länge des Oberarmknochens . . .	6	9
Länge des Oberschenkelknochens .	6	7

Anhang.

Anhang.

Des Herrn Vosmaer 1) Beschreibung und Abbildung eines Orang=outangs ist zu richtig, als daß wir sie hier nicht nutzen sollten. Er sagt: Die bewunderungswürdige Art Affen, welche man in Asien Orang=outang oder wilden Menschen nennt, welcher Nahme zu beweisen scheint, daß die Indianer bei diesem besondern Thiere selbst dem Menschen ähnliche Eigenschaften bemerkten, ist gar oft, wiewohl sehr mangelhaft von einer Menge Naturkundiger und Reisenden beschrieben, und wir könnten die zahlreiche Liste, die der Herr

1) Description de l'Orang-Outang de l'isle de Borneo, par Vosmaer. Amst. 1778. 4. p. 1—23. tab. 14 et 15.

Herr von Buffon davon gibt, noch vermehren. Da wir aber glauben, daß die Anführung alles desjenigen, welches nicht gerade zu dem Gegenstande gehöret, welchen man zu beschreiben sich vorgenommen hat, mehr Verwirrung als Licht darüber verbreitet, so wollen wir uns nur bei denen Schriftstellern aufhalten, welche eben denselben Gegenstand zum Zwecke gehabt zu haben scheinen, den wir zu sehen und nach allen Umständen lebendig zu beobachten Gelegenheit gehabt haben.

Wir verwerfen also in diesem Stücke die elende Figur, welche der gelehrte und berühmte Bontius davon geliefert hat, mit den Erzählungen anderer Schriftsteller, welche das Wunderbare von diesem Thiere, wie dessen wirkliche Größe so übertrieben haben, daß man kaum die Abweichungen und den Unterschied vom Menschen bemerken kann, und fast in die Versuchung gerathen möchte, ihn damit zu verwechseln.

Derjenige, welchen der berühmte Bürgermeister Tulpius beschrieben hat, welcher aus Angola in Afrika war, und ungefähr im Jahre 1640 an den Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien geschenkt wurde, kam nach

unserer Nachricht, so wohl in seiner Bildung als seinen Eigenschaften und seinem Wuchse, dem hier beschriebenen am nächsten. Nur möchte man sagen, daß in der Abbildung des Tulpius, die echt zu seyn scheint, die Arme und Beine zu dick und fleischig wären. Die Vorder- und Hinterfüße scheinen uns doch etwas zu kurz, und die Zehen zu dünn.

Der Doktor Tyson gab im Jahre 1699 im Englischen eine ausführliche Beschreibung, wahrscheinlich von eben diesem Thiere, welches auch aus Afrika war, und lieferte dazu acht verschiedene Kupferplatten. Auf den beiden ersten wird das ganze Thier, welches ein Männchen war, so wohl von vorn als von hinten vorgestellet. Es scheint aber, als wenn die Zeichnung in einigen Stücken nicht geglückt wäre. Die Ohren sind zu groß und zu abstehend, die Nase ist zu erhaben, die große Zehe an den Hinterfüßen zu lang, und mit einem Nagel versehen, welchen wir in drei von unsern Thieren nicht gefunden haben. Die beiden folgenden Kupferplatten zeigen das Thier so wohl von vorn als von hinten mit seinen Muskeln; die fünfte zeigt das Gerippe, und die drei letzten, die inneren Theile. Diese anatomischen Abbildungen

gen werden von dem Herrn von Buffon und vielen anderen sehr gerühmt; und Herr d'Aubenton, dessen genaue Zergliederung der Thiere noch nicht ihres gleichen gefunden hat, hat sie sogar in seiner Beschreibung entlehnet.

Edwards gibt in seinem Werke über die Naturgeschichte der Thiere, wovon unten mehr vorkommt, gewiß von eben dieser Art, die er für afrikanisch zu halten scheint, eine Beschreibung und Abbildung. Diese ist sehr gut, in so fern sie nach keinem lebendigen Thiere gemacht ist; sie stellt auch die großen Zehen der Füße mit einem Nagel vor, den unsere asiatische Art, wie gesagt, nicht hat.

Endlich hat der Herr von Buffon alle Kenntnisse und mögliche Mühe angewandt, uns dieses zweifelhafte Thier kennen zu lernen, indem er alles anführt, was die berühmtesten Schriftsteller darüber gesagt haben. Er beschreibt die Art, welche er gesehen hat, unter dem Nahmen Jocko, und scheint ihr in seiner historischen Beschreibung ebenfalls einen Nagel an den großen Hinterzehen zu geben. Herr d'Aubenton nennt ihn ebenfalls afrikanisch, und von der Küste von Angola. Es konnte also seyn, daß dieser Na-

gel

gel ein Unterscheidungszeichen der afrikanischen und der asiatischen wäre.

Die Abbildung, welche Herr von Buffon von seinem Jocko liefert, und die er für einerlei mit der von Tulpius, Tyson und Edwards hält, paßt gar nicht auf die Abbildung dieser Schriftsteller, welche vielmehr unserem asiatischen Thiere näher kommt, und wenn darin Unterschiede Statt finden, so sind dieselben vielleicht nur der Einbildungskraft oder dem Standpunkte des Mahlers zuzuschreiben. Das Gesicht seines Jocko ist zu menschlich, indem die Nase zu erhaben, und die Lefzen zu dick vorgestellet sind. Die Ohren scheinen auch zu groß, und die Daumen der Hände oder Vorderfüße ein wenig zu kurz zu seyn.

Der Affe, der zum Gegenstande dieser Beschreibung dienet, ist gewiß von derselben Art, den der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien zum Geschenke bekam, und den Tulpius beschrieben hat, und also der zweite, der lebendig in Holland gesehen worden. Die eben angeführten Schriftsteller sind, wie es scheint, der Meinung, daß die Thiere dieser Art noch sehr jung und noch nicht völlig ausgewachsen gewesen; aber ich habe einige Gründe hieran zu zweifeln.

Woher

Woher kommt es denn, daß alle diese Thiere nicht länger als zwei gute Fuß, oder zwei und einen halben Fuß, wie die unsrige waren, und daß man uns keine größere gebracht hat, welche durch ihren ansehnlicheren Wuchs doch gewiß viel bewundernswürdiger gewesen wären. Der hier beschriebene ist oft bei seiner Ankunft von mir gemessen worden, und seine Höhe betrug, wenn er aufrecht stand, zwei und einen halben rheinländischen Fuß; wie er mir todt gebracht ward, maß ich ihn aufs neue, nachdem er, wie es sich gehöret, ausgestreckt war, und verwunderte mich, daß er eher etwas kürzer als länger gefunden ward. Dieses ist ein offenbarer Beweis, daß er in den sieben Monathen, die er hier gelebt hatte, gar nicht gewachsen war. Ich gestehe, daß man nicht alle Mahl nach den äußeren Kennzeichen von dem Alter, besonders bei Thieren schließen könne; übrigens zeigte das äußere Ansehen und hauptsächlich die starken und vollkommen ausgebildeten Zähne gar kein Thier an, welches seine völlige Größe noch nicht erreicht hätte. Aber warum wollen wir uns hier mit Vermuthungen aufhalten, da wir von dem Herrn Camper anatomische Beobachtungen zu hoffen haben, der im Jahre 1770 ein Weibchen unserer Art von Borneo

in Weingeist erhielt, welches er zergliederte, davon ein Gerippe aufstellte und in demselben Jahre seinen Zuhörern öffentliche Vorlesungen darüber hielt, von welchen wir eine Abschrift besitzen. Die Eingeweide waren in seinem Thiere herausgenommen, um es besser gegen das Verderben zu sichern, aber wir haben uns bemüht ihm diesen Mangel durch Uibersendung zwei anderer Thiere zu ersetzen. Dieser Herr Professor Camper hat schon die Stimmwerkzeuge und einige andere Theile seines ersten Thiers untersucht, davon er in seinen anatomischen Vorlesungen und auch in den Briefen an den Herrn von Buffon und mich gehandelt hat, und worin er zu beweisen sucht, daß den Stimmorganen gänzlich das Vermögen fehlt, Wörter auszusprechen 2). Die großen Hinterzehen waren auch ohne Nägel.

Auf die Frage, ob diese Art der wahre Orang-outang sey, gestehe ich zuvor, stets daran

2) Man sehe die nachher herausgekommenen schon genannten Schriften des Herrn Camper und die darin beschriebenen Beutel an der Stimmritze.

daran gezweifelt zu haben, bis ich den unsrigen gesehen hatte. Ich war nähmlich von den Begriffen, welche uns der gelehrte Bontius und andere (deren einige ihn fast zum Menschen machen), von seiner Gestalt, seiner Größe von fünf bis sechs Fuß, von seinem wie am Menschen aufgerichteten Gange zuvor eingenommen, und diese Begriffe, und diese Nachrichten von angesehenen Leuten, hatten das Uibergewicht über meine Zweifel. Ich suchte den Menschen im Thiere, wie ich so oft das Thier im Menschen gefunden hatte, aber während dessen fand ich bei Untersuchung des lebendigen Thieres, das ich in der Absicht einen Monath lang nahe bei mir behielt, mich überzeugt, daß dieses Thier zwar stets ein Affe ist und bleibt, in mancher Betrachtung und selbst nach seinem Naturelle aber sehr von anderen Affen abweicht.

Die Eindrücke, welche die angenommenen Begriffe von seiner Gestalt, seinem Wuchse und aufgerichteten Gange gemacht hatten, erloschen allgemach bei der Untersuchung unsers Gegenstandes; denn was will eigentlich die Größe, die vorgestellte und vielleicht falsche Gestalt, nnd der aufgerichtete Gang sagen? Sehen wir dieses nicht täglich von kleinen gemei=

gemeinen Affen, die dazu abgerichtet sind, ausüben? Was thut alles dieses, wenn man es recht bedenkt, zur Entscheidung der Frage, ob dieses Thier der wahre Orang-outang sey oder nicht? Es sind nur wenige Jahre her, daß man von einer ziemlich gemeinen Art von Affen hier seine Kunststücke sehen ließ, da er aufgerichtet auf einem Seile ging. Welche Bewunderung erregte es nicht, wenn er auf das Seil stieg, und zwischen den Seilböcken saß, wenn er aus eigner Bewegung seine Hinterfüße ausstreckte, um sie unten mit Kreide zu reiben? Endlich nahm er die Balanzierstange zwischen die Vorderfüße, und man sah ihn auf dem Seile laufen, und alle Stücke mit solcher wunderbaren Fertigkeit ausüben, als den geschicktesten Seiltänzer. Man hat Elephanten, Pferde, Hunde und viele andere verschiedene Thiere eine vortreffliche Geschicklichkeit in den Stücken, die man sie gelehrt hatte, zeigen gesehen, und der kleine Zeisig, welchen man auf einigen unsrer Messen gezeigt hat, hat unter allen am meisten meine Bewunderung erregt. Aber man muß bei alle dem die Erziehungskunst von den eigentlichen und natürlichen Verrichtungen des Thiers unterscheiden, und durch diese den Grad der Kenntnisse, die

ihm

ihm eigen sind, zu entdeckun suchen; aber in der Absicht wäre es gewiß nöthig, den natürlichen Zustand und die Lebensart dieses Thiers im Walde zu beobachten. Es kommt hier also nur darauf an, ob wir bei diesem Geschöpfe, so wohl in seiner Gestalt als seinem Naturelle, Merkmahle finden, die ihn gewisser Maßen von den gemeinen Affen unterscheiden, und ihn auch einiger Maßen dem Menschen näher bringen.

Wir glauben mit dem berühmten Arzte Tulpius solches bejahen zu können, da nach Tysons Zergliederung bei diesem Thiere Theile sind, welche viele Aehnlichkeit mit denen des Menschen haben, und da anderer Seits viele eigentliche Verrichtungen desselben menschliche Züge anzeigen. Endlich ob es nicht noch einige dem Menschen näher kommende Arten gibt, so hat man sattsam Grund daran zu zweifeln, wie man unten sehen wird, wenigstens hat man mir keinen andern als diesen verschaffen können, obgleich ich innerhalb zwanzig Jahren viele Briefe nach Ost- und Westindien geschrieben habe, um mich davon zu unterrichten, und sie zu verlangen. Außer den verstorbenen Gouverneurs von Indien, den Herren Moßel und van der Parre, derer Höflichkeit

keit das Kabinett viele Verbindlichkeit schuldig ist, haben mich mehr als ein Mahl versichert, daß es keinen Orang-Outang gäbe, der die Eigenschaften und Größe besäße, welche ihm gewöhnlich von älteren und neueren Schriftstellern beigelegt werden. Außer dem Zeugnisse dieser Herren, sage ich, hat der Herr von Hogendorp, Resident zu Rembang, mir in einem Briefe aus Batavia vom 13. Mai folgendes berichtet: „Alles was ich ihnen berichten kann ist, daß der Orang-outang von der Größe, wie sie ihn bezeichnen, hier niemahls gesehen worden, und man zweifelt gar, daß es dergleichen gebe. Man hat hier wohl bisweilen kleinere Orang-outangs, jetzt aber gibt es hier keinen." In einem andern Briefe vom 25. September desselben Jahrs schreibt er mir: „Unterdessen habe ich die Ehre, ihnen einen Orang-outang zu schicken, nicht einen von fünf Fuß, wie sie ihn verlangen, dergleichen man finden zu können zweifelt, sondern einen, von dem man sagt, er sey ziemlich hübsch, und besitze einen Geist wie ein Teufel. Ich habe durch einen meiner Freunde nach Banjer-Massin schreiben lassen, zu sehen, ob man mir einen großen schaffen könne, und sollte er tausend Thaler kosten, so sollen sie ihn haben, wenn er

nur zu finden ist. Der Graf von Buffon, so ein großer Mann er auch ist, scheint mir sich in dem Abschnitte vom Orang-outang zu irren; derjenige, von dem Tulpius handelt, war aus der neuen Welt." Kurze Zeit nachher schrieb mir der Herr von Hogendorp wieder, daß er durch ein besonderes Glück im Stande wäre, mir zwei Orang-outangs zu schicken; aber sie sind beide auf der Reise gestorben, so viele Mühe man sich auch mit ihnen auf dem Schiffe gegeben hatte, und von beiden konnte man nur einen in Weingeist oder Arrak aufbewahren, den ich auch erhalten habe. Dieses Thier war aufgerichtet noch nicht zwei rheinländische Fuß hoch. Der andere war kaum größer, nach der Nachricht, die ich davon erhielt. In dem letzten Briefe desselben Jahrs vom 30. November sagt Herr von Hogendorp: „Ich schmeichle mir, sie werden die zwei lebendigen Orang-outangs erhalten haben, u. s. w. Ich besorge aber sehr, daß ich ihnen keinen solchen Orang-outang werde schicken können, als der Herr von Buffon beschrieben hat, und dergleichen sie zu haben wünschen. Der Herr Palm, Resident von Banjer-Massin, schreibt an den Herrn van der Becke, dem ich den Auftrag gegeben hatte, sich bei seinem Verwandten

wandten nach einem solchen großen Orang-outang zu erkundigen, Folgendes, welches ihnen zeigen wird, daß ich Gelegenheit gehabt hätte, einen zu bekommen, wenn die Sache möglich wäre. Was den großen Orang-outang anbelangt, welchen sie begehren, so bin ich deßwegen selbst in Cojontangin gewesen und habe den Prinzen inständig gebeten, mir, wenn es möglich wäre, einen zukommen zu lassen. Er versprach mir auch, in der Absicht Nachsuchung anstellen zu lassen, daß es aber sehr selten sey, diese Thiere von der von ihnen angegebenen Größe, nähmlich zu fünf Fuß, zu finden. Auch die ältesten Einwohner versicherten mich, sie hätten nie von so großen Orang-outangs gehöret. Indessen habe ich deßfalls an mehrern Orten Aufträge gegeben." Wenn man zu diesen mir gegebenen Nachrichten folgende Bemerkungen hinzu setzt, daß nähmlich die Orang-outangs des Tulpius, Tyson, Edwards und Buffons alle nicht größer als zwei, oder zwei und einen halben Fuß hoch waren; daß der mir im Jahre 1773 zuerst in Weingeist von dem batavischen Gouverneur van der Parre geschickte auch nicht über zwei Fuß hoch war; daß die beiden im Jahre 1774 durch den Herrn von Hogendorp geschickten ebenfalls

falls noch nicht zwei Fuß hatten; daß der Gegenstand dieser Beschreibung nur zwei und einen halben Fuß lang war; daß derjenige, den Hr. Camper im Jahre 1771 aus Ostindien erhielt, nach meiner Nachricht, noch kleiner war; und daß endlich derjenige, welchen der Herr Professor Allamand vor einigen Jahren bekam, ungefähr nur von gleicher Größe war: so scheint mir alles dieses hinreichend, die Richtigkeit meiner Behauptung zu beweisen, daß es in Ostindien keine andere größere Art von Orang-outangs gebe, als derjenige ist, welchen wir hier beschreiben wollen. Was die Aussage des Prinzen von Cojontangin betrifft, daß diese Thiere selten von der Größe von fünf Fuß gefunden würden, so scheint mir solches kein Uibergewicht hierüber vor der Aussage der alten, wahrscheinlich besser davon unterrichteten Einwohner zu geben, und diese behaupteten, niemahls von solchen großen Orang-outangs gehöret zu haben a). Wenn

a) Nachdem diese Beschreibung fertig war, trafen wir den Hrn. Dulez aus Bern in der Schweiz, welcher einige Jahre zu Borneo als Offizier in Kriegsdiensten gestanden, und vor kurzer Zeit von da zurück gekommen war. Wie wir ihm unsern Orang-

Wenn man hierzu unsere eigene schon angeführte Beobachtung nimmt, da wir bei der Ankunft dieses Orang-outangs mit aller möglichen Aufmerksamkeit maßen und fanden, daß er aufgerichtet nicht über zwei und einen halben rheinl. Fuß lang war, und daß wir, da er nach dem Tode aufs neue in eben der Stellung mit der größten Genauigkeit gemessen wurde, uns wunderten, ihn noch etwas kürzer zu finden; daher daß dieses Thier in den sieben Monathen seinen Hierseyns nicht das geringste größer geworden ist, welches gewiß sehr merklich geschehen wäre, wenn es jung und noch im Wachsthume gewesen wäre, wie wir solches bei vielen andern Thieren in der Menagerie beobachtet haben. Und noch ein Mahl, warum hätte man nicht, wie bei andern Affenarten, die größten gebracht, da die Größe doch immer mehr Bewunderung erregt. Von allen zehn oben angeführten Orang-outangs waren einige

Orang-Outang im Kabinette des Prinzen zeigten, versicherte er mich, er habe wohl kleinere von der Art gesehen, aber niemahls größere, und setzte hinzu, daß diese Thiere daselbst auch nicht sehr gemein wären.

nige kleiner, aber kein einziger, so viel ich weiß, größer als zwei und einen halben Fuß. Der Doktor Bontius sagt nichts von der wahren Größe seines Orang-outangs, aber gibt auch keinen Anlaß zu vermuthen, daß er größer gewesen sey.

Wenn wir nun zu diesen eilf Beispielen von der Größe dieser Thiere das Zeugniß der Herren von Hogendorp, van der Palm und Dulez, wie auch unsere Beobachtung, da der in des Prinzen Menagerie in sieben Monathen gar nicht größer ward, nehmen, so hat man nicht weniger als vierzehn bis funfzehn Beobachtungen, so wohl asiatischer als afrikanischer Orang-outangs, die zum Beweise gegen die vorgegebene Größe von fünf bis sechs Fuß streiten, welche einige Schriftsteller dieser Thieren beilegen.

Nachdem ich also zwanzig Jahre alle Mühe vergeblich angewandt hatte, einen wahren Orang-outang zu entdecken, und auch die Herren Gouverneurs Maßel und van der Parre, so wie der Herr von Hogendorp, sich alle ersinnliche Mühe gegeben hatten, so glückte es endlich dem Herrn O. L. Hemmy mir diesen Orang-outang lebendig für die Menagerie des Prinzen zu schicken. Nach

einem

einem Briefe, welchen Herr Hemmy mir zugleich vom 29. Febr. 1776 schrieb, hatte er denselben von seinem Sohne in Batavia mit einigen Nachrichten, die das Naturell des Thiers betreffen, erhalten, wovon wir gleich weiter handeln wollen, und das von Banjer-Massin auf der Insel Borneo gekommen war.

Am 29. Junius des vorigen 1776. Jahrs erfuhr ich seine glückliche Ankunft. Entzückt über diese angenehme Neuigkeit, und daß ich zum ersten Mahle ein so selten lebendig hierher gebrachtes Thier sehen sollte, beorderte ich dasselbe so nahe als möglich bei mir unterzubringen, um Gelegenheit zu haben, es nach meinem Gefallen zu untersuchen. Nachdem ich ihn also einen ganzen Monath, darin er sich völlig wohl befand, gehalten hatte, sah ich mich genöthigt, ihn in die Menagerie zu schicken, wegen der Menge der Neugierigen, die sich von Tage zu Tage so sehr vermehrten, daß es mir nicht möglich war, ihn lange Zeit bei mir zu behalten. Von seinem Naturelle und übrigen Eigenschaften können wir Folgendes mit Gewißheit anzeigen.

Da es ein Weibchen war, haben wir die größte Aufmerksamkeit angewandt, zu ent-

decken, ob es der monathlichen Reinigung unterworfen sey, ohne davon das Geringste zu bemerken. Im Fressen machte es gar keine Beutel an den Seiten der Kehle, wie alle übrigen Affenarten. Es war so gutmüthig, daß es niemahls das geringste Zeichen von Bosheit oder Falschheit zeigte; man konnte ihm ohne Furcht die Hand ins Maul stecken. Sein äußeres Ansehen hatte etwas Trauriges an sich, welches sich doch gar nicht in seinen übrigen Umständen zeigte. Es liebte Gesellschaft ohne Unterschied des Geschlechts, indem es bloß denen Leuten natürlichen Vorzug gab, die täglich für selbes Sorge trugen und ihm Gutes thaten, die es deßwegen lieber zu haben schien. Bisweilen warf es sich, wenn sie sich entfernten, auf die Erde, da es an der Kette lag, wie verzweifelungsvoll, schrie erbärmlich, und riß alles Leinenzeug, das es kriegen konnte, wenn es sich allein befand, in Stücke. Da sein Aufseher die Gewohnheit hatte, sich bisweilen bei ihm auf die Erde niederzusetzen, so nahm es ein anderes Mahl das Heu von seinem Lager, legte es an seine Seite, und schien durch alle seine Vorstellungen ihn einzuladen, sich zu ihm zu setzen. Einen Tag fand ich ihn in einer schrecklichen Verlegenheit. Das Thier, welches an einer großen Kette befe-
stigt

stigt war, die mit einem Ringe an einer langen senkrechten Eisenstange fest war, hatte diesen Menschen umgefaßt, und hielt ihn aufgerichtet gegen seine Brust gedrückt, so daß es ihn fest zwischen den Vorder- und Hinterfüßen eingeschlossen hielt, ohne daß es möglich war, ihn los zu machen. Da man ihm aber etwas Fressen auf einem Teller hingesetzt hatte, stieg es endlich herunter zu fressen, und ließ seinen Menschen los, welcher mir sagte, er habe sich bei dem Affen niedergesetzt, dieser sey auf seine Knie gestiegen, habe ihn so umfaßt, ohne ihm Schaden zu thun, und habe ihn schon einige Zeit in dieser Stellung gehalten, wie ich zur rechten Zeit gekommen, um ihn zu befreien.

Der gewöhnliche Gang dieses Thiers war auf vier Füßen, wie bei andern Affen; aber es konnte auch gut aufgerichtet auf den Hinterfüßen gehen, und mit einem guten Stock versehen hielt es sich oft lange Zeit darauf gestützt. Aber es setzte doch die Füße nie flach wie der Mensch, sondern auswärts gebogen, so daß es auf der äußern Seite der Hinterfüße stand, und mit einwärts geschlagenen Zehen; welches eine Geschicklichkeit auf die Bäume zu klettern anzeigt. Es war an einer Art von kupfernem Halsbande,

das mit einem kleinen Vorlegeschloß geschlossen war, und mit einer ziemlich langen Kette befestigt, und wohnte in einer Abseite unter einem sehr hohen Dache. Einen Morgen, als wir es zu besuchen kamen, fanden wir es kettenfrei, da es seinen Kopf durch das Halsband gezogen hatte; und wir sahen es mit wunderbarer Behendigkeit auf den Balken und schrägen Latten des Dachs steigen, während sich vier Menschen über eine Stunde bestrebten es wieder zu kriegen, und ihm das Halsband über den Kopf zu ziehen. Bei dieser Gelegenheit merkten wir eine außerordentliche Stärke in seinen Muskeln; nur mit vieler Mühe brachte man es dahin, auf dem Rücken zu liegen; zwei starke Menschen hatten genug zu thun, ihm die Füße, ein andrer ihm den Kopf zu halten, und der vierte ihm das Halsband über den Kopf zu bringen und besser zu befestigen. In dieser Freiheit hatte das Thier unter andern den Propfen von einer Flasche mit Mallaga-Wein gezogen, diesen bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken, und die Flasche wieder an die vorige Stelle gesetzt.

Dieser Orang-outang fraß fast von allem, was man ihm vorsetzte; seine gewöhnliche Nahrung war Brot, Wurzeln, besonders die gelben

Mohr-

Mohrrüben, alle Arten von Früchten, vorzüglich Erdbeeren, aber besonders lüstern schien er nach gewürzhaften Pflanzen, wie nach Petersilien und deren Wurzeln, zu seyn. Er fraß auch gekochtes und gebratenes Fleisch und Fische. Man sah ihn nicht nach Insekten haschen, darnach andere Affenarten sonst so begierig sind. Wie man ihm ein Mahl eine große Spinne und eine große Fliege gab, kauete er sie zwischen den Zähnen, als wenn er sie kosten wollte, und warf sie gleich darauf weg. Ich bot ihm ebenfalls einen lebendigen Sperling an; er nahm den Faden, der an dem Fuße des Vogels befestigt war, der ihm viele Frucht machte, wie er anfing zu fliegen, und wie der Sperling sich zu grob behandelt fand, und ihn in den Arm biß, wurde er darüber noch mehr erschrocken, und schien sehr empfindlich zu seyn. Da er ihn endlich todt gebissen hatte, zog er ihm einige Federn vom Leibe, biß da hinein, kostete das Fleisch, und warf es bald weg. In der Menagerie sah ich ein Mahl, wie er schon sehr krank war, daß er ganz wenig rohes Fleisch fraß, aber ohne ein Zeichen des Wohlgeschmacks. Ich gab ihm ein rohes Ei, das er mit den Zähnen öffnete, und mit vielem Wohlgeschmacke ganz aussoff. Nach einer Nachricht vom Vorgebirge der guten Hoffnung hatte er daselbst

selbst einige Töpfe voll Farben ausgeleert, wonach er sich übel befand, aber vermittelst einer Flasche süßes Oehl, die man ihm nehmen ließ, und einigen öhligen Klystieren erhohlte er sich sehr bald. Gebratenes und Fische waren seine Lieblingskost. Man hatte ihn gelehrt mit Löffel und Gabel zu essen. Wenn man ihm Erdbeeren auf einem Teller gab, so war es ein Vergnügen zu sehen, wie er eine nach der andern mit der Gabel aufspießte und zum Munde führte, indem er mit der andern Hand den Teller oder das Unterschälchen hielt. Sein gewöhnliches Getränk bestand in Wasser; aber er trank sehr gern alle Arten Wein, und vorzüglich den Malla-ga-Wein. Gab man ihm die Flasche, so zog er mit der Hand den Propfen aus, und trank so gern aus derselben als aus einem Bierglase, und trocknete sich darauf wie ein Mensch die Lippen entweder bloß mit der Hand oder mit Leinwand ab. Gab man ihm, nachdem er gefressen hatte, einen Zahnstocher, so bediente er sich desselben so wie wir. Er zog sehr geschickt Brot und andere Sachen aus den Taschen. Man versicherte mich, daß als er auf dem Schiffe war, er frei herumlief, mit den Matrosen spielte, und wie er zur Küche lief, um seinen Antheil zu hohlen.

Bei anbrechender Nacht legte er sich nieder und die Anstalten, die er zu seiner Ruhe machte, waren in einigen Stücken noch auffallender als seine Weise zu essen und zu trinken. Er schlief nicht gern in seinem Gemache, wie es mir schien aus Furcht, daselbst eingeschlossen zu werden. Wenn er sich niederlegen wollte, legte er das Heu seines gewöhnlichen Lagers zurecht, schüttelte es gut, und trug dazu so viel zum Kopfküssen als nöthig war, legte sich am öftersten auf die Seite, und deckte sich vorn zu, weil er sehr frostig war, obgleich er am Vorgebirge der guten Hoffnung schon an ein kälteres als das ostindische Klima gewöhnt war. Einige Mahle sahen wir etwas von ihm, das uns besonders das erste Mahl sehr in Verwunderung setzte. Nachdem er nähmlich sein gewöhnliches Lager bereitet hatte, nahm er ein Stück Leinwand, das bei ihm lag, breitete es aus, legte mitten darein Heu, faßte oben die vier Zipfel zusammen, und trug dieses Pack mit vieler Geschicklichkeit nach seinem Lager, um ihm zum Kopfküssen zu dienen, und zog darauf die Decke über seinen Leib. Des Tages schlief er stoßweise, aber nicht lang. Sehr oft setzte er sich auf den Hintern, und hüllte sich in eine Kleidung, die er sich auf den Kopf setzte, bisweilen auch

bloß

bloß um den Hals und um den Leib schlug, um sich gegen die Kälte zu schützen, obgleich es im Sommer und bei großer Hitze war; welches ihm dann ein lächerliches Ansehen gab. Als er ein Mahl mit vieler Aufmerksamkeit sah, wie ich mit einem Schlüssel das Schloß seiner Kette auf- und zuschloß, ergriff er ein klein Stück Holz, das bei ihm lag, stach es in das Schlüsselloch, drehete es nach allen Seiten vor- und rückwärts, und sah zu, ob sich das Schloß öffnete. Da er an einer starken Kette an einer langen Eisenstange fest war, an welcher er bisweilen sehr hoch, bis zu einem Balken des Dachs stieg, so ließ ich, um ihn daran zu hindern, einen Ring der Kette mit einer eisernen Klammer auf den Boden nageln. Wie er aber, ich weiß nicht wie, aus einem Brete seines Gemachs einen großen, fünf Zoll langen Nagel bekommen hatte, versuchte er die Krampe auszuziehen, und bediente sich dazu des Nagels wie eines Hebels.

Man gab ihm ein Mahl eine sehr junge Katze. Er beroch sie überall, besonders hinten (wie er bei dem Sperling gethan hatte, und fast bei allem, was man ihm gab, that). Da aber die etwas grob behandelte Katze

ihm

ihn in die Arme kratzte, warf er sie bei Seite, besah seine Wunden, und wollte dieses kleine Thier nicht weiter anrühren.

Wenn er auf den Boden seines Gemachs geharnt hatte, nahm er bisweilen ein Stück Zeug, und trocknete es sehr reinlich ab. Ein Mahl sah man, daß er seinen Harn in die Hand nahm und trank, obgleich er seinen Durst kurz vorher gestillt hatte.

Gleich nach seiner Ankunft hatte man ihn in eine Kammer bei einem Schranke von Nußbaum gesetzt, bisweilen nahm er einen von seinen Lappen, und wischte damit sorgfältig den Staub von den Füßen dieses Spinds. Wenn Herren in Stiefeln kamen, ihn zu sehen, bediente er sich auch bisweilen eines kleinen Aschenbesens, der bei ihm lag, und machte damit ihre Stiefel sauber rein. Auch schnallte er die Schuhe der Zuschauer mit solcher Fertigkeit auf, als ein Bedienter es zu thun im Stande ist.

Alle Knoten in einem Stricke, oder deßgleichen, so verwickelt und vielfach sie auch waren, wußte er sehr geschickt mit den Fingern aufzumachen, oder wenn sie zu fest waren, mit den Zähnen; aber er schien nicht

zu wissen, wie er sie machen solle. Wenn er etwas haben wollte, das er mit den Händen oder Vorderfüßen nicht erreichen konnte, legte er sich lang auf den Rücken auf die Erde, und ergriff die Sache mit den ausgestreckten Hinterfüßen. Einige Mahle bediente er sich in der Absicht auch eines langen Stückes Zeug, und schlug damit den Gegenstand so lang bis er ihm nahe genug war. Wenn er ein Glas oder Napf in einer und einen Stock in der andern Hand hatte, hielt es schwer es ihm zu nehmen, weil er beständig mit dem Stocke auswich und focht, um es zu behalten.

Man hörte ihn nie schreien, es sey denn, wenn er sich allein befand, und dann kam sein Geschrei dem Heulen eines jungen Hundes nahe, endlich ward es gröber und rauher, welches ich mit nichts besser vergleichen kann, als mit dem Lerm einer großen Säge, wenn sie das Holz durchschneidet.

Wir haben schon angeführt, daß dieses Thier eine außerordentliche Stärke besaß; aber dieselbe war vorzüglich merklich in den Vorderfüßen oder Händen, deren es sich vorzüglich, wie alle anderen Affenarten, bediente, und damit die schwersten Lasten heben und fortschaffen konnte.

Sein Auswurf, wenn er sich wohl befand, bestand in ovalen Stücken.

Ein besonderer Umstand, der, so viel ich weiß, noch bei keinem andern als diesem Thiere beobachtet ist, bestand in folgendem: als er in der Menagerie ganz gesund war, spukte ihm jemand in die Hand; er besah den Speichel und leckte ihn, sammlete ihn ebenfalls in seinem Maule, und spukte ihn auch so natürlich in seine Hand als ein Mensch es nur thun mag. Sein Speichel war schaumend wie beim Menschen. Diese zufällig gemachten Beobachtungen habe ich von meinem gelehrten Freunde, dem Herrn Tak, Doktor der Arzeneiwissenschaft in Leiden.

Nachdem ich ihn, wie gesagt, mit aller Sorgfalt vier Wochen nahe bei mir gehalten hatte, schickte ich ihn den 28. Jul. mit aller möglichen Vorsicht in ein besonders für ihn bereitetes Quartier in der Menagerie. Nach einigen Monathen, während welcher Zeit das Thier sich ganz wohl befunden hatte, ward es im November krank, zitterte an allen Gliedern, und hatte eine Art von Durchfall; eine kleine Gabe Rhabarber schien es völlig herzustellen. Aber dieses war von keiner langen Dauer, und kurz darauf fiel das

Thier

Thier in eine abzehrende Krankheit und starb daran am 22. Januar 1777. Nach den Berichten hatte es kurz vorher stark geseufzet, worauf ein Geröchel mit der Kehle und darauf der letzte Athem folgte, nachdem es hier ungefähr sieben Monathe gelebt hatte 3).

Die Beschreibung des Orang-outang aus Ostindien ist folgende: „Aufgerichtet betrug seine Höhe zwei und einen halben rheinländischen Fuß. Bei seiner Ankunft in diesem Lande war er nicht mager, sondern sehr gut bei Leibe, obgleich seine vordern und hintern Beine gar nicht so fleischig waren, als der gelehrte Tulpius sie in seiner Abbildung vorstellt; aber der Bauch, besonders wenn er auf dem Hintern saß, war gleichfalls dick und aufgetrieben. Dieses Weibchen hatte die Brustwarzen sehr klein und ganz nahe an den Achseln sitzen. Der Nabel glich sehr einem Menschennabel."

Die

3) Hierauf folget eine Vertheidigung des Herrn Vosmaer gegen Beschuldigungen des Herrn Forsters im zweiten Theile seiner Reise um die Welt, die wir hier übergehen.

D.

„Die Vorderbeine oder Arme waren von der Achsel bis an das Ende der Mittelzehen drei und zwanzig Zoll lang; die Hand allein bis an das Ende der Mittelzehe sieben Zoll; die Mittelzehe war drei und einen halben Zoll lang, die erste etwas kürzer, die dritte etwas länger, die vierte oder kleine Zehe viel kürzer, aber der Daum noch mehr. Alle Zehen haben drei Glieder, der Daumen nur zwei, und alle sind mit einem runden, schwarzen Nagel versehen."

„Die Hinterbeine waren von der Hüfte bis zur Ferse zwanzig Zoll lang, aber das Dickbein nach Verhältniß viel kürzer als das Dünnbein. Die Füße, wenn sie flach standen, waren vom Ende des Haken bis an das Ende der Mittelzehe acht Zoll lang. Die Fußzehen sind kürzer als die Finger der Hand oder des Vorderfußes, die mittelste ist auch etwas länger als die übrigen; aber hier ist der Daumen oder große Zehe viel kürzer als der Daumen der Hand oder des Vorderfußes. Die Nägel an den Zehen sind wie an den Fingern schwarz; aber dem Daumen oder der großen Zehe, die nur zwei Glieder hat, fehlet der Nagel gänzlich in allen vier asiatischen Thieren dieser Art, die mir bekannt sind. Vielleicht ist dieses ein Unterscheidungszei-

chen

chen von der amerikanischen Art, deren Daumen oder große Zehe einen Nagel zu haben scheint.

Die innere Seite der Vorder- und Hinterfüße ist ganz nackt ohne Haare, mit einer ziemlich sanften schwarzfalben Haut bedeckt; aber nach dem Tode und schon in der Krankheit des Thiers war diese Haut viel weißer geworden. Die Zehen an den Vorder- und Hinterfüßen waren auch ohne Haare.

Die Lenden sind nicht nackt noch schwielig wie bei andern Affen, aber man kann keine Backen oder Dickfleisch daran wahrnehmen, noch das geringste Zeichen vom Schwanze. Das Gesicht ist vorn ganz mit einer kahlen, mausfarbigen Haut bedeckt. Die Schnautze oder das Maul ist ein wenig hervorstehend, obgleich nicht so sehr als an den Magots; aber das Thier konnte es auch sehr hervor strecken und zurück ziehen. Die Oeffnung des Mauls ist wie bei den meisten vierfüßigen Thieren sehr breit. Um die Augen, auf den Lefzen und auf dem Kinne war die Haut etwas mehr fleischfarbig. Die Augen sind blaulichbraun, in der Mitte schwarz.

So

So wohl die obern als untern Augenlieder sind mit kleinen hervorstehenden Wimpern versehen. Die Nase ist unten sehr breit. Im obern Kinnbacken sind vier Vorderzähne, worauf an jeder Seite ein Zwischenraum, darauf auch an beiden Seiten ein Backenzahn folgt, der länger ist, und dann zählt man oben noch an jeder Seite drei Mahlzähne, von welchen der letzte der größte ist. Eben die Ordnung findet im untern Kinnladen Statt. Die Zähne sind den Menschenzähnen sehr ähnlich, und geben durch ihre Größe und Breite zu erkennen, daß das Thier ausgewachsen sey. Inwendig war das Maul oder der Gaumen von schwarzer Farbe, hingegen unter der Zunge fleischfarbig. Das Zahnfleisch um die Zähne des untern Kinnbackens ist auch schwarz. Die Zunge ist lang, vorn abgerundet, glatt und sanft. Die Ohren sind ohne Haar und von menschlicher Gestalt, aber viel kleiner als andere sie vorgestellt haben. Bei seiner Ankunft hatte das Thier kein Haar als nur das schwarze auf dem Hintertheile des Leibes, auf den Armen, den Lenden und Hinterbeinen. Der Kopf oben oder hinten, die Brust und der Bauch zeigt nur eine nackte mausfarbige Haut. Auf den Armen bemerkte man diesel-

be

be Richtung des Haares, deren Tyson erwähnt, nähmlich von der Schulter bis zum Elbogen nach unten, und von der Hand oder dem Vorderfuße bis nach oben zu bis zum Elbogen, und also in entgegengesetzter Richtung. Bei herannahendem Winter bekam das Thier viel mehr Haare, und als der Hofmahler Herr Haag die Abbildung davon machte, war der Kopf ganz mit kurzen braungelben Haaren bedeckt. Der Rücken, die Brust, und alle übrigen Theile des Leibes waren eben so mit hellkastanienbraunem Haare bedeckt, so daß es ein ganz verschiedenes Thier zu seyn schien. Die längsten Haare auf dem Rücken waren drei Zoll lang. Vosmaer.

Der Pithekos. T. CCCLXVI.

Büff. N. d. Vierf. T. XVII. T.

Der Pithekos a) 1)

oder

der gemeine Affe.

Schreber Säugth. Tab. IV.

Es gibt gewisse Thiere, sagt Aristoteles, deren Natur zweifelhaft ist, indem sie vom Menschen etwas und etwas von den vierfüßi-

a) Pitheque. Griechisch Πιθηκος Lateinisch Simia. Chinchin in der Tartarei nach Rubruquis. Sinsin in China nach le Pere du Halde. Ital. Simia, Mona. Span. Simio, Ximio, Mono; weibl. Ximia, Mona. Portug. Bogio, Bugio; weibl. Bogia. Engl. Ape. Holl. Aap. Russ. Obesjuan etc.

füßigen Thieren an sich hat: dergleichen Thiere sind der Pithekos, der Kebos, und der Cynoce-

Pithecus. Arist. Hist. Animal. Lib. II. Cap. VIII.

Simia. Jonston de quadrup. tab. 59. duae figurae.

Simia simpliciter dicta, cauda carens. Ray Synops. quad. p. 149.

Figura prima est earum simiarum, quae caudas non habent; hae caeteris facilius et citius mansuefiunt, caeterisque solertiori ingenio praestant hilarioresque et versutiores existunt. Prosp. Alpin. Hist. Aegypti, Lib. IV. tab. XX. fig. 1.

Simia unguibus omnibus planis et rotundatis. — Le singe. Brisson Regn. anim. pag. 188. B.

1) Simia (Silvanus) brachiis corpore brevioribus, natibus calvis, capite subrotundo. Erxleb. Mammal. p. 11. n. 3.

Simia. Plin. hist. nat. VIII. c. 54.

Πιθηκος. Aelian. anim. V. c. 26.

Simia. Gesn. quadr. p. 957.

Simia. Aldrov. digit. p. 199.

Simia. Jonst. quadr. p. 96. 137.

Cercopithecus. Jonston quadr. tab. 59. inferior ad sinistram med.

Simia, ein Aff. Gesn. Thierb. p. 1. Abbschlecht (eine bessere p. 2.).

Simia.

nocephalus. Der Kebos ist ein Pithekos mit einem Schwanze; der Cynocephalus ist dem Pithe-

Simia. Ludolf. Aeth. I. c. 10. n. 52.

Simia ſimpliciter dicta cauda carens. Sloan, Jam. II. p. 318.

Ein Aff. Meyer Thiere I. tab. 13. (Abb. mittelmäßig).

Simia ecaudata, rufo-nigricans. Linn. Syſt. nat. VI. p. 3. n. 4.

Simia acauda capite majore. The great headed Simia, with no tail. Hill. anim. p. 536.

Simia (vulgaris) ecaudata, clunibus tuberoſis. Linn. Muſ. Adolph. Frid. I. pag. 1.

Simia (Sylvanus) ecaudata, clunibus tuberoſo-calloſis. Linn. Syſt. nat. X. I. p. 25. n. 2.

Singes. Dict. anim. IV. p. 194. cum congener.

Aap zonder Staart, het Gat Eeltagteg uit puilende. Houtt. nat. hiſt. I. p. 336.

Singe. Bom. dict. IV. p. 226.

Simia (Sylvanus) ecaudata, natibus calvis, capite ſubrotundo. Linn. Syſt. nat. 12. I. p. 34. n. 2. XIII. I. p. 27. n. 2.

Le Pitheque. Buffon Hiſt. Nat. XIV. p. 84. Ed. in 12., Tom. VII. pag. 101.

The Pigmy ape. Penn. Syn. quadr. p. 98. n. 64. tab. 12. fig. 1.

Pite-

Pithekos völlig ähnlich, nur ist er größer und stärker, und hat eine hervorstehende Schnautze, die beinahe wie die Schnautze eines Hundes gestaltet ist; von diesem Kennzeichen hat man auch seinen Nahmen hergenommen. Er ist von wildern Sitten, und hat stärkere Zähne als der Pithekos; seine Zähne gleichen mehr den Zähnen eines Hundes. Aus dieser Stelle erhellet, daß der Pithekos und Cynocephalus des Aristoteles keinen Schwanz haben, weil er sagt, diejenigen Pithekos, die Kebos genannt würden, hätten einen Schwanz, und der Cynocephalus wäre dem Pithekos in allen Stücken ähnlich, ausgenommen, daß seine Schnau-

tze

Piteco. Aleſſ. quadr. IV. tab. 198.

Der Waldteufel. Müller Natursyst. I. p. 120.

Der gemeine Affe, Simia Silvanus. Schreb. Säugth. I. p. 68. n. 3. tab. 4. (Abb. eigen, gut).

Affe der Alten. Mart. Naturlex. I. p. 546. fig. aus Schreb.

Der gemeine Affe. Der Pitheke. Zimmerm. geograph. Zool. 2. p. 175. n. 72.

Der gemeine türkische Affe. Simia Sylvanus. Blumenb. Handb. 3. p. 66. n. 4.

D.

ze mehr hervorstehend, und seine Zähne dicker wären. Aristoteles erwähnt also zweier Gattungen ungeschwänzter Affen, des Pithekos und des Cynocephalus, und er erwähnt anderer geschwänzter Affen, die er Kebos nennt. Vergleichen wir also dasjenige, was wir bereits wissen, mit dem, was Aristoteles wußte, so bemerken wir, daß wir schon drei Gattungen ungeschwänzter Affen gesehen haben, nähmlich den Orang-outang, den Gibbon und den Magot, daß aber keine dieser drei Gattungen der Pithekos seyn kann, weil die beiden ersteren, nähmlich der Orang-outang und der Gibbon, dem Aristoteles gewiß nicht bekannt waren, indem diese Thiere sich nur in den südlichen Gegenden von Afrika und Indien finden, das zu seiner Zeit noch nicht entdeckt war, und weil sie übrigens Kennzeichen an sich haben, die sich von denen, die er dem Pithekos beilegt, hinlänglich unterscheiden. Aber die dritte Gattung, die wir Magot nannten, ist der Cynocephalus des Aristoteles; er hat alle Merkmahle von ihm, hat keinen Schwanz, hat eine Schnautze wie ein Hund und dicke und lange Hundszähne; er ist übrigens gemeiniglich in Kleinasien und den übrigen Provinzen des Morgenlandes zu Hause, die die Griechen schon kannten; auch der Pithekos ist dort einheimisch.

misch. Wir haben ihn nicht gesehen, und kennen ihn nur aus dem Zeugnisse der Schriftsteller. Indessen zweifeln wir nicht, daß er eben so wohl wie der Cynocephalus wirklich existirt, obgleich in den zwanzig Jahren, da wir uns mit Untersuchung der Affen beschäftigen, diese Gattung uns niemahls vorgekommen ist. Gesner und Johnston haben von diesem Affen, Pithekos, Abbildungen geliefert. Herr Brisson b) führt an, er habe ihn

b) Erste Race von Affen, die ungeschwänzten mit kurzer Schnautze: 1. der Affe (Singe). Ich habe verschiedene Affen gesehen, die nur der Größe nach von einander verschieden waren; ihr Gesicht, ihre Ohren, ihre Nägel sind dem Gesichte, den Ohren und Nägeln des Menschen sehr ähnlich. Das Haar, das den ganzen Körper, außer dem kahlen Gesäße, bedeckt, ist von vermischter grünlicher und gelblicher Farbe. Oberhalb des Körpers ist das Grünliche und unterhalb das Gelbliche die Hauptfarbe. — Zweite Race von Affen, die ungeschwänzten mit verlängerter Schnautze: 1. Der Affe Cynocephalus. Er unterscheidet sich vom Affen bloß durch die längere Schnautze, die wie eine Hundsschnautze gestaltet ist, sonst gleicht er ihm in allem. Ich habe ihrer mehrere gesehen, die

ihn gesehen, und unterscheidet ihn vom Cynocephalus oder Magot, den er ebenfalls gesehen zu haben vorgibt. Er bestätigt was Aristoteles sagt, und versichert, diese beiden Thiere wären einander in allen Stücken ähnlich, außer in der Schnautze, die beim Pithekos oder eigentlichen Affen kurz, beim Cynocephalus aber verlängert wäre. Wir sagten vorhin, der Orang-outang, der Pithekos, der Gibbon, und der Magot wären die einzigen Thiere, bei denen der generische Nahme Affe anwendbar wäre, weil sie die einzigen sind, die keinen Schwanz haben, und die lieber und häufiger auf zwei Füßen als auf vieren gehen; der Orang-outang und der Pithekos sind vom Gibbon und Magot sehr verschieden. Weil aber beide sich in allen Stücken gleichen, ausgenommen in der Größe der Kinnbacken und der Dicke der Hundszähne, so hat man sie oft mit einander verwechselt. Man hat sie immer unter dem gemeinschaftlichen Nahmen Affe begriffen; selbst in denjenigen Sprachen, die für die ungeschwänzten Affen einen besondern

die nur durch die Größe von einander verschieden waren. Brisson regn. anim. p. 189. 191.

dern Nahmen und einen andern für die geschwänzten Affen haben, hat man den Pithekos nicht vom Magot unterschieden. Man nennt beide im Deutschen Affe, im Englischen ape; nur in der griechischen Sprache bekommt jedes Thier seinen eigenen Nahmen. Uibrigens ist das Wort Cynocephalus mehr eine adjektive Benennung als ein Substantivum proprium, und wir haben es aus diesem Grunde nicht beibehalten.

Es scheint sich aus den Zeugnissen der Alten zu ergeben, daß der Pithekos unter allen ihnen bekannten Affen der frömmste und gelehrigste gewesen, und daß sein Vaterland Asien, Lybien und die übrigen afrikanischen Provinzen gewesen seyn, die die griechischen und römischen Reisenden zu besuchen pflegten. Dieß bringt mich auf die Vermuthung, man müsse folgende Stellen des Leo Afrikanus und des Marmol auf diese Affengattung deuten: sie sagen, die langgeschwänzten Affen, die man in Mauritanien antrifft, und die die Afrikaner Mones nennen, kommen aus dem Lande der Negern her, die ungeschwänzten Affen aber sind in den Gebirgen von Mauritanien, Bugia und Konstantina zu Hause, und sind dort in großer Menge. „Sie haben, sagt

sagt Marmol, Füße, Hände, und wenn ich so sagen darf, ein Gesicht wie der Mensch, sind sehr klug und sehr boshaft; sie leben von Gras, Getreide und allerhand Baumfrüchten, die sie truppweise von den Feldern und aus den Gärten stehlen. Ehe sie sich aber aus ihrer Festung heraus wagen, steigt einer von ihnen auf eine Anhöhe, von wo er das ganze Feld übersehen kann; sieht er, daß niemand da ist, so gibt er den andern durch ein Geschrei zu erkennen, daß sie jetzt heraus gehen können; er selbst weicht nicht von der Stelle, so lange seine Kameraden außen sind. So bald er aber jemand kommen sieht, so schlägt er ein lautes Geschrei auf; alle machen sich auf, springen von Baum zu Baum, und flüchten sich in die Gebirge. Es ist lustig ihre Retirade anzusehen, denn die Weibchen haben oft vier bis fünf Junge auf dem Rücken, und machen dessen ungeachtet große Sprünge von einem Zweige zum andern. Man fängt sie durch verschiedene Kunstgriffe in beträchtlicher Anzahl, ob sie gleich sehr fein sind; wenn sie böse werden, so beissen sie, so bald man sie aber nur ein wenig liebkoset, so beruhigen sie sich leicht. Sie thun den Früchten und dem Getreide großen Schaden, weil sie nichts anders thun, als abbrechen, abreissen und an die Erde

werfen,

werfen, die Frucht mag reif seyn oder nicht. Sie verderben weit mehr, als sie aufessen und mit sich nehmen. Wenn sie zahm sind, so machen sie unglaubliche Dinge. Sie ahmen dem Menschen in allem nach, was sie von ihm sehen c). Kolbe erzählt fast das Nähmliche von den Affen des Vorgebirges der guten Hoffnung. Man sieht aber aus seiner Abbildung und Beschreibung, daß er von Babouinen redet, denn diese haben einen kurzen Schwanz, eine längliche Schnautze, spitzige Nägel u. s. w.; sie sind auch dicker und stärker als die mauritanischen Affen d). Man darf also muthmaßen, daß Kolbe die Stelle aus Marmol abgeschrieben, und die natürlichen Eigenschaften des mauritanischen Pithekos dem Babouine am Kap beigelegt hat.

Der Pithekos, Magot und derjenige Babouin, den wir Papion nennen, waren alle drei den Alten bekannt; denn diese Thiere sind sämmtlich in Kleinasien, in Arabien, in Ober-Aegypten und in dem ganzen

c) L'Afrique de Marmol, Tome I. p. 57.

d) Man sehe den nachfolgenden Artikel vom Papion.

zen nördlichen Theile Afrika's zu Hause. Man könnte also die Stelle aus Marmol auch auf diese drei anwenden; aber es ist klar, daß sie nicht auf den Babouin zielt, weil darin von ungeschwänzten Affen geredet wird. Was mich hingegen vermuthen läßt, daß der Verfasser nicht vom Magot sondern vom Pithekos redet, ist dieses: der Magot ist nicht leicht zahm zu machen; er wirft gewöhnlich nur zwei Junge, und nicht vier oder fünf wie Marmol sagt; hingegen der Pithekos, der kleiner ist, kann ihrer mehrere werfen. Dieser Affe ist sanfter und gelehriger als der Magot, der sich nur mit Mühe bändigen und niemahls völlig zahm machen läßt. Alle diese Gründe überzeugen mich, daß man jene Stelle der afrikanischen Schriftsteller nicht vom Magot, sondern vom Pithekos verstehen müsse. Eben dieß trifft auch bei einer Stelle des Rubruquis zu e), worin er der Affen von Cathay erwähnt; er sagt nähmlich: daß sie in allen Stücken die Gestalt und Manieren des Menschen an sich haben; — daß sie nur einen Elbogen hoch und ganz mit Haaren bedeckt sind; daß sie in Höhlen wohnen, worein man starke berauschende

e) Relation de Rubruquis, p. 176. suiv.

schende Getränke setzt, um sie zu fangen; daß sie alle zugleich hervor kommen, um von diesem Getränke zu kosten; daß sie dabei Chinchin schreien, daher man ihnen den Nahmen Chinchin gegeben habe; daß sie sich betrinken und dabei einschlafen, so daß die Jäger sie nachher leicht fangen können. Diese Kennzeichen kommen nur dem Pithekos und gar nicht dem Magot zu; wir haben den letztern lebendig gehabt, haben ihn aber niemahls Chinchin schreien hören. Uibrigens ist er höher als ein Elbogen, und gleicht dem Menschen nicht so sehr als der Verfasser sagt. Eben diese Gründe haben uns auch bewogen, dem Pithekos und nicht dem Magot die Abbildung und Beschreibung des Prosper Alpinus zuzueignen, worin er versichert, daß die kleinen ungeschwänzten Affen, die er in Aegypten gesehen habe, geschwinder und leichter zahm zu machen wåken als die andern, daß sie mehr Verstand und Munterkeit hätten, und daß sie lustiger und schäkerhafter wären als alle übrigen. Der Magot ist aber dick und groß von Wuchs; er ist garstig, finster, wild, und wird nur halb zahm; es schicken sich also die Kennzeichen, die Prosper Alpinus seinem ungeschwänzten Affen beilegt, auf keine Weise für deu Magot; sie

können

können keinem andern Thiere als dem Pithekos zugeeignet werden.

Unterscheidungskennzeichen dieser Gattung.

Der Pithekos hat keinen Schwanz; die Hundszähne sind bei ihm nach Verhältniß nicht größer als beim Menschen; er hat ein plattes Gesicht, platte Nägel, die wie beim Menschen zugerundet sind; er geht auf seinen beiden Füßen, ist ungefähr einen Elobgen oder aufs höchste einen und einen halben Fuß hoch; sein Naturell ist sanft, man kann ihn auch leicht zahm machen. Die Alten sagten, daß das Weibchen dem periodischen Blutabflusse unterworfen wäre, uns läßt die Analogie nicht daran zweifeln.

Anhang
zum gemeinen Affen.

Da der Herr Graf von Buffon gesteht, den Pithekos nicht selbst gesehen zu haben, noch eine Abbildung davon liefert, so soll hier die Beschreibung des Herrn Schrebers folgen. „Ein länglicher Kopf, kurzes, plattes Gesicht und kurze Arme unterscheiden dieses Thier von den übrigen ungeschwänzten Affen. Das Gesicht ist in der Mitte kahl und runzelig, die Ohren den menschlichen ähnlich, aber mehr abstehend, kürzer, rundet und breiter gesäumt, der Hals kurz, die Finger vorwärts kahl, zusammengedrückt, mit länglichen, halbcylindrischen, vorn breiten Nägeln, welche jedoch an dem sehr kurzen Daumen flach und rundlich sind; der Schwanz, wenn man einen kleinen knochenlosen Fortsatz

satz der Haut so nennen darf, welcher ungefähr an der Stelle des Schwanzes stehet, ist wenige Linien lang.

Die Haut hat auf dem Kopfe, am Leibe, vornehmlich aber auf der Brust, wo sie zwischen den Haaren hervor scheinet, eine dunkelblauliche Farbe. Doch ist das Gesicht, die Backen ausgenommen, schmutzigweiß oder vielmehr fleischfarbig, die Haut am Halse eben so, unter den Achseln und auf der untern Seite des Armes, auch auf der inwendigen Seite der Beine bis an den Bauch hinauf, um die Gegend der Weichen, weißlich; die Ohren sind schwärzlich; auch die wenigen Barthaare sind, wie die Augenwimpern, schwärzlich, und die Backen mit schwarzen hinterwärts gestrichenen Haaren eingefaßt. Das Kinn ist unbärtig, weißlich, wie der Hals vorn ebenfalls ist. Das Haar auf dem Kopfe ist brandgelb, auf der Stirn bisweilen dunkelbräunlich. Der Rücken ist in der Mitte dunkelbraun, gelbbraun oder gelblich weißgrau mit eingemischten dunklern und schwärzlichen Haaren; denn die Farbe des Thieres ist sich nicht immer völlig gleich. Die Seiten sind blasser, ins Graue schattiert. Der Bauch ist weißgrau, welches sich unterwärts ins Gelbbräunli-

bräunliche verliert. Die Haare auf den Händen sind dunkler als auf dem Rücken, die Haut derselben, soweit sie kahl ist, schwarz. Die Gesäßschwielen, der After und Schwanz sind fleischfarbig.

Die vier Vorderzähne in der obern Kinnlade sind von den daranstoßenden Seitenzähnen durch einen schon an der Kinnlade merklichen Zwischenraum abgesondert. In der untern ist ein solcher weder zwischen den Vorder- und Seitenzähnen, noch zwischen diesen und den Stockzähnen wahrzunehmen; doch entfernt sich jeder Seitenzahn von dem benachbarten Vorderzahne mit der Spitze so, daß dadurch eine kleine Lücke entstehet. Die Vorderzähne der obern Kinnlade gehen in einer schiefen Richtung aus derselben heraus; die beiden mittlern sind fast noch ein Mahl so breit als die äußern, und haben eine lange, gerade Schneide. Die in der untern Kinnlade sind von mittlerer Größe. Die Seitenzähne in der obern Kinnlade sind nicht länger als die Vorderzähne, breit wie am Menschen, und stumpf, die in der untern konisch und spitzig; ich habe sie noch nicht länger gesehen als die Backenzähne. Diese kommen den Vorderzähnen an Länge gleich, und haben ziemlich spitzige Ecken; die beiden vordern

in der obern Kinnlade haben zwei, die beiden hintern vier; der vor dere in der untern hat eine Spitze, von welcher eine breite Fläche vorwärts herabgehet, die hintern vier wie oben.

Aethiopien, Arabien und ein Theil von Indien ist das Vaterland dieses Affen, welcher von daher häufig nach Europa kommt, und der gemeinste unter denen ist, die von Herumläufern für Geld gezeigt werden.

Seine Nahrung sind Früchte, Wurzeln, Blätter, Brot, allerlei Insekten und Gewürme. Fleisch verschmähet er mit Abscheu. Er trinkt Wasser, süße Milch, Bier, Wein u. s. w. aus der hohlen Hand oder aus Geschirren.

Seine gewöhnliche Grimasse ist eine sehr schnelle Bewegung der Lippen nach allen Richtungen, die ein verzerrtes Lächeln vorstellet, und mit einem ungemein geschwinden Zusammenschlagen der Zähne vergesellschaftet ist. Damit gibt er Verlangen, Abscheu, Freude, Unwillen und Zorn zu erkennen. Sein Laut, wenn er in die Enge getrieben wird, ist ein heftiges kurzes Gekreisch.

Er ist sehr unbändig, wenn er alt gefangen wird. Ein vollwüchsiger Affe von dieser

Gattung, der etwas größer ist als ein Fuchs, bezwingt einen ziemlich starken Mann. Insonderheit sind die Weibchen furchtbar, wenn sie Junge haben.

Keine Art Affen vermehrt sich so leicht in der Gefangenschaft als diese, selbst in ziemlich kalten Ländern. Das Weibchen gehet in den zehnten Monath trächtig. Die Jungen sind anfänglich auf dem Rücken schwärzlich und im Gesichte weiß. Sie kleben der Mutter beständig an der Brust oder dem Bauche, so lange sie sich von ihrer Milch nähren, und werden von den Aeltern gekannt und geliebkoset, wenn sie auch schon ziemlich heran gewachsen sind. Jung lassen sie sich nicht nur sehr zahm machen, sondern auch zu einigen Künsten abrichten, worin sie es aber doch selten zu einer großen Fertigkeit bringen.

Vermuthlich ist diese Art Affen eben diejenige, welche die Griechen und Römer am meisten gekannt und mit den Benennungen Πίθηκος und simia bezeichnet, auch viele Mährchen von ihnen hinterlassen haben. Daß sie aber auch zu den Erzählungen von den Pyg-

mäen

mäen Anlaß gegeben haben sollte, wie Herr Pennant meinet, ist um deßwillen nicht sehr wahrscheinlich, weil diese, so weit sie nicht erdichtet sind, besser zu den Orang-outangs passen. Schreb.

Der Gibbon a) 1).

a) Der größere. Buff. Allg. Hist. d. Nat. XIV. Tab. 2.

b) Der kleine. Ebend. Tab. 3.

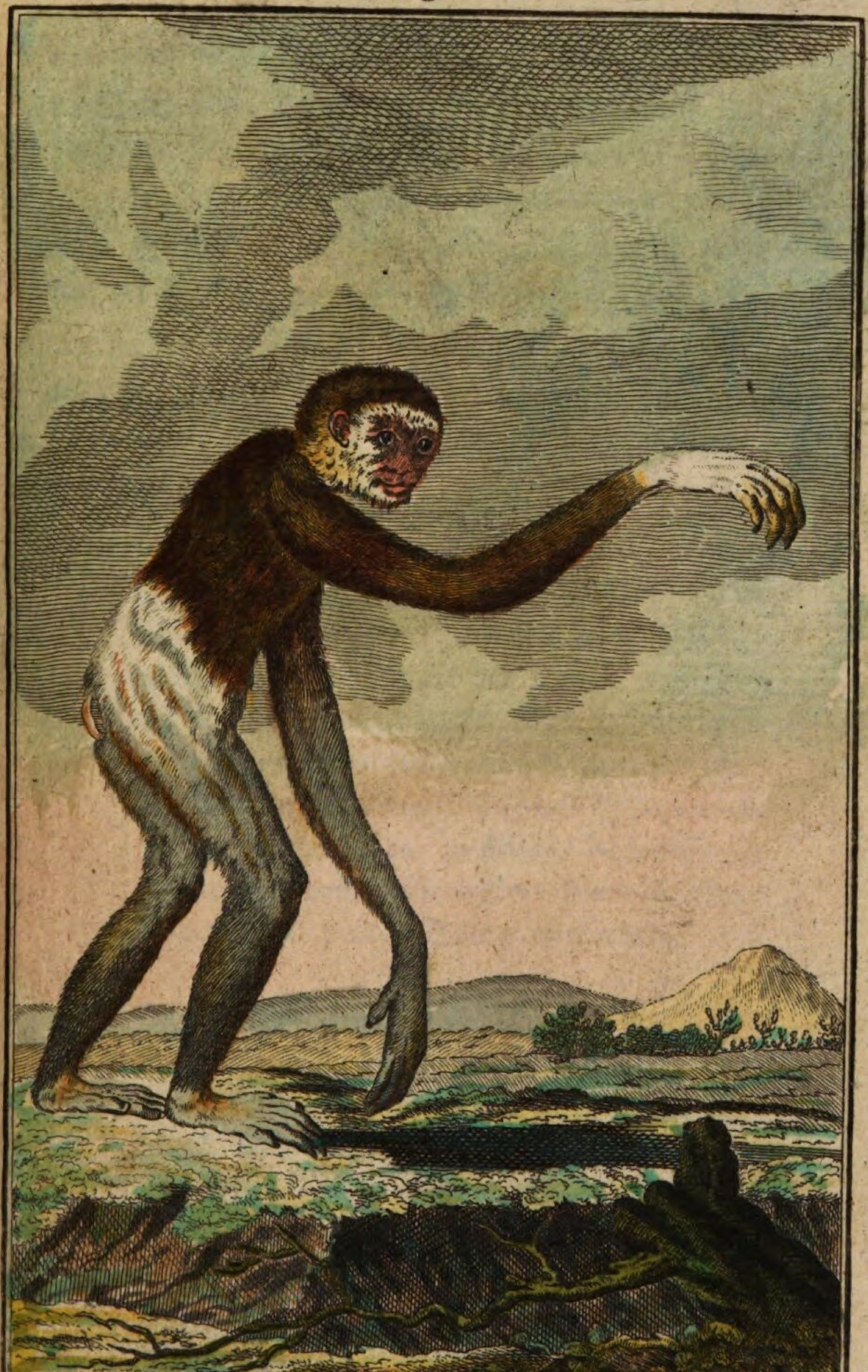
Der Gibbon geht beständig aufrecht, selbst dann, wenn er auf vier Füßen geht, weil seine Arme eben so lang sind als sein Kör-
per

a) Gibbon. Dieß ist der Nahme, unter dem Herr Dupleix uns den Affen vorgestellt hat, den er mit aus Ostindien gebracht hatte. Ich glaubte Anfangs, Gibbon wäre ein indianisches Wort, wie ich aber über die Nomenklatur der Affen nachzusuchen anfing, fand ich in einer Note von Dalechamp beim Plinius, daß Strabo den Cephus durch das Wort Keipon bezeichnet

Der Gibbon. T. CCCLXVII.

Büff. N. d. Vierf. T. XVII. T.

Der kleine Gibbon. T. CCCLXVIII.



Büff. N. d. Vierf. T. XVII. T.

per und seine Beine. Wir haben ihn lebendig gesehen. Er war nicht völlig drei Fuß hoch; aber er war jung, und war in Gefangenschaft. Man kann sich also vorstellen, daß er noch nicht seine völlige Größe erreicht hatte, daß er aber im natürlichen Zustande, wenn er erwachsen, wenigstens vier Fuß hoch werden würde. Der Schwanz fehlt ihm ganz und

zeichnet habe, woraus man nachher wahrscheinlicher Weise Guibbon oder Gibbon gemacht hat. Hier ist die Stelle aus Plinius mit Dalechamps Note: Pompeji magni primum ludi ostenderunt ex Aethiopia, quas vocant Cephos *), quarum pedes posteriores pedibus humanis et cruribus, priores manibus fuere similes; hoc animal postea Roma non vidit.

*) (Cephos) Strabo lib. 15. Κεπων vocat, esseque tradit facie satyro similem. Dal. Plin. Hist. nat. lib. VIII. cap. XIX. Anmerk. Mir scheint, es könne das griechische Κηβος und das Cephus beim Plinius, die beide eigentlich Kebus und Kephos ausgesprochen werden müssen, vielleicht ursprünglich von Koph oder Kophin, dem hebräischen und chaldäischen Nahmen dieses Affen, herstammen.

und gar; statt dessen aber hat er ein anderes Kennzeichen, das ihn deutlich von den andern

1) Simia (Longimana) brachiis longitudine corporis. Erxleb. Mammal. p. 9. n. 2.

Le grand Gibbon. Buff. hist. nat. XIV. p. 92. tab. 2. in 12. Tom. VII. p. 112 pl. 2.

Le petit Gibbon. Buff. hist. nat. XIV. tab. 3. in 12. Tom. VII. tab. 3.

The longarmed Ape. Penn. Syn. quadr. p. 99. n. 66.

Homo (Lar) brachiis longitudine corporis. Linn. mant. II. p. 521. Miller on various Subj. of nat. hist. tab. 27. A. B.

Gibbon grande. Aless. quadr. IV. tab. 174. fig. 1. (aus Buff.).

Gibbon picciolo. Aless. quadr. IV. tab. 174. fig. 2. (aus Buff.).

Der indianische langarmige Affe, der Schleuderaffe. Martini Naturlex. I. p. 565. (Abbild. aus Buff.).

Der langarmige Affe. Simia longimana Schreb. Säugth. I. p. 66. n. 2. tab. 3. (Abbild. aus Buff.).

Der Langarm. Müller Natursʃ. Suppl. p. 4. t. 1. fig. 1. (aus Buff.).

Der langarmige Affe, Gibbon. Zimmermann geogr. Zool. 2. pag. 171. n. 71.

Simia longimana, Gibbon oder Golock. Blumenb. Handb. 3. p. 66. n. 3.

Simia

andern Affen unterscheidet. Dieß ist die ungeheure Größe seiner Arme, die eben so lang sind, als Leib und Beine zusammengenommen, so daß das Thier, wenn es auf den beiden Hinterfüßen aufrecht steht, mit den Händen noch die Erde berührt, und daß es auf allen vieren gehen kann, ohne den Körper einzubiegen. Sein Gesicht ist rund, und von einem Kreise grauer Haare umgeben, so daß es aussieht, als wenn es von einem runden Rahmen eingefaßt wäre; ein Umstand, der diesem Affen ein sehr außerordentliches Ansehen gibt. Seine Augen sind groß, liegen aber tief im Kopfe; die Ohren sind kahl, und haben starke Ränder; sein Gesicht ist platt, dunkelbraun von Farbe, und sieht einem Menschengesichte ziemlich ähnlich. Der Gibbon ist nach dem Orang-outang und dem Pithekos derjenige Affe, der der menschlichen Gestalt am nächsten kommen würde, wenn nicht die unmäßige Länge seiner Arme ihn entstellte; denn im Zustande der Natur würde der Mensch ebenfalls ein ziemlich seltsames Ansehen haben; die Kopf-

haare

Simia Lar. Linné Syst. Nat. XIII. I. p. 27. n. 35.

D.

Haare und der Bart würden, ohne eine ordnende Hand, rund um sein Gesicht eine Einfassung von Haaren bilden, die derjenigen so nahe kommen würde, die das Gesicht des Gibbon umschließt.

Dieser Affe schien uns von ruhigem Naturelle, und von sehr sanften Sitten zu seyn; seine Bewegungen waren weder zu hitzig noch zu übereilt. Was man ihm zu essen reichte, das nahm er sachte zu sich; man fütterte ihn mit Brod, mit Früchten, Mandeln u. s. w. Kälte und Nässe scheuete er sehr, und lebte nicht lange außer seinem Vaterlande. Er ist in Ostindien zu Hause, besonders in den Provinzen Coromandel, Malacca und auf den moluckischen Inseln b).

Er

b) Der Pater le Comte sagt, er habe auf den moluckischen Inseln eine Affengattung gesehen, die gewöhnlich auf zwei Füßen aufrecht ging, und sich der Arme so bediente wie der Mensch. Im Gesichte glichen sie beinahe den Hottentotten, der Körper war aber ganz mit einer Art von grauer Wolle bedeckt. Sie waren vollkommen wie ein Kind anzusehen, und ahmten alle Leidenschaften und Neigungen der Kinder nach. Er setzt hinzu: Diese

Affen

Er scheint sich auch in den weniger südlichen Provinzen aufzuhalten, und der Affe aus dem Königreiche Gannora, einer Grenzprovinz von China, den einige Reisebeschreiber unter dem Nahmen Fese c) angegeben haben,

Affen sind von sehr sanftem Naturelle; sie umarmen und küssen mit außerordentlichem Entzücken diejenigen, die sie kennen, und denen sie ihre Zuneigung zu erkennen geben wollen. Einer von diesen Affen, den er gesehen hatte, war wenigstens vier Fuß hoch; er war ungemein artig und noch mehr hurtig. Mémoires sur la Chine par Louis le Comte, p. 510.

Herr Schreber führt diese Stelle bei dem Orang-outang an.

D.

c) Im Königreiche Gannora, einer Grenzprovinz von China, gibt es ein sehr seltenes Thier, das Fese genannt wird. Es hat beinahe menschliche Gestalt, sehr lange Arme, einen schwarzen und haarigen Körper, und geht sehr leicht und sehr geschwinde. Recueil des Voyages etc. Rouen 1716, tom. III. p. 168. Anmerkung 1. Das Kennzeichen der langen Arme kommt nur diesem Affen allein zu, und beweist folglich klar, daß der Fese kein anderer

als

haben, scheint ebenfalls zu den Gibbonen gezählt werden müssen. Uibrigens variirt diese Gattung in der Größe und Farbe der Haare. Es sind im Kabinette zwei von ihnen befindlich, von denen der zweite, obgleich erwachsen, viel kleiner ist als der erste, und an allen den Orten nur braune Haare hat, wo der andere schwarz ist. Da sie sich aber in allen übrigen Stücken vollkommen gleichen, so zweifeln wir nicht, daß beide zu einer und derselben Gattung gehören *).

Unter=

als der Gibbon ist. Anmerk. 2. Man kann annehmen, daß das Wort Fefe von Jesef oder Sesef herkommt, demjenigen Nahmen, den der Babouin in den afrikanischen Provinzen führet, die zunächst an Arabien grenzen, und daß man diesen Nahmen vom Babouine auf den Gibbon übergetragen hat; denn der Babouin hat nicht längere Arme als die andern Affen.

*) Herr Pennant sah bei dem Lord Clive noch einen lebendigen Affen, welcher vermuthlich eine andere Spielart des Gibbon war. Er glich dem kleineren Gibbon sehr, hatte aber einen schöneren Wuchs und kürzere Arme, und war drei Fuß hoch. Das Haar auf dem Kopfe und an den vier=

Unterscheidungskennzeichen dieser Gattung.

Der Gibbon hat keinen Schwanz, er hat ein haariges Gesäß mit kleinen Gesäßschwie-

vier Händen war schwarz, an dem Leibe aber und an den Armen und Beinen silberfarbig. Er war zahm und possierlich. Penn. Schreb. a. a. O.

In einem Briefe von Stephan de Visme zu Canton in China an Hrn. Baker findet man Nachricht von einer besondern Art Affen ohne Schwanz, welche in dem innern Theile von Bengalen gefunden worden ist. Der engländische Herausgeber und Erxleben rechneten diesen Affen zu dem Gibbon, aber der Herr Schreber vermuthete, daß er zu dem Orang-outang gehöre und schlecht gezeichnet sey. Er ward Golock oder wildes Volk genannt. Man glaubt, daß sie aus der Vermischung mit dem menschlichen Geschlechte entstanden sind, indem sie keine Schwänze haben. Sie kommen aus den Wäldern des innern Bengalen, aus der Landschaft Merat. Sie bewohnen die Wälder; ihre Nahrung sind Früchte, Blätter, Baumrinden und Milch. Fleisch fressen sie nur in ihrer Gefangenschaft. Sie sind sehr sanftmüthig und

säßschwielen. Sein Gesicht ist platt, braun, und rund umher von einem Zirkel grauer Haare eingeschlossen. Er hat die Hundszähne nach Verhältniß dicker als der Mensch. Er hat kahle, schwarze, zugerundete Ohren; die Haare sind braun oder grau, nach Maßgabe des Alters und der Race. Seine Arme sind übermäßig lang. Er geht auf seinen beiden Hinterfüßen, und ist zwei und einen halben oder drei Fuß hoch. Das Weibchen hat, wie die Weiber, den periodischen Blutabfluß.

Beschrei-

und bescheiden. Sie haben die Höhe eines Menschen. Ihre Zähne sind so weiß wie Perlen. Ihre Beine und Arme haben das gehörige Verhältniß zu ihrem Körper, welcher sehr schön ist. Einige derselben sind nach Decka gebracht, und die Abbildung ist nach dem Originale gemacht. De Visme Philos. Transact. XIV. p. 73. t. 3. Naturforsch. VII. p. 269. Schrebers Säugth. p. 64.

Die schlechte Zeichnung der Arme dieses Thiers kommt dem Gibbon etwas nahe, aber die Beschreibung derselben gar nicht. Vielleicht macht dieses Thier eine besondere Art aus.

D.

Beschreibung des Gibbon (Pl. 11): er hat einen runden Kopf, große und tief liegende Augen, eine platte Nase, zugerundete Ohren, welche beinahe wie des Menschen seine mit Rändern eingefaßt sind. Er hat Schwielen am Hintern *), aber von einem Schwanze habe ich keine Spur bemerket. Die Vorderbeine sind viel länger als die Hinterbeine, und über die Maßen lang; denn wenn der Gibbon aufrecht stand, und seine Vorderbeine herab hangen ließ, so berührten die Finger doch noch den Erdboden. Man hat mir gesagt, daß derjenige, nach welchem diese Beschreibung gemacht worden ist, sich oft in dieser Stellung hielt. Um die Augen, an der Nase und am Ende der beiden Kinnbacken war er nackend und braun. Ein Streifen in Gestalt eines Kreises, welcher aus grauen Haaren bestand, und unter den Augen,

über

*) Diese Schwielen entstehen aus dem Anhangen der Haut an den Knollen der Hüftbeine, auf welchen eine mit einer schwieligen und nackenden Haut überzogene Fläche (facette) ist; daher können diese Schwielen auch durch einen kahlen Hintern ausgedrücket werden. Ich habe dieses Kennzeichen weder an einem Sapajou noch an einem Sagoine gefunden.

über die Backen und unter dem Unterkinnbacken hinlief, gab dem Gesichte dieses Thieres ein außerordentliches Ansehen. Die Ohren waren nackend und von schwärzlicher Farbe; die Haare auf dem Kopfe, dem Halse, dem Rücken, an den Seiten des Leibes und der Hinterbeine waren schwarz; diejenigen aber, womit die obere Seite der Füße bedeckt war, waren grau. Das Fußbret war nackend und von schwarzer Farbe, und so auch die Nägel *).

	F.	Z.	L.
Länge des ganzen Leibes nach gerader Linie von dem Aeußersten der Schnautze an bis an den After	1	3	6
Länge des Kopfes von dem Aeußersten der Schnautze an bis an das Hinterhaupt	—	4	4
Umfang der Schnautze am äußersten Ende	—	4	3

Umfang

*) Die Arten der Affen sind noch so wenig bestimmt, so daß wir zur genaueren Beschreibung dieser Thiere die Ausmessungen und Vergleichung der inneren Theile zu Hülfe nehmen.

	F.	Z.	L.
Umfang der Schnautze unter den Augen	—	5	3
Weite der Oeffnung des Maules	—	2	3
Abstand zwischen den Nasenlöchern	—	—	1
Abstand zwischen dem Aeußersten der Schnautze und dem vordern Augenwinkel	—	4	3
Abstand zwischen dem hintern Augenwinkel und dem Ohre . .	—	—	11
Länge des Auges von einem Winkel zum andern	—	—	6
Oeffnung des Auges	—	—	4
Abstand zwischen den vordern Augenwinkeln	—	—	10
Umfang des Kopfes zwischen den Augen und den Ohren gemessen	—	9	6
Länge der Ohren	—	—	7
Breite ihres Grundes nach der äußern Krümmung gemessen	—	2	—
Abstand zwischen den beiden Ohren unten gemessen	—	2	—
Länge des Halses	—	3	6
Umfang desselben	—	7	6
Umfang des Leibes hinter den Vorderbeinen gemessen . . .	1	1	—

Umfang

Umfang an der dicksten Stelle	1	3	—
Umfang vor den Hinterbeinen .	—	11	6
Länge des Vorderarmes vom Elbogen an bis an das Faustgelenke	—	9	6
Umfang des Faustgelenkes . .	—	3	8
Länge von dem Faustgelenke an bis an das Aeußerste der Nägel	—	6	6
Länge des Beines vom Knie an bis an die Ferse	—	7	—
Länge von der Ferse an bis an das Aeußerste der Nägel . .	—	5	4

Dieser Affe war ein Weibchen, und wog neun Pfund. Das Netz erstreckte sich bis an das Schambein. Der Magen lag mehr zur Linken als zur Rechten. Die Leber lag ganz in der rechten Seite.

Der Zwölffingerdarm war sehr kurz, und schlang sich schon fast vom Magen an einwärts. Der Leerdarm machte seine Windungen in der Nabelgegend und in der linken Seite über den Windungen des Krummdarmes, welcher sich auch in die linke Hüftgegend erstreckte. Der Blinddarm lag in der Unterschmeerbauchsgegend, und hatte seine Richtung von vorn nach hinten.

Der Grimmdarm erstreckte sich vorwärts in der rechten Seite, ging von der Rechten nach der Linken hinter dem Magen weg, ferner rückwärts längs an der linken Seite über die dünnen Gedärme, und schlang sich über den Rand des Beckens zurück, bevor er sich an den Mastdarm, welcher sehr kurz war, anschloß.

Die dünnen Gedärme waren fast alle von gleicher Dicke, ausgenommen der Krummdarm, welcher nicht weit vom Blinddarme dünner wurde. Dieses Eingeweide war dick, kurz, und hatte am Ende einen Anhang, welcher fünf Zoll lang war, und ungefähr drittehalb Linien im Durchmesser hielt. Der Grimmdarm war bei dem Blinddarme sehr dick, und machte ungefähr drittehalb Zoll von diesem Eingeweide einen Winkel; das übrige Stück des Grimmdarmes wurde gegen den Mastdarm zu immer dünner. Am Grimmdarme befanden sich drei nervige Bänder.

Die Leber war durch einen seichten Einschnitt, durch welchen das Hängeband ging, in zwei Theile getheilet; der rechte Theil der Leber war größer als der linke; an ihrer Wurzel befand sich ein kleiner Lappen;

diese Leber hatte eine röthliche Farbe und war inwendig blasser als auswendig; sie wog fünf Unzen vierthalb Quentin. Die Gallenblase war grünlich, und lag über der hintern Seite der Leber nicht weit von dem Einschnitte, worin das Hängeband lag.

Die Milz lag unter dem Boden des großen Magensackes; ihre Gestalt stellte beinahe einen Triangel vor, dessen Grundlinie unten und die Spitze oben ist; sie hatte so wohl äußerlich als innerlich eine röthliche Farbe; ihr Gewicht betrug zwei Quentin.

Die Gekrösdrüse hatte eine längliche Gestalt, und erstreckte sich vom Zwölffingerdarme an bis an die Milz; sie glich der Gekrösdrüse im Menschen nicht wenig.

Die linke Niere stand um ein Drittel ihrer Länge weiter hervor als die rechte. Die Gestalt der Nieren war beinahe oval; ihre obere Seite war platt, und die untere erhaben; die Vertiefung betrug wenig; die meisten Wärzchen trafen an einander; das Grübchen hatte keinen größern Umfang.

Die rechte Lunge bestand aus vier Lappen, welche ihre Lage und Proporzion

wie in den meisten vierfüßigen Thieren hatten; in der Lunge zur Linken war nur einer, aber er war durch einen tiefen Einschnitt in zwei Theile abgetheilet, wovon der vordere kleiner als der andere war. Das Herz war nach seiner Gestalt und Lage dem Herzen des Menschen sehr ähnlich.

Die Zunge war breit, dick und an der Spitze rund; das Vordertheil war mit sehr kleinen Wärzchen, auch runden und weißen Knötchen bedeckt. Am hintern Theile sah man dicke Wärzchen und etliche kelchförmige Drüschen, wovon zwei in der Mitte der Zunge und an jeder Seite eines vier Linien weit von einander lagen; ihr Durchmesser betrug ungefähr eine Linie.

Quer über den Gaumen liefen sechs ziemlich breite, aber nicht hohe Furchen, und über dieselben ging eine Furche in die Länge hinweg; ein jegliches von den durchschnittenen Stücken war von vorn rund erhaben. Der hintere Theil des Gaumens war von schwärzlicher Farbe. Das Zäpflein ragete nicht weit hervor und war an der Spitze geviertheilet.

Das Gehirn war sehr groß; es erstreckte

sich im Hinterhaupte eben so weit als das Gehirnlein. Das Gehirn wog zwei Unzen, zwei Quentin, acht und vierzig Gran, und das Gehirnlein vier Quentin und zwölf Gran.

An jeder Seite der Brust sah man eine Warze, welche beide nur funfzehn Linien weit von einander entfernt waren.

Die Scham befand sich zwischen zwei Schwielen, welche an den Schambeinen saßen; eine jegliche war einen Zoll lang und neun Linien breit; der Raum dazwischen betrug nur ungefähr drei Linien.

Die Lefzen der Scham waren nicht dick, und am vordern Theile befand sich ein kleiner abwärts gekrümmter Schnabel. Die Eichel des Kützlers war äußerlich nicht zu sehen, sondern nur die Vorhaut, welche den erwähnten kleinern Schnabel unten an der Scham machte. Die Blase hatte in der Mitte einen kleinern Diameter als an ihren beiden Enden. Die Ränder des Mundes der Gebärmutter waren runzelig; die Gebärmutter selbst endete sich mit zwei sehr kurzen Zipfeln, welche von den Mutterhörnern in andern Thieren sehr unterschieden waren. Die Eierstöcke hatten eine fast ovale Figur und

und eine sehr blasse gelbe Farbe. Auf der zweiten Figur sieht man die innern Wände der Mutterscheide, den Mund der Harnröhre, welcher mit einem Stilet bezeichnet ist, und die Muttertrompeten.

	F.	Z.	L.
Länge der dünnen Gedärme von dem Pförtner an bis an den Blinddarm	7	—	—
Umfang des Zwölffingerdarmes	—	2	3
Umfang des Leerdarmes	—	2	6
Umfang des Krummdarmes an den dickſten Stellen	—	2	9
Umfang desselben an den dünnſten Stellen	—	2	2
Länge des Blinddarmes . . .	—	1	2
Umfang desselben an der dickſten Stelle	—	6	—
Umfang an der dünnſten Stelle	—	2	—
Umfang des Grimmdarmes an den dickſten Stellen	—	10	—
Umfang desselben an den dünnſten Stellen	—	3	9
Umfang des Maſtdarmes bei dem Grimmdarme	—	3	4
Umfang d. Maſtdarmes beim After	—	5	—
Länge des Grimmdarmes und des Maſtdarmes zuſammen.	1	7	—

	F.	Z.	L.
Länge des ganzen Darmkanals ohne den Blinddarm	8	7	—
Großer Umfang des Magens .	1	1	6
Kleiner Umfang desselben . . .	—	10	—
Länge der kleinen Krümmung von dem Winkel an, welchen der rechte Theil des Magens macht, bis zum Schlunde .	—	1	8
Tiefe des großen Magensackes	—	1	8
Umfang des Schlundes	—	3	—
Umfang des Pförtners	—	1	6
Länge der Leber	—	2	10
Breite derselben	—	5	2
Größte Dicke	—	1	3
Länge der Gallenblase	—	1	9
Größter Durchmesser derselben .	—	—	7
Länge der Milz	—	2	1
Dicke derselben in der Mitte .	—	—	4
Dicke der Gekrösdrüse	—	—	3
Länge der Nieren	—	1	8
Breite derselben	—	1	—
Dicke derselben	—	—	8
Länge des Spiegels im Zwerchfelle von der Hohlader an bis an die Spitze	—	1	—
Breite des Spiegels	—	1	3
Umfang des Grundes des Herzens	—	4	9

Höhe

	F.	Z.	L.
Höhe des Herzens von der Spitze an bis an den Ursprung der Lungenpulsader	—	1	10
Höhe desselben von der Spitze bis an den Lungensack . . .	—	1	6
Durchmesser der großen Herzpulsader außen herum gemessen	—	—	3
Länge der Zunge	—	2	1
Länge ihres Vordertheiles von dem Bande an bis an die Spitze	—	—	8
Breite der Zunge	—	—	9
Länge des Gehirnes	—	2	9
Dicke desselben	—	1	4
Breite desselben	—	2	3
Länge des Gehirnleins	—	—	11
Breite desselben	—	1	10
Dicke desselben	—	—	10

Es befindet sich im Kabinette des Königs ein anderer Affe (Pl. III.), welcher dem Gibbon sehr ähnlich, aber kleiner ist. Ob er gleich getrocknet und ausgestopft ist, so kann man doch die Ausmessungen desselben ziemlich genau nehmen, weil man alle seine Knochen unter der Haut gelassen hat. Er ist ungefähr um ein Drittel kleiner, als der jetzt beschrie-

beschriebene Gibbon. Dieser kleine Gibbon hat, wie es scheint, alle Proporzionen des großen; er hat eben so lange Hinter- und Vorderbeine, eben dieselben Gesichtszüge, dieselbe Gestalt der Ohren und der Nägel, dieselbe Farbe im Gesichte, an den Ohren, den Nägeln und an den Fußbretern. Er hat einen kahlen Hintern und keine Spur von einem Schwanze; kurz, er ist in der Gestalt dem großen Gibbon völlig ähnlich. Er hat auch um das Gesicht herum graue Haare, welche unten an der Stirn, an den Schläfen, den Backen und dem Unterkinnbacken einen Kreis machen. Seine vier Füße sind ebenfalls mit grauen Haaren bedeckt, aber die Farben der Haare an den anderen Theilen des Leibes sind von den Farben des großen Gibbon unterschieden. Der Kopf, das Obere und die Seiten des Halses, das Vordertheil des Rückens, die Schultern, der Arm und die äußere Seite des Vorderarmes sind braun, und nicht schwarz; das Obere des Halses, die innere Seite des Vorderarmes, die Brust, der Bauch, der Oberschenkel, die Seiten des Leibes, und das eigentlich so genannte Schienbein sind nicht schwarz wie bei dem großen Gibbon, sondern grau und braun gemischt; der hintere Theil des Rückens und das Kreuz haben eine

eine graue und nicht schwarze Farbe. Ich weiß nicht, ob dieser Unterschied der Farben, ich meine der grauen und der schwarzen, nicht vielleicht bloß von dem Unterschiede des Alters herrühret, gesetzt nähmlich, daß der kleine Gibbon zu der Gattung des großen gehöret, und daß er nur jünger gewesen. Gewiß ist dieses, daß die verschiedenen Farben nicht von der Verschiedenheit des Geschlechts herkommen, indem beide, der große und der kleine Gibbon, Weibchen sind. Der kleine ist von dem Herrn Commenthur Godeheu aus Malacca, und der große von dem Herrn Dupleix aus Pondichery mitgebracht worden.

Der Kopf des Gerippes von dem großen Gibbon ist nicht so länglich als der Kopf des Jocko; die Hirnschale erstreckt sich weiter an der Stelle des Hinterhauptes; der Stirnknochen ist platter; der obere Rand der Augenhöhlen steht nicht so weit hervor; die kleine Wulst, welche er machet, geht nicht von einem Auge zum andern, wie solches bei dem Jocko geschieht, vielmehr ist der Raum zwischen beiden Augen über der Nase ein wenig tief; die Augenhöhlen sind wie bei dem Menschen breiter als hoch; die beinerne Wand zwischen beiden Augenhöhlen

ist

ist breiter als bei dem Jocko, und beinahe so breit wie bei dem Menschen; die eigentlichen Nasenknochen sind viel länger als bei dem Menschen, aber nicht so lang als bei dem Jocko; es befindet sich auch die Oeffnung der Nasenlöcher nicht ganz unter den Oeffnungen der Augenhöhlen, und der untere Theil der Oeffnung der Nasenlöcher steht näher bei dem Zahnkasten des Kinnbackens, weßwegen die Schnautze nicht so länglich ist. Es hat also der Gibbon mehr Aehnlichkeit mit dem Menschen als der Jocko wegen der Proporzionen der Augenhöhlen und wegen des Raumes dazwischen, wie auch wegen der Lage der Oeffnung der Nasenlöcher, welche zum Theile zwischen den Augenhöhlen steht, und endlich wegen des geringen Abstandes zwischen der Oeffnung der Nasenlöcher und dem Zahnkasten des Kinnbackens; aus dieser Ursache ist die Oberlefze des Gibbon nicht so lang als des Jocko seine, und des Menschen seiner mehr ähnlich. Die Gestalt des untern Kinnbackens kommt in diesen beiden Thieren beinahe überein.

Die Zähne des Gibbon gleichen des Menschen seinen in Ansehung der Anzahl und der Lage, auch sogar in der Gestalt, ausgenommen die Hundszähne, welche spitzig und

viel länger sind; die oberen Zähne sind von innen ein wenig gestreifet. Die Wirbel des Genickes sind von des Menschen und des Jocko ihren darin unterschieden, daß der stachelichte Fortsatz des ersten Wirbels länger ist, und die anderen Wirbel nicht zweizackig sind.

Der Gibbon hat nur zwölf Rückenwirbel wie der Mensch, und an jeder Seite zwölf Rippen, sieben wahre und fünf falsche; sie sind nicht so dick wie des Jocko seine. Das Brustbein besteht aus sechs Knochen, wovon die ersten sechs den Brustbeinknochen des Jocko und des Menschen gleichen. Das erste Paar der einander gegenüber stehenden Rippen vergliedert sich mit dem Vordertheile des ersten Knochens im Brustbeine; die Vergliederung des zweiten Paares geschieht zwischen dem ersten und dem zweiten Knochen des Brustbeines; die Vergliederung des dritten Paares zwischen dem zweiten und dem dritten Knochen, und so weiter bis zu dem sechsten und siebenten Paare, welche sich zwischen dem fünften und sechsten Knochen des Brustbeines vergliedern.

Der Lendenwirbel sind sechs, folglich hat der Gibbon eine mehr als der Mensch und als der Jocko.

Das

Das Heiligbein besteht nur aus drei falschen Wirbeln. In dem Schloßbeine des Gerippes, nach welchem diese Beschreibung gemacht ist, befanden sich nur drei Stücke; aber, wie es schien, mangelte wenigstens ein Stück in dem Schloßbeine.

Die Knochen des Beckens sind von des Jocko seinen darin unterschieden, daß die Hüftknochen schmäler sind, und daß die Fläche des Einganges des Beckens in der Linie des Rückgrades steht. In diesem Betrachte hat der Gibbon noch mehrere Aehnlichkeit mit den vierfüßigen Thieren als der Jocko. Der Höcker auf den Hüftbeinen ist viel größer als bei dem Jocko, und hat eine platte Fläche, auf welcher die Schwielen an jeder Seite des Afters der Haut zu sehen waren.

Das Schulterblatt und die Schlüsselbeine sind von denen im Jocko wenig unterschieden.

Die Knochen des Armes und des Vorderarmes sind über die Maßen lang. Der Armknochen ist länger als der Oberschenkelknochen, wovon man im Menschen das Gegentheil findet, denn bei diesem sind der Arm und der Vorderarmknochen nicht so lang als

der

der Oberschenkel und das Schienbein sind. Die Knochen des Vorderarmes stehen viel weiter als in dem Menschen von einander.

Die Handwurzel besteht aus eilf Knochen, nähmlich aus vieren in der ersten Reihe, eben so viel in der zweiten Reihe und aus drei überzähligen *). Die Knochen der zweiten Reihe stehen, in Ansehung der Mittelhand, wie bei dem Menschen; aber die Gestalt derselben, sonderlich des vierten, ist anders, denn dieser ist länger als der dritte, welcher mit dem großen Knochen in der Handwurzel des Menschen überein kommt, so daß er an den zweiten Knochen der ersten Reihe trifft. Der dritte Knochen derselben Reihe befindet sich über dem vierten Knochen in der zweiten Reihe, und trifft an den fünften Knochen in der ersten Reihe, welcher mit dem erbsförmigen Knochen im Menschen überein kommt, jedoch ist er länglich wie in den meisten vierfüßigen Thieren.

Der erste von den überzähligen Knochen steht über der Fuge zwischen dem dritten und

vierten

*) Vor dieser Beschreibung war nur ein überzähliger bekannt.

vierten Knochen in der ersten Reihe. Der zweite überzählige Knochen ist sehr klein, und steht an der innern Seite der Handwurzel, zum Theile an dem ersten Knochen in der ersten Reihe, und zum Theile an dem ersten Knochen in der zweiten Reihe. Der dritte überzählige Knochen befindet sich zwischen den zwei Richtungen der Handwurzel unter dem ersten und dem zweiten Knochen der ersten Reihe, und über dem zweiten und dem dritten Knochen der zweiten Reihe.

Die Fußwurzel besteht, wie bei dem Menschen, aus sieben Knochen; der erste keilförmige ist viel dicker als bei dem Menschen. Außer dem hat der Gibbon noch einen achten Knochen an der äußern Seite der Fußwurzel, wo das Fersenbein das Würfelbein berühret.

Die Knochen der Mittelhand und der Finger sind nach Proporzion so lang als die Knochen des Vorderarmes und des Armes; aber der erste Knochen der Mittelhand ist bei weitem nicht so lang als die andern, und der erste Gliedknochen des Daumens ist ebenfalls nach Proporzion nicht so lang als in dem Menschen.

Die Knochen des Mittelfußes und der vier letzten Zehen haben eine proporzionirte Länge mit den Knochen des Schenkels und des Oberschenkels; der erste Knochen des Mittelfußes ist nicht so dick als in dem Menschen, und steht mit seinem vordern Ende von dem zweiten Knochen weit ab. Die zwei Gliedknochen sind weder so lang noch so dick als in dem Menschen in Rücksicht auf die Gliedknochen der übrigen Zehen. Die Gliedknochen der dritten Zehe sind länger als die der zweiten, welche eben so lang als die vierte ist, wie bei einer Hand. Die große Fußzehe des Gibbon hat beinahe dieselbe Länge wie der Daumen der Hände, aber in Ansehung der Länge der Finger ist sie weit länger.

	F.	Z.	L.
Länge des Kopfes von dem Ende des Kinnbackens an bis an das Hinterhaupt . . .	—	3	8½
Größte Breite des Kopfes . .	—	2	6½
Länge des Unterkinnbackens von seinem vordern Ende an bis an den hintern Rand des knotichten Fortsatzes	—	2	5
Dicke des vordern Theiles des Oberkinnbackenknochens . .	—	—	2½

Brei-

	F.	Z.	L.
Breite des Oberkinnbackenknochens an der Stelle der Hundszähne	—	—	11
Abstand zwischen den Augenhöhlen und den Nasenlöchern	—	—	3¼
Länge dieser Oeffnung	—	—	7
Breite derselben	—	—	6
Länge der eigentlichen Nasenknochen	—	—	6½
Breite an der breitesten Stelle	—	—	3
Breite der Augenhöhlen . . .	—	—	10
Höhe derselben	—	—	10
Länge der Hundszähne . . .	—	—	5
Länge des Loches in dem ersten Wirbel von oben herab .	—	—	5½
Länge dieses Loches von einer Seite zur andern	—	—	5¼
Höhe des stachelichten Fortsatzes des zweiten Wirbels .	—	—	2
Breite dieses Fortsatzes . . .	—	—	2¼
Länge der achten Rippe, welche die längste ist	—	4	10
Länge des Brustbeins	—	2	7
Länge des vierten Lendenwirbels, welcher der längste ist	—	—	5
Breite des obern Theiles des Hüftbeines	—	1	3
Länge dieses Knochens von der			

Mitte

	F.	Z.	L.
Mitte der Pfanne an bis in die Mitte der obern Seite	—	3	2½
Länge der eiförmigen Löcher .	—	—	9½
Breite derselben	—	—	6½
Breite des Beckens	—	1	6½
Höhe desselben	—	2	5
Länge des Schulterblattes .	—	2	8
Breite desselben in der Mitte	—	1	4
Länge des Oberarmknochens .	—	7	11½
Länge des Elbogenknochens .	—	9	—
Länge des Spindelknochens .	—	8	10
Länge des Oberschenkelknochens	—	7	1
Länge des Schienbeins . . .	—	6	1
Länge des Wadenbeines . . .	—	5	8
Höhe der Handwurzel	—	—	7
Länge des Fersenbeines . . .	—	—	11
Höhe des ersten keilförmigen Knochens und des schifförmigen Knochens zusammen	—	—	7
Länge des ersten Knochens der Mittelhand, welcher der kürzeste ist	—	1	4
Länge des zweiten Knochens der Mittelhand, welcher der längste ist	—	2	4
Länge des ersten und des fünften Knochens des Mittelfußes, welche die kürzesten sind	—	1	4¾

	F.	Z.	L.
Länge des dritten, welcher der längste ist	—	1	$7\frac{1}{2}$
Länge des ersten Gliedknochens am Daumen des Vorderfußes	—	—	$8\frac{1}{2}$
Länge des zweiten	—	—	$4\frac{1}{2}$
Länge des ersten Gliedknochens im dritten Finger	—	1	$7\frac{1}{3}$
Länge des zweiten	—	1	2
Länge des dritten	—	—	5
Länge des ersten Gliedknochens in der großen Fußzehe . .	—	—	$8\frac{1}{2}$
Länge des zweiten	—	—	5
Länge des ersten Gliedknochens in der dritten Zehe	—	1	1
Länge des zweiten	—	—	$7\frac{3}{4}$
Länge des dritten	—	—	$4\frac{1}{4}$

Der

Der Magot. T. CCCLXIX.

Buff. N. d. Vierf. T. XVII. T.

Der Magot mit den Hundskopf T. CCCLXI

Büff. N. d. Vierf. T. XVIII. T.

Der Magot a) 1).

a Buff. Allg. Hist. d. Nat. XIV. tab. 8. und 9.
b Schreb. Säugth. Tab. V. B.

Dieß Thier ist unter allen Affen, das heißt, von allen die keinen Schwanz b) haben, dasjenige, was sich am besten an die Tempera=

a) Magot, der altfranzösische von uns angenommene Nahme dieses Affen. Mo nenet nach Jonston; man hat ihn auch Tartarin genannt, weil er in der mittägigen Tartarey sehr häufig gefunden wird.

Cynocephalos Aristotelis. Hist. animal. Lib. II. Cap. VIII.

Cynocephalus primus. Jonston Fig. tab. LIX.

Hundskopf. Mommenet. Ibid. p. 144.

Cynocephalus alter. Prosp. Alpin. Aegypt.

peratur unsers Klimas gewöhnt 2). Wir haben verschiedene Jahre einen Magot gehabt.

gypt. Vol. II. p. 241. fig. tab. XVI. (et XV. f. 1.).

Simia Cynocephala omnibus unguibus planis et rotundatis. — Le singe cynocephale. Brisson Regnum animalium pag. 191. Anmerk. Uns scheint, Herr Brisson habe sich in der Gestalt der Nägel dieses Affen geirrt. Die Nägel an den Daumen der Vorder- und Hinterfüße sind freilich platt und zugerundet, und sehen beinahe so aus wie beim Menschen, die Nägel an den andern Zehen sind aber gekrümmt, und sehen einer verkehrten Dachrinne ähnlich.

Sylvanus, simia ecaudata clunibus tuberoso-callosis. Cercopithecus. Jonston, Quad. Tab. LIX. fig. 5. Linn. Syst. nat. edit. X. p. 25.

Anmerk. Uns dünkt, Herr Linne habe sich darin geirrt, daß er dieß Thier für Jonstons Cercopithecus ansieht, es ist eher der Cynocephalus der nähmlichen Kupfertafel. Es ist aber nicht zu läugnen, daß man den Cynocephalus und Cercopithecus leicht für ein und dasselbe Thier nehmen könne, wenn die Haare des letztern nicht zu lang und zu dick wären.

B.

In

habt. Des Sommers hielt er sich gern in freier Luft auf, im Winter konnte man ihn in

In der zwölften Ausgabe rechnete Linne diesen Cercopithecus des Jonston ja auch schon zu seinem S. Sylvanus oder dem gemeinen Affen.

D.

1) Simia (Inuus) capite oblongo, natibus calvis. Erxleb. Mammal. p. 13. n. 4.

Simia ecaudata, clunibus tuberosis. Linn. syst. nat. 6. p. 3. n. 3.

Simia acauda, clunibus tuberosis. The tailless Simia with large buttocks. Hill. anim. p. 536.

Simia (Inuus) ecaudata, natibus calvis, capite oblongo. Linn. syst. nat. 12. I. p. 34. n. 3.

Le Magot. Buff. hist. nat. XIV. p. 109. tab. 7. 8. in 12. Tom. VII. p. 117. t. 4. n. 5. (Abb. schlecht, beinahe e. ausgen. S. Silvani).

The Barbary ape. Penn. syn. quadr. p. 100. n. 67.

Tartarino. Aless. quadr. IV. tab. 175. (Abbild. aus Buff.).

Der Buschgott, Pan. Müll. Natursyst. I. p. 121.

Der Buschgott. Mart. Naturlex. I. p. 549. (Abb. aus Buff.).

Der

in einem ungeheizten Zimmer halten. Er war nicht von zärtlicher Natur, aber immer lästig, und oft falsch. Widerwillen und Begier=

Der Hundskopf. Simia Inuus. Schreb. Säugth. I. p. 71. n. 4. tab. 5. 6. (Abbild. eigene von Bourdachot und die Buffonschen von de Leve.).

Der Hundskopf. Zimmerm. geogr. Zool. 2. p. 176. n. 73.

Simia Inuus. Blumenb. Handb. d. Naturg. 3. p. 66. n. 5. Linn. Syst. Nat. XIII. I. p. 28. n. 3.

D.

b) Es ist außer Streit, daß dieser Affe keinen Schwanz hat. Zwar bildet ein kleines Anhängsel von Haut, von ungefähr einem halben Zoll Länge, das sich oberhalb des Afters befindet, einen kleinen Ansatz davon; dieß Anhängsel ist aber kein Schwanz mit Wirbeln, es ist nur ein Stückchen Haut, das mit dem Schloßbeine nicht genauer zusammen hangt als die übrige Haut.

2) Herr Zimmermann führt bei diesem Affen an, daß er sich nach Herrn Pennant auch bei Gibraltar fortgepflanzt habe, und Herr Blumenbach erwähnt dabei, daß im sechsten Jahrhunderte, wahrscheinlich durch eine

Begierde erregten einerlei Grimasse auf seinem Gesichte; seine Bewegungen waren ungestümm, seine Manieren plump, seine Physiognomie noch mehr häßlich als lächerlich. So

eine zufällige Verwilderung, ganz Corsica voll Affen gewesen sey.

Ich will bei der Gelegenheit eine Stelle aus Carters Reisen anführen, woselbst der Affen zu Gibraltar gedacht wird: „Wenn man diesen kahlen Hügel ansieht, so sollte man denken, keine lebendige Kreatur könne darauf leben. Und dennoch wohnt ein zahlreiches Geschlecht auf den Spitzen der höchsten Felsen, das man mit Recht die wahren Herren des Berges nennen kann, weil weder die Mauren, noch die Spanier, noch die Engländer vermögend gewesen sind, es aus seinem Besitze zu vertreiben. Ich meine die Affen. Diese fürchten sich so wenig vor den Menschen, daß sie ihnen oft den Krieg ankündigen, und Feindseligkeiten ausüben. Es ist nicht lange, so spielten sie unsern Minirern, die unter dem Obertheile der Felsen arbeiteten, den Streich, so viele Steine auf sie herab zu werfen, daß sie oft ihr Werk liegen lassen und sich zurück verfügen mußten.“ Franz Carters Reise von Gibraltar nach Malaga im J. 1772. aus dem Engl. Leipz. 1779. I. p. 114.

So bald die geringste Leidenschaft ihn beunruhigte, so wies und knirschte er die Zähne, und wackelte mit den Kinnbacken. Was man ihm gab, das stopfte er alles in seine Backentaschen, und aß überhaupt alles, außer rohes Fleisch, Käse und andere gegohrne Sachen; wenn er schlafen wollte, so setzte er sich gern auf eine eiserne Stange oder Haken. Er wurde beständig an der Kette gehalten, weil er ungeachtet seiner langen Hausgenossenschaft nicht höflicher noch ergebner gegen seine Gebieter geworden war. Wahrscheinlich hatte er eine schlechte Erziehung gehabt, denn ich habe andere von eben dieser Gattung gesehen, die überhaupt weit besser, verständiger und gehorsamer waren. Sie waren auch weit lustiger und zeigten viel Gelehrigkeit zum Tanzen und zu Gestikulazionen nach dem Takte; sie ließen sich ruhig anziehen und aufsetzen.

Wenn dieser Affe auf den Hinterbeinen aufrecht steht, so ist er ungefähr zwei und einen halben, oder drei Fuß hoch. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen. Er geht lieber auf vier Füßen als auf zweien. Wenn er ruhig ist, so sitzt er gemeiniglich, und sein Körper ruht auf zwei Schwielen, die sehr hervor ragen, und sich unterhalb derje-

nigen

nigen Gegend des Körpers befinden, wo das Gesäß seyn sollte. Der After ist höher, das Thier sitzt also nicht auf dem Hintern, sondern niedriger, und sein Körper macht einen größern Winkel, als der Körper eines sitzenden Menschen. Er unterscheidet sich vom Pithekos oder eigentlichen Affen 1. darin, daß er eine dicke hervorstehende Schnautze hat wie ein Hund, dieß hat der Pithekos nicht; sein Gesicht ist platt; 2. darin, daß er lange Hundszähne hat, die beim Pithekos nach Verhältniß nicht länger sind als beim Menschen; 3. darin, daß er nicht so platte und runde Nägel hat als jener, endlich 4. darin, daß er größer, mehr untersetzt, und von nicht so sanftem und gelehrigem Naturelle ist als der Pithekos.

Uibrigens gibt es einige Abarten in der Gattung des Magots. Wir haben verschiedene gesehen, die von unterschiedlicher Größe, mehr oder weniger dunkel von Farbe, und mehr oder weniger dick waren. Es scheint sogar, als wenn die fünf Thiere von denen Prosper Alpinus Abbildungen und Beschreibungen gibt, und die er Cynocephalos c) nennt,

c) Prosp. Alpin. H. N. Aegypt. L. IV. tab. 15. fig. 1. t. 16. 17. 18. u. 19.

Allein

nennt, alle fünf Magots sind, die nur in der Größe und in einigen andern Merkmahlen von einander abweichen, deren zu geringe Bedeutung verschiedene und abgesonderte Gattungen davon zu machen verbietet. Nicht weniger scheint diese Affengattung überhaupt sich durch alle wärmere Himmelsstriche der alten Welt gleichmäßig zu verbreiten, es scheint, daß sie in der Tartarei, in Arabien, in Aethiopien, in Malabar d), in der Barbarei, in Mauritanien, bis an die Länder des

Allein tab. 17—19. stellen doch geschwänzte Affen vor. Schreb. a. a. O.

d) Die dritte Gattung malabarischer Affen ist aschfarbig, hat keinen oder einen sehr kurzen Schwanz; sie ist sehr umgänglich, und faßt mit Leichtigkeit alles, was man sie lehrt. — Ich hatte einen von diesen Affen zum Geschenke bekommen; ich ließ es mir ein Mahl einfallen, ihn zu prügeln, aber auf sein Geschrei rannten so viel wilde Affen herzu, daß ich ihn laufen ließ, weil ich üble Folgen besorgte. Voyage du Pere Vincent Marie, Chap. XIII. p. 405. Uibersetzt vom Hrn. Marquis v. Montmirail.

des Vorgebirges der guten Hoffnung gleich häufig angetroffen wird e).

Unterscheidungskennzeichen dieser Gattung.

Der Magot hat keinen Schwanz, obgleich das Stückchen Haut einen kleinen Ansatz

e) Wahrscheinlich redet Robert Lacke von dieser Affengattung in folgender Stelle: „Wir mußten auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung über ein großes Gebirge reisen, wo wir uns ein Vergnügen daraus machten, große Affen zu jagen, deren es dort eine große Menge gibt. — Ich kann nicht mit Worten ausdrücken, mit welcher Geschwindigkeit diese Thiere unsern Verfolgungen zu entgehen wußten, noch mit welcher Leichtigkeit und Unverschämtheit sie eben dahin zurück kamen, von wo wir sie kurz vorher verjagt hatten. Sie ließen sich zuweilen auf eine so geringe Entfernung nahe kommen, daß ich sie gewiß zu haben glaubte, weil ich ihnen gerade gegenüber stand, und schon zum Angriffe meine Maßregeln nehmen wollte; aber mit einem einzigen Sprunge schläuderten sie sich zehn Schritte weit weg, und kletterten mit möglichster Behendig-

saß davon bildet; er hat Backentaschen, dicke hervorstehende Gesäßschwielen, Hundszähne,

hendigkeit auf einen Baum. Da saßen sie dann ganz still, und guckten uns an, nicht anders, als wenn sie sich mit unsrer Verwunderung eine Ergetzung machen wollten. Sie waren zum Theil so groß, daß wir, wenn der Dollmetscher uns nicht versichert hätte, daß sie nicht gefährlich wild wären, ungeachtet unsrer Anzahl, uns nicht stark genug geglaubt haben würden, ihren Anfällen gehörig zu begegnen. Weil es nichts nützen konnte, sie zu schießen, so brauchten wir unsre Flinten nicht, unser Hauptmann schlug aber doch auf einen an, der sehr groß war, und der uns durch langes Nachsetzen schon sehr müde gemacht hatte. Der Affe sa auf dem Gipfel eines Baums. Diese Art von Drohung, deren Vollziehung er vielleicht an einigen seiner Kameraden erlebt zu haben sich erinnerte, setzte ihn dermaßen in Schrecken, daß er fast ohne Bewegung zu unsern Füßen stürzte, und wir konnten ihn in der Betäubung des Falls leicht fangen. So bald er aber wieder zu sich gekommen war, hatten wir alle unsre Kräfte nöthig, um ihn fest zu halten, indem wir ihm die Pfoten fest zusammen banden. Er wehrte sich noch mit

zähne, die nach Verhältniß viel länger sind als beim Menschen. Das Gesicht ragt nach unten zu wie eine Schnautze hervor, und sieht der Schnautze einer Dogge ähnlich. Er hat ein weiches Haar im Gesichte; das Haar am Körper ist braungrau, unter dem Bauche weißgelb. Er geht auf seinen beiden Hinterfüßen, öfter auf allen vieren, und ist drei und einen halben Fuß hoch. Es scheinen in dieser Gattung noch größere Racen vorzukommen. Die Weibchen leiden wie die Weiber den periodischen Abfluß.

Herr d'Aubenton sagt: Der Magot (Pl. VII. und VIII.), nach welchem wir diese Beschreibung gemacht haben, hatte einen dicken Kopf, eine platte Nase, und eine hervorstehende Schnautze; seine Hundszähne waren sehr lang und die Augen klein. Zwischen den Augen war nur ein kleiner Raum. Die Ohren waren kurz und nackend, und glichen des Menschen seinen sehr. Seine Gesichts-

mit Beissen, welches uns in die Nothwendigkeit setzte, ihm den Kopf mit unsern Schnupftüchern zuzudecken und festzubinden." Voyage traduit de l'Anglois, Tom. I. p. 80. 81.

sichtsbildung war traurig, und wurde nicht eher lebhaft, als bis er die Zähne wies, und durch eine schnelle Bewegung des untern Kinnbackens mit den Zähnen klapperte *). Der Hals war kurz. Der After stand, wie es schien, höher als bei andern Affen; aber diejenigen Theile des Leibes, welche man mit den Arschbacken des Menschen vergleichen könnte, weil der ganze Leib, wenn das Thier in der Stellung eines sitzenden Menschen war, darauf ruhete, waren unbehaart, schwielig und sehr hart; sie machten zwei Schwielen, deren jegliche zwei Zoll lang und funfzehn Linien breit war.

Im Maule des Magot, an jeder Seite des untern Kinnbackens, findet sich der Eingang eines Beutels, der sich längs am Halse hinab erstrecket; darein stecket dieses Thier Speisen, ehe es sie kauet, damit es sie auf eine andere Zeit aufheben möge. Ich habe einen Magot über zwei Jahre lang gehabt; dieser trank überaus gern Wein, er aß und trank auch allerlei, was auf die Tafel kam, nur keinen Senf, auch keinen fermentirten Käse,

*) Dieses Klappern mit den Zähnen ist vielen Gattungen von Affen gemein.

Käse, und wiewohl ich ihm beides unter andern Sachen, die er gern aß, beizubringen suchte, so ließ er sich doch nicht hintergehen. Bei allen denen Sapajous und Sagoinen, die ich zergliedert habe, sind keine Beutel im Maule gewesen (man sehe weiter unten eine Beschreibung dieser Beutel im Maule in der Beschreibung des Mone. Der Hamster hat auch solche Beutel).

Der Magot, nach welchem diese Beschreibung gemacht ist, hatte vorn an beiden Augenwimpern lange Härchen, aber die Augenwimpern selbst waren ganz nackend und hell fleischfarbig. Die Ränder um die Augen und der Raum dazwischen, die Nase, der obere Kinnbacken und die Lefzen hatten sehr weniges Haar, und waren dunkelbraun fleischfarbig. Die Backen, die Stirn, die Seiten des Kopfes, der Hals, nur die Kehle ausgenommen, der Rücken, die Seiten des Leibes, die Dünnungen, die Schultern, die Hüften und die äußere Seite der Vorder- und Hinterbeine waren mit ziemlich dichten Haaren bedeckt, welche bis zwei Zoll lang waren. Dieses Haar war grau, von der Wurzel an bis ungefähr zur halben Länge schwärzlich; hernach wurde es heller grau, weiter

weiter hinauf grünlichfalb, und an der Spitze war es schwarz; von außen sah man nur das Grünlichfalbe und das Schwarze. Der untere Kinnbacken, die Kehle, der Bauch, die Achseln, die Schöße, die innere Seite der Vorder- und Hinterbeine hatten Haare, die ungefähr einen bis anderthalb Zoll lang und sehr blaßgelblich waren. Die Haut war weißlich. Die Finger waren behaaret, aber das Fußbret war nackend; die Fingerspitzen waren dick und zugerundet; die Nägel hatten eine schwarze oder doch schwärzliche Farbe; die an den Daumen waren platt und beinahe wie bei dem Menschen gestaltet; aber die an den Fingern waren gekrümmet, und der Länge nach rinnenförmig.

Ausmessungen des Magot.	Männch.			Weibch.		
	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
Länge des ganzen Körpers von dem Aeußersten der Schnautze bis an den After	2	0	0	1	8	0
Länge des Kopfes von dem Aeußersten der Schnautze bis an das Hinterhaupt . . .	0	5	7	0	4	6
Umfang des Aeußersten der Schnautze	0	6	6	0	4	6
Umfang der Schnautze unter den Augen gemessen	0	8	8	0	7	0

Weite

	Männch.			Weibch.		
	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
Weite der Oeffnung des Maules	0	4	5	0	3	0
Abstand zwischen den beiden Nasenlöchern	0	0	2½	0	0	2
Abstand zwischen dem Aeußersten der Schnautze und dem vordern Augenwinkel	0	2	3	0	1	6
Abstand zwischen dem hintern Augenwinkel und dem Ohre	0	2	6	0	2	6
Länge des Auges von einem Winkel zum andern	0	0	7	0	0	6
Oeffnung des Auges	0	0	3½	0	0	3
Abstand zwischen den vorderen Augenwinkeln	0	1	2	0	0	7
Umfang des Kopfes zwischen den Augen und den Ohren gemessen	1	1	6	0	10	6
Länge der Ohren	0	0	8	0	1	0
Länge derselben wo, sie am Kopfe sitzen, nach der äußern Krümmung gemessen	0	2	0	0	2	6
Abstand der Ohren von einander unten gemessen	0	3	8	0	2	8
Länge des Halses	0	2	3	0	2	2
Umfang des Halses	0	9	0	0	6	10
Umfang des Leibes hinter den Vorderbeinen gemessen . . .	1	3	4	1	1	0
Eben derselbe Umfang an der dickſten Stelle	1	4	0	1	1	6
Eben derselbe Umfang vor den Hinterbeinen	0	11	6	0	10	6

	Männch.			Weibch.		
	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
Länge des Vorderarmes von dem Elbogen bis an das Faustgelenk	0	7	0	0	6	4
Umfang des Faustgelenkes . .	0	3	8	0	3	[illegible]
Länge von dem Faustgelenke bis an das Aeußerste der Nägel	0	4	6	0	4	0
Länge des Beines von dem Knie bis an die Ferse . .	0	8	4	0	7	3
Länge von der Ferse bis an das Aeußerste der Nägel . .	0	6	6	0	5	4
Länge der größten Nägel . . .	0	0	7	0	0	4

Das Männchen wog drei und zwanzig Pfund. Das Netz erstreckte sich bis an das Becken, und war an etlichen Stellen mit einem gelblichen Fette bedeckt.

Der Fünffingerdarm schlang sich bei seinem Ausgange aus dem Magen einwärts, und fügte sich in der Nabelgegend an den Leerdarm. Der Leerdarm machte seine Windungen in eben derselben Gegend und in der linken Dünnung. Die Windungen des Krummdarmes waren in der linken Seite und in der Nabelgegend; allda endete er sich am Blinddarme, welcher in der rechten Seite schief von vorn nach hinten und von oben

nach

nach unten lag. Der Grimmdarm erstreckte sich rückwärts in die rechte Hüftgegend, in welcher, wie auch in der Gegend des Unterschmeerbauches und der linken Hüfte, derselbe seine Windungen machte, bevor er sich an den Mastdarm schloß, welcher, anstatt den Lendenwirbeln zu folgen, in dem Becken einen Bogen machte, von dem das Ende an den After traf.

Der Magen erstreckte sich mehr zur Rechten als zur Linken; in der Gestalt glich er des Menschen seinem, außer daß er an der kleinen Krümme zur Seite des Schlundes und an dessen beiden Seiten dicker war.

Die dünnen Gedärme waren fast alle von gleicher Dicke; ihre Häutchen waren röthlich und sehr dünn. Der Blinddarm war kurz und dick. Der Grimmdarm war eben so dick als der Blinddarm bei diesem Eingeweide; hernach nahm er, in einer Länge von acht Zoll, allmählig an Dicke ab, und das Uibrige hatte beinahe eben die Dicke wie der Mastdarm. An dem Blinddarme, Grimmdarme und dem Mastdarme waren drei nervige Bänder, von welchen eines an dem Blinddarme wenig zu erkennen war, und nur eines reichte bis an das Ende des

Mastdar=

Mastdarmes. Der Blinddarm und sonderlich der Grimmdarm machten etliche kleine Beutel.

Die Leber bestand aus drei großen Lappen; an jeder Seite lag einer, und der dritte in der Mitte, welcher durch einen Einschnitt des Hängebandes in zwei Theile abgetheilet war; auf dem Theile zur Rechten lag die Gallenblase; der linke Theil hatte an seinem untersten Ende ebenfalls einen kleinen Einschnitt; an der Wurzel des rechten Lappens, und dessen hintern Seite hing ein kleiner Lappen, welcher länglich und zugespitzt war, und nahe beim Ursprunge dieses kleinen Lappens war eine Erhabenheit. Die Farbe dieses Eingeweides war von außen und von innen braunroth, und es wog sieben Unzen drei Quentin. Die Gallenfeuchtigkeit sah röthlich oranienfarbig aus, und wog vier und zwanzig Gran.

Die Milz lag an der linken Seite des Magens, und erstreckte sich schief von vorn nach hinten und von oben nach unten; ihr oberer Theil war viel breiter als der untere; der letztere machte ein Kügelein, das von dem Uibrigen durch einen Abschnitt abgesondert war. Die Milz hatte von außen und von

innen

innen eine schwärzliche Farbe, und wog drei Quentin.

Die Gekrösdrüse hatte eine sehr unregelmäßige Gestalt, und erstreckte sich von der Krümme an, welche der Zwölffingerdarm bei seinem Ausgange aus dem Magen machte, bis zur Milz und zur rechten Niere.

Die Nieren waren länglich, und ihre Vertiefung war nicht groß. Die rechte Niere lag um die Hälfte ihrer Länge weiter als die linke hervor. Die Wärzchen waren sehr dick, und trafen an einander. Das Grübchen hatte einen sehr kleinen Umfang.

Die rechte Lunge zertheilte sich in vier gleichförmige Lappen, deren Lage wie in den meisten vierfüßigen Thieren war. Zur Linken befanden sich nur zwei Lappen, deren ersterer durch einen tiefen Einschnitt in zwei Theile abgetheilet war. Das Herz war nicht sehr spitzig. Aus dem Stamme der großen Pulsader gingen zwei Aeste.

Die Wärzchen auf der Zunge waren sehr kurz, und am Ende war eine Menge weißlicher und runder Körner; auf dem übrigen Theile der Zunge lagen diese Körner weiter

von einander ab. Am hintersten Ende sah man drei kelchförmige Drüschen, die eine Linie im Diameter hielten, und sie machten zusammen einen Triangel, dessen Grundlinie vorwärts stand. Das Zäpfchen hatte keine spitzige Verlängerung.

Das Gehirn wog 3 Unzen, und das Gehirnlein 3½ Quentin; dieses wurde vom Hintertheile des Gehirnes gänzlich bedeckt.

Die Eichel war an den Seiten platt, und hatte am Ende einen Rand, welcher dem Kopfe eines Schwammes einiger Maßen ähnlich sah. Der Stiel, welcher an diesem Rande anhing, machte den Körper der Eichel, und war bei der Bedeckung des Schwammes dünner als bei der Ruthe. Die Hoden waren sehr dick und fast rund; das Oberhödchen war auch sehr groß. Die innere Substanz der Hoden war graulich, und in der Mitte befand sich eine weißliche Axe. Die zuführenden Gefäße waren in ihrer ganzen Erstreckung beinahe von gleichem Diameter. Die Blase war nicht groß und beinahe rund. Die Samenbläschen waren länglich, und der Vorsteher war sehr dick.

Uiber dem After war ein kleiner Anwuchs,

der

der einem Schwanze glich, aber ohne Haar, nur fünf Linien lang, zwei Linien breit und eine Linie dick. Dieser kleine Schwanz stand am Ende des Schloßbeines, aber er hing so wenig als die übrige Haut daran. Das Magotweibchen, dessen Dimensionen in der vorstehenden Tabelle angegeben sind, hatte, wie mir es schien, mehr Gelbes und weniger Grünes, als das Männchen, am Kopfe, am Halse, an den Schultern, an der Brust und an der äußern Seite der Vorderbeine. Es wog zwölf Pfund und drei Viertel.

Der After stand unter dem Rücken wie bei dem Männchen. Die Scham befand sich zwischen den zwei Schwielen der Hüftbeine, auf welchen Schwielen dieses Thier zu sitzen pfleget.

Dieses Weibchen hatte an der Brust zwei Warzen, an jeder Seite eine; ihr Durchmesser betrug drei Linien, und sie standen einen Zoll und vier Linien weit von einander ab.

In diesem Weibchen war der Zwölffingerdarm eben so kurz als in dem Männchen, und die Länge dieses Eingeweides betrug kaum drei oder vier Zoll. Bei seinem Ausgange

aus dem Magen machte es einen Bogen, und es reichte bis in die Nabelgegend. Der Mastdarm war sehr kurz.

Die dünnen Gedärme waren von dem Pförtner bis an den Blinddarm sechs und einen halben Fuß lang. Die Länge des Grimmdarmes und des Mastdarmes zusammen betrug drei Fuß. Das obere Ende der Milz war zugespitzet.

Die Eichel der Klitoris war nicht sehr zu sehen, und lag am Rande der Scham; sie machte nur einen kleinen Höcker; aber die Klitoris war dick. Die Mündung der Harnröhre befand sich drei Linien weit von der Klitoris. Die Mutterscheide war nicht sehr lang; die Mündung der Gebärmutter hatte eine dreieckige Gestalt; ihr Hals war sehr dick, und es befanden sich keine Hörner daran; die Muttertrompeten kamen hinten aus der Gebärmutter zu beiden Seiten hervor, und endeten sich an einem Behängsel, welches das meiste der Hoden umhüllete; diese waren weißlich, und von einer unregelmäßigen Gestalt, da ihre obere Fläche platt, und die untere rund und erhaben war. In der Abbildung sieht man die Blase und ein Stück des Mastdarmes.

	F.	Z.	L.
Länge der dünnen Gedärme von dem Pförtner bis an den Blinddarm	8	—	—
Umfang des Zwölffingerdarmes	—	2	6
Umfang des Leerdarmes . . .	—	2	9
Umfang des Krummdarmes an den dicksten Stellen	—	2	9
Umfang desselben an den dünnsten Stellen	—	2	3
Länge des Blinddarmes	—	2	—
Umfang desselben an den dicksten Stellen	—	7	—
Umfang an der dünnsten Stelle	—	2	6
Umfang des Grimmdarmes an den dicksten Stellen	—	7	—
Umfang desselben an den dünnsten Stellen	—	1	9
Umfang des Mastdarmes an dem Grimmdarme	—	2	9
Umfang des Mastdarnies an dem After	—	2	3
Länge des Grimmdarmes und des Mastdarmes zusammen	—	2	6
Länge des ganzen Darmkanals ohne den Blinddarm	10	6	—
Großer Umfang des Magens .	1	9	—
Kleiner Umfang desselben . . .	1	3	—
Länge der kleinen Krümmung			

	F.	Z.	L.
von dem Winkel an, welchen der rechte Theil des Magens macht, bis zum Schlunde .	—	3	6
Tiefe des großen Magensackes .	—	2	6
Umfang des Schlundes	—	2	—
Umfang des Pförtners	—	2	6
Länge der Leber	—	4	6
Breite derselben	—	6	—
Größte Dicke	—	—	11
Länge der Gallenblase	—	1	4
Größter Diameter derselben . .	—	—	8
Länge der Milz	—	2	3
Breite derselben am untern Ende	—	1	—
Breite am obern Ende	—	—	6
Dicke in der Mitte	—	—	6
Dicke der Gekrösdrüse	—	—	3
Länge der Nieren	—	2	1
Breite derselben	—	1	1
Dicke derselben	—	—	8
Länge des Spiegels im Zwerchfelle von der Hohlader bis an die Spitze	—	1	6
Breite des Spiegels	—	2	3
Umfang des Herzens am Grunde	—	4	6
Dessen Höhe von der Spitze bis zum Ursprunge der Lungenpulsader	—	1	10
Höhe von der Spitze an bis an den Lungensack	—	1	6

Durchmes=

	F.	Z.	L.
Durchmesser der großen Herzpulsader außen herum gemessen	—	—	4
Länge der Zunge	—	3	3
Länge ihres Vordertheiles von dem Bande bis an das äußerste Ende	—	1	—
Länge des Gehirnes	—	3	—
Breite desselben	—	2	4
Dicke desselben	—	1	2
Länge des Gehirnleins	—	1	1
Breite desselben	—	1	6
Dicke desselben	—	—	8
Abstand zwischen dem After und dem Hodenbeutel	—	3	3
Abstand zwischen dem Hodenbeutel und der Mündung der Vorhaut	—	—	8
Länge der Eichel	—	1	1
Umfang derselben	—	1	—
Umfang des schwammichten Körpers daran	—	1	3
Länge der Ruthe von der Gabelung der höhligen Körper bis wo die Vorhaut anliegt	—	2	10
Umfang der Ruthe	—	1	—
Länge der Hoden	—	2	—
Breite derselben	—	1	8

Dicke

	F.	Z.	L.
Dicke derselben	—	1	5
Breite des Oberhödchens . . .	—	—	5
Dicke desselben	—	—	5
Länge der zuführenden Kanäle	—	8	—
Durchmesser in dem größten Theilen ihrer Erstreckung	—	—	1
Großer Umfang der Blase . . .	—	7	6
Kleiner Umfang derselben . . .	—	6	6
Umfang der Harnröhre	—	1	3
Länge der Samenbläschen . . .	—	2	6
Breite derselben	—	—	6
Dicke derselben	—	—	4
Länge der Vorsteher	—	1	4
Breite derselben	—	—	6
Dicke derselben	—	—	4

(Am Weibchen.)

	F.	Z.	L.
Abstand zwischen dem After und der Scham	—	—	4
Länge der Scham	—	—	4
Länge der Mutterscheide . . .	—	1	9
Umfang derselben	—	2	3
Großer Umfang der Blase . .	—	6	—
Kleiner Umfang derselben . . .	—	5	6
Länge der Harnröhre	—	—	5
Umfang derselben	—	—	9
Länge der Gebärmutter nebst dem Halse derselben	—	1	3

Abstand

	F.	Z.	L.
Abstand in gerader Linie zwischen den Hödlein und der Gebärmutter	—	—	4
Länge der krummen Linie, welche die Muttertrompeten durchlaufen	—	—	9
Länge der Hödlein	—	—	5
Breite derselben	—	—	4
Dicke derselben	—	—	2

Der Kopf am Geripppe des Magot unterscheidet sich von dem Kopfe des Menschen, des Jocko und des Gibbon, vornehmlich durch die Schnautze, welche länger ist, durch die Lage der Oeffnung der Nasenlöcher, welche niedriger unter den Augenhöhlen steht, durch den Umfang dieser Höhlen, welche kleiner sind, und durch eine Querkante, welche sich am Hinterhaupte befindet; diese Kante befindet sich in den meisten vierfüßigen Thieren, und dienet den Muskeln, welche den Kopf halten, zum Hefte; je dicker sie ist und je weiter sie hervor raget, desto mehr Anstrengung der Muskeln zeiget sie an, um den Kopf der vierfüßigen Thiere zu stützen und ihn aufzurichten, weil sie nicht, wie des Menschen seine im Gleichgewichte am Halse ist. Die Stirn des Magot erhebt sich

nicht

nicht über die Augenhöhlen; der obere Rand dieser Höhlen machet eine weit hervorragende Wulst, und diese Wulst erstrecket sich von einer Augenhöhle zur andern über der Nase hin, wo sie eine mit dem Nasenbeine beinahe senkrecht stehende Seite hat. Eben diese Wulst verlängert sich über der äußersten Seite der Augenhöhlen, weil der Augenhöhlenfortsatz des Stirnknochens und der Fortsatz des Backenknochens beide sehr dick sind. Die Jochbeinwölbung ist auch viel runder erhaben als in dem Menschen, dem Jocko und dem Gibbon, und hat mehr Aehnlichkeit mit der Wölbung des Jochbeines in den meisten vierfüßigen Thieren. Die Augenhöhlen sind viel breiter als hoch. Die Oeffnung der Nasenlöcher erstrecket sich beinahe bis an den Rand des Zahnkastens. Der untere Kinnbacken ist von des Menschen, des Jocko und des Gibbon ihrem darin unterschieden, daß dessen Arme weniger gekrümmet und den unteren Kinnbacken der meisten vierfüßigen Thiere ähnlicher sind.

Die Zähne des Magot kommen in der Anzahl mit des Menschen seinen überein; aber in der Gestalt finden sich große Verschiedenheiten, vornehmlich in den Hundszähnen, welche den Hundszähnen des Gibbon

den zwar ähnlich, aber viel größer sind. Der erste Backenzahn in der untern Reihe ist nach Proporzion dicker als bei dem Menschen; die Vorderseite dieses Zahnes ist sehr lang anzusehen, welches von dem Reiben des oben darüberstehenden Hundszahnes herkommt. Der letzte Backenzahn an jeder Seite der beiden Kinnbacken ist, wie in den meisten Thieren, der dickste, und ist an jeder Seite mit zwei in die Länge laufenden Streifen versehen, wovon bei dem Menschen das Gegentheil gefunden wird. Zwischen den Schneidezähnen und den Hundszähnen der obern Reihe, und zwischen den Hundszähnen und den Backenzähnen der untern Reihe, ist ein leerer Raum, in welchen der Hundszahn des entgegenstehenden Kinnbackens tritt, wenn das Maul zugeht.

Keiner von allen Wirbeln des Genickes hat einen stachelichten Fortsatz, der gabelförmig wäre; der untere Arm des in die Quere gehenden Fortsatzes des sechsten Wirbels ist breit und platt wie in den meisten vierfüßigen Thieren.

Es befinden sich an jeder Seite zwölf Rückenwirbel und eben so viele Rippen, nähmlich

lich acht wahre und vier falsche. Das Brustbein besteht aus sieben Knochen. Das erste Paar Rippen, nach jeder Seite eine, vergliedert sich mit dem vordern Theile des ersten Knochens des Brustbeines; die Vergliederung des zweiten Paares ist zwischen dem ersten und dem zweiten Knochen des Brustbeines; des dritten Paares seine zwischen dem zweiten und dem dritten Knochen, und so weiter bis zu dem siebenten und dem achten Paare, welche sich zwischen dem sechsten und dem siebenten Knochen des Brustbeines vergliedern. Der Lendenwirbel sind an der Anzahl sieben.

Das Heiligbein besteht aus drei falschen Wirbeln. In dem Schloßbeine sind nur zwei Knochen. Das Heiligbein und das Schloßbein befinden sich mit dem Rückgrade beinahe in gerader Linie.

Das Hüftbein ist an seiner äußern Seite ausgehöhlet und hat von innen zwei in die Länge stehende Seiten, deren vordere die schmälste ist. Die Schambeine sind an dem Winkel und dem Arme, welchen sie machen, sehr breit; sie stehen gegen den Schmeerbauch weiter als in dem Jocko und dem Gibbon hervor; die Rinne, welche sie machen,

ist

ist nach ihrer ganzen Länge rund erhaben. Der Höcker an jedem Hüftbeine ist sehr groß, und hat eine weit ausgebreitete Fläche, an welcher das Schwielichte der Haut war.

Das Schulterblatt ist breiter als des Gibbon und des Jocko ihres, folglich des Menschen seinem ähnlicher, ausgenommen daß es länger ist.

Die Schlüsselbeine gleichen des Menschen, des Jocko und des Gibbon ihren. Der Armknochen ist nicht so lang als der Elbogen, wovon im Menschen das Gegentheil gefunden wird; auch sind die Knochen des Vorderarmes im Magot viel länger als des Menschen seine. Dessen ungeachtet reichet der Arm des Magot, wenn er längs des Leibes herab hangt, nur bis in die Mitte des Oberschenkelknochens beinahe so wie bei dem Menschen, weil die große Länge des Vorderarmes durch die längeren Lenden des Magot ersetzet wird; denn diese bestehen aus sieben Wirbeln, anstatt daß der Mensch nur fünf Lendenwirbel hat. Der Armknochen des Magot ist nach der Länge seines obern Mittelstheiles vorwärts konvex, und längs dieses Theiles sieht man drei Kanten, die sich nach der Länge hin erstrecken, nähmlich eine

an der äußern Seite und die beiden andern an den Rändern der Rinnen. Die Knochen des Vorderarmes stehen weiter als in dem Menschen von einander ab. Die Knochen des Oberschenkels und des Schienbeines sind von diesen zwei Knochen im Menschen darin unterschieden, daß sie nach Verhältniß viel kürzer sind. In der Handwurzel sind eilf Knochen; sie gleichen ihrer Lage nach diesen Knochen im Gibbon, aber in der Gestalt sind sie diesen letztern in verschiedenen Stücken unähnlich. Die Fußwurzel besteht nur aus sieben Knochen, welche von diesen Knochen im Menschen wenig unterschieden sind. Die größten Verschiedenheiten, die ich in den Knochen der Mittelhand, des Mittelfußes und in den Gliedknochen der Finger des Magot, in Vergleichung mit allen diesen Knochen im Menschen, habe wahrnehmen können, bestehen darin, daß der erste Knochen der Mittelhand und die Gliedknochen des Daumens nicht so dick, aber kürzer als in dem Menschen sind, und daß der Knochen des Mittelfußes und der fünf Zehen an den Hinterfüßen des Magot so gestellet und proporzioniret ist, als wären sie Theile einer Hand, nicht eines Fußes, wie ich solches bereits bei dem Gibbon angemerkt habe.

Das Haar auf der Stirn, welches kurz ist, und eine Art Wulst über die Augen macht, ist schwarz, weiter hinauf und bis in den Nacken ockergelb, der Rücken dunkelbraun, stark ins Graue schattiert, so auch die äußere Seite der Arme bis gegen die Hand hin, welche bis an die Finger gelbroth ist, denn diese sind, so weit sie kahl sind, schwarz. Die äußere Seite des Dickbeines und Schenkels ist fuchsroth, die Finger der hintern Hand schwarz. Der kurze starke Bart hat eine weißgelbliche Farbe; auch sind die Haare auf dem Bauche und der innern Fläche der Arme und Beine weißlich. Die Zähne waren klein und noch nicht ausgewachsen. Die Heimath des Hundskopfes ist das Innere von Afrika. Seine Manieren weichen von denen, die ich an dem gemeinen Affen bemerkt habe, deutlich ab. Er macht weder die Grimassen mit den Lippen und Kinnbacken so oft, noch die Bewegung jener dabei so geschwinde, noch so mannigfaltig, als dieser. Wenn er eine Sache verlangt, so bewegt er die Haut der Stirn schnell auf und nieder, streckt die Schnautze vorwärts, und zieht die Lippen so, daß sie eine zirkelrunde Oeffnung machen. Er ist still, falsch und so wild, daß es kaum möglich scheint, ihn zu bändigen. Der oben gedachte war zwar noch jung,

hatte aber dennoch eine solche Stärke, daß sein Herr, ein starker Mann, ihn kaum bezwingen konnte, und öfters von ihm wund gebissen wurde. Die Abbildung des Affen zeigt ihn in seiner Lieblingsstellung. Ich habe sie dem Herrn D. Herrmann, Professor der Naturgeschichte in Straßburg, zu danken, unter dessen Augen sie verfertigt worden ist." Schreb. a. a. O.

Inhalt

des siebzehnten Bandes

von

Buffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere.

		Seite.
CL.	Der Morse oder die Seekuh.	1.
	Anhang.	39.
CLI.	Der Dugon.	44.
	Anhang.	58.
CLII.	Der Lamantin.	73.
	Anhang.	105.
CLIII.	Der große kamtschatkische Manati.	111.
	Der große antillische Manati.	142.
	Der große Manati im indianischen Meere.	147.
	Der kleine amerikanische Manati.	148.
	Der kleine senegalsche Manati.	152.
CLIV.	Nomenklatur der Affen.	157.
	Die Orang-outangs, oder der Pongo und der Jocko.	220.
	Anhang.	291.
	Der Pithekos oder der gemeine Affe.	323.
	Anhang.	336.
	Der Gibbon.	342.
	Der Magot.	373.
	Anhang.	408.

Anzei-

Anzeige

der im siebzehnten Bande

der

Naturgeschichte der vierfüß. Thiere

enthaltenen Abbildungen.

Seite.

1. Der Morse oder die Seekuh. Buffon allg. Hist. d. Nat. VII. 1. Tab. 54. 55. — 1.
2. Der Dugon. Campers kleine Schriften, B. 3. T. 1. Tab. 3. — 44.
3. 4. Der Lamantin. Buff. allg. Hist. d. Nat. VII. 1. Tab. 56. 57. — 73.
5. Der Jocko. Buffon allg. Hist. d. Nat. VII. 2. Tab. 1. — 220.
6. Der Pithekos. Schreb. Säugth. Tab. 4. — 323.
7. Der größere Gibbon. Buffon allg. Hist. d. Nat. VII. 2. Tab. 2. — 342.
8. Der kleinere Gibbon. Buffon allg. Hist. der Nat. VII. 2. Tab. 3. — 342.
9. Der Magot. Buffon allg. Hist. d. Nat. VII. 2. Tab. 8. — 373.
10. Der Magot mit dem Hundskopfe. Buffon allgem. Hist. d. Nat. VII. 2. Tab. 7. — 373.

Ende

des siebzehnten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buffon, Georges Louis Le Clerc de, 1707-1788 / Martini, Friedrich Heinrich Wilhelm, 1729-1778 / Otto, Bernhard Christian, 1745-1835

Herrn von Buffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere

Bd.: 17

Wien 1791

H.nat. 94-3,17
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10075191-2
VD18 80114202